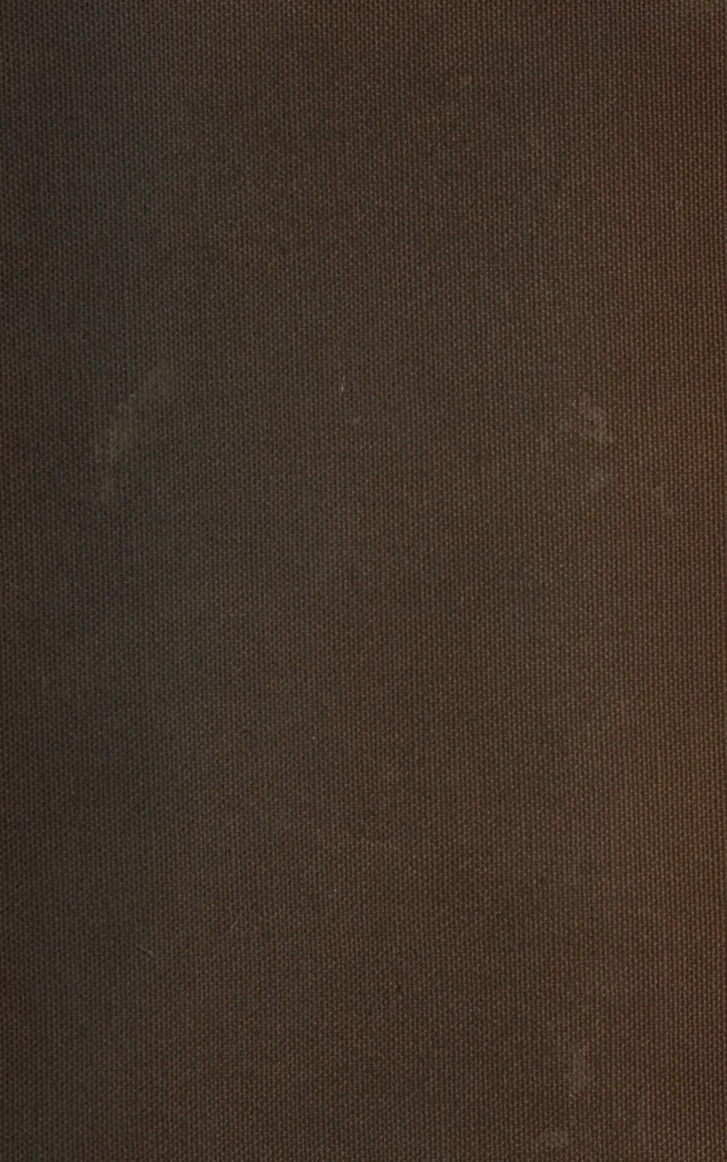
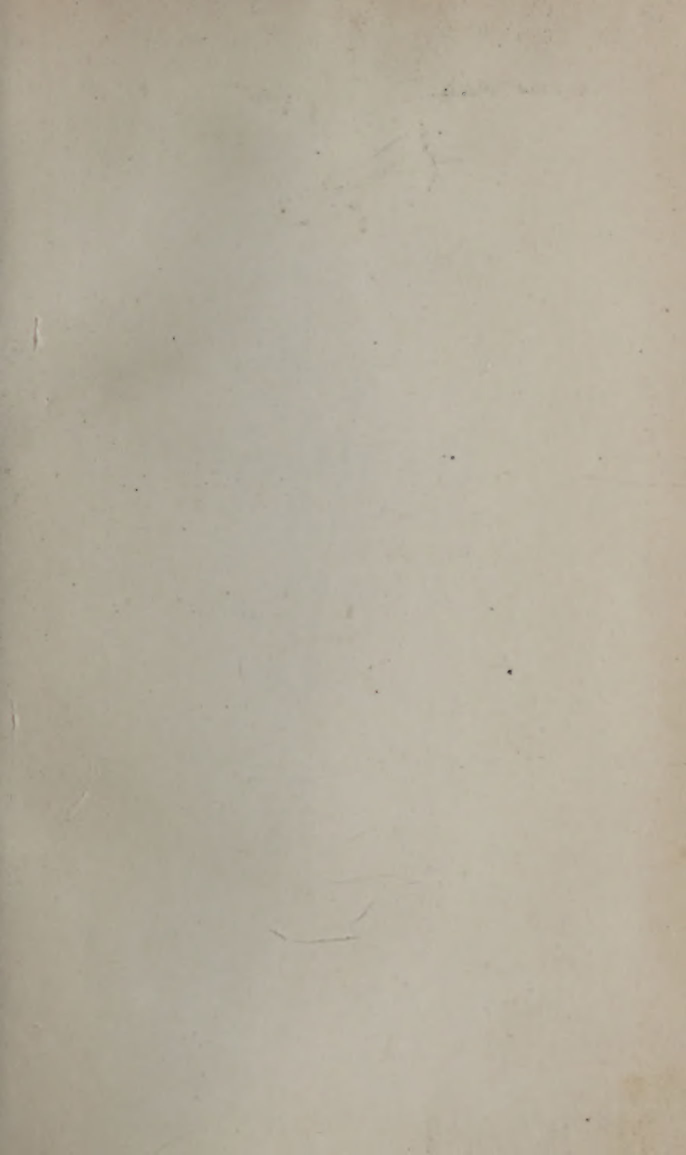
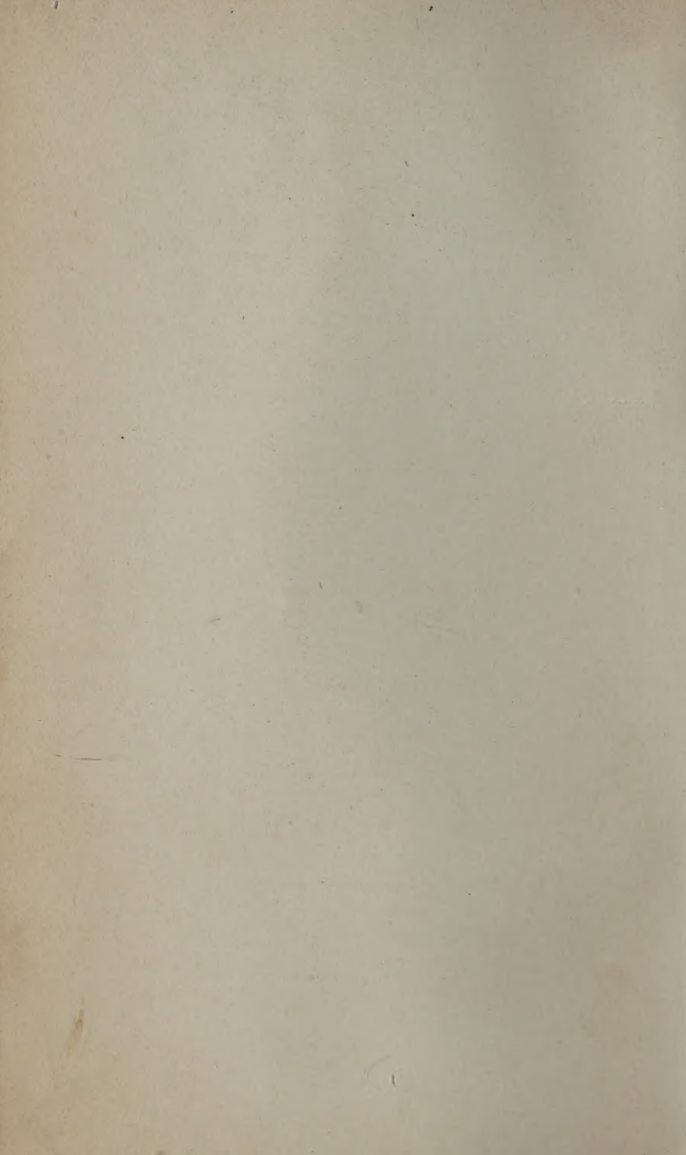



No. 4879.59
v. 1-2.
THE TRVSTEES OF THE PVBLIC LIBRARY
LVX
OMNIVM
CIVIVM
OF THE CITY OF BOSTON
1852 1878







Wandlungen.

Erster Band.

Wandlungen.

Roman

von

Fanny Lewald.

Zweite Ausgabe.

Erster Band.

Berlin, 1864.
Verlag von Otto Janke.

Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Meinem Bruder

Otto Lewald.



Erstes Kapitel.

Die Burschenversammlung war sehr stürmisch gewesen, die Studenten hatten eben das Auditorium maximum verlassen, in dem sie gehalten worden war, und die verschiedenen Corps sonderten sich in Gruppen auf dem Hofe, den von zwei Seiten die Universitätsgebäude, von der dritten der Dom begrenzte, während die vierte sich mit einem eisernen Gitter gegen die stattliche Weitung des Domplatzes öffnete.

Die alten Linden und Kastanien des Universitätshofes, welche ihre Aeste hinüberbogen nach der bedeckten Halle des Domes, zu der Grabstätte berühmter Professoren, waren fast entlaubt,

obschon man sich noch in der ersten Hälfte des Octobers befand. Der Herbst hatte sich früh eingestellt und starke Nachtfröste bereits die Nähe des Winters verkündet.

Auch hatte die Burschenversammlung den Freuden des Winters gegolten. Von jeher hatte zwischen den Studirenden und den Bürgern ein gutes Vernehmen bestanden, und da die Studenten in den Familienkreisen stets eine gastliche Aufnahme gefunden, war es seit alten Zeiten Sitte gewesen, daß sie sich dafür mit Bällen und mit Concerten dankbar bezeigten. Wie die Söhne aller Stände sich unter dem Schutze der alma mater zu einer Corporation zusammenfanden, so begegneten sich Kaufmannschaft, Adel, Militair, Beamte und Handwerker in den Gartenconzerten sowohl als auf den Bällen der Studenten, und die Universität trug auf diese Weise zur Ausgleichung der Standesunterschiede bei, während sich hinwieder das Leben in den verschiedenen Familienkreisen für die Gesittung der Studirenden förderlich bewies.

Der Geist der Stadt war aufgeklärt und

duldsam. Man hob es gern hervor, daß die kritische Philosophie von hier ihren neuen Aufschwung genommen habe, und von jener kirchlichen, mystischen Richtung, welche später in ganz Deutschland so bedenklich um sich griff, war zu Ende der zwanziger Jahre in dem Orte wenig zu bemerken, der als Handels- und Hafenstadt das Gepräge eines gesunden, tüchtigen Wesens an sich trug.

Der Kaufmannsstand bildete den eigentlichen Kern der Bürgerschaft. Stolz auf eine altbegründete Wohlhabenheit, voll Vorliebe für ererbte Sitte und doch auf den Weltverkehr gewiesen und durch ihn modernisirt, bewahrte das innere Leben der Kaufleute eine gewisse patriarchalische Abgeschlossenheit, bei einer Gastlichkeit, wie nur der Norden sie kennt, und bei einer Prachtliebe, wie sie dem Kaufmannsstande eigen ist.

Der Landadel, welcher im Winter das Stammschloß mit dem Hause in der Stadt vertauschte, mochte an Gastlichkeit und Luxus der Handelsaristokratie nicht nachstehen, zu der sich auch die fremden Consuln und nationalisirte englische Kauf-

mannsfamilien zählten. Der commandirende General, wie der Chef der Civilbehörde, wurden vom Staate hoch besoldet, um ihn in geselliger Hinsicht schicklich vertreten zu können; die Professoren waren sehr geachtet, hingen durch Heirathen und andere Verhältnisse mit den verschiedenen Ständen zusammen, und alle diese sich vermischenden Kreise waren dem Studirenden geöffnet, der die Neigung hatte, sich ihnen anzuschließen.

Blieben denn auch auf dieser Universität Parteiungen unter den Jünglingen nicht aus, fehlte es auch hier nicht an Wüstheit, an Uebermaaß aller Art, so hinderte doch die allgemeine Geselligkeit das gänzliche Zerfallen in unnahbaren Parteihaß, und trotz aller Händel und Duelle suchten die verschiedenen Parteien sich immer wieder zu versöhnen und zu vereinen, sobald es galt, die Conzerte oder die Studentenbälle aufrecht zu erhalten.

Die Wahl der Entrepreneure für diese Bälle war es gewesen, welche an jenem Octobermittag so große Bewegung im Hofe der Universität erzeugt hatte. Die Burschenschaft und die ver-

schiedenen Landsmannschaften befanden sich noch in der Aufregung des Wahlkampfes, Borussen, Litthauer, Pommern, Masuren und die verschiedenen Kränzchen standen unter einander, aber selbst in der Vereinigung dieses Augenblickes blieb dennoch die Parteiung sichtbar.

»Der Heidenbruck ist famos,« meinte in einem Kreise von Litthauern ein schlanker, blonder Student, dessen scharfe Aussprache den Kurländer verrieth. »Er ist ein flotter Tänzer, fest auf der Mensur, ein hübscher Kerl und er hat Geld. Der Brand hingegen — —«

»Was hast Du gegen Brand, Ruthenberg?« unterbrach ihn ein Borusse, der die letzten Worte vorübergehend gehört hatte, und stille stand, die Sache aufzunehmen.

Ruthenberg hätte einlenken mögen, denn er hatte im Grunde Nichts gegen den Genannten einzuwenden, als daß er einer Partei angehörte, mit der die Litthauer eben erst behufs der Bälle Frieden geschlossen hatten. Indeß der Gedanke, man könne ihm dies Einlenken für Feigheit auslegen, machte ihn trotzig. Mit allem Hochmuthe eines

kurländischen Grafensohnes warf er also die Ober=lippe unter dem blonden Schnurrbart in die Höhe, und sagte trocken: »Was ich gegen ihn habe? Er gefällt mir nicht!«

Kaum aber hatte er die Worte ausgesprochen, als er sie bereute, denn der Borusse sowohl als seine eigene Partei empfanden es übel und wen=deten sich mit Heftigkeit gegen ihn. Die Aus=drücke ihres Mißfallens wurden nicht sorgfältig gewählt, der Zorn der Jugend ist rückhaltlos, jeden Augenblick konnte es zu einem Duelle kom=men, das der Senior grade jetzt zu vermeiden wünschte; er selbst also nahm lebhaft Partei für den mit großer Stimmenmehrheit erwählten Brand, und fragte gegen den Borussen gewendet: »Glaubst Du, daß Brand die Wahl annehmen wird?«

»Warum zweifelst Du daran?« fragte Jener immer noch gereizt.

»Weil er Ostern das Examen machen will!«

»Heidenbruck will das auch!« entgegnete der Borusse.

»Ja!« sagte der Senior, »aber fällt der durch,

so fällt er in seines Alten Geld- und Kornsäcke: Brand — —«

»Steht im Examen fest wie auf der Mensur, das solltest Du wissen!« fiel ihm Jener in's Wort, und wieder hing eine Forderung in der Luft, als ein Student, bedeutend älter als die Uebrigen, der bisher theilnahmlos auf- und abgegangen war, an den Kreis herantrat. Er zog eine große silberne Uhr aus der Tasche, hielt sie den Andern vor und sagte mit einer starken, aber heisern Stimme: »Wie wäre es, wenn Ihr Brand sein Examen selbst überließet und wir Mittag essen gingen, lieben Söhne! Es ist spät! Schon acht und eine halbe Minute über Eins!«

Larssen's Vorliebe für behaglichen Tischgenuß, wie seine zum Gespött gewordene Pünktlichkeit bei demselben, die mit der Unregelmäßigkeit seines übrigen Lebens in grellem Widerspruche stand, rief auch jetzt wieder ein so lautes Gelächter unter den Studenten hervor, daß man des Streites in der Heiterkeit vergaß.

»Lacht später, zankt und paukt auch allenfalls später!« sagte er mit unerschütterlicher Ruhe,

»für's Erste kommt!« — Damit faßte er Graf Ruthenberg unter den Arm und zog ihn mit sich fort, während der Borusse und der Senior noch ein paar ausgleichende Worte mit einander wechselten, worauf auch dieser sich nach dem Gasthause begab, in dem die Litthauer ihren Mittagstisch hatten.

Man saß schon beim Essen, als der Senior eintrat. Vater Larssen, wie er genannt wurde, präsidirte und hatte es dem Wirthe abgenommen, die Vertheilung der Speisen zu besorgen. Als wäre er Hausherr, und die ihm zunächst Sitzenden seine geladenen Gäste, legte er ihnen mit großer Sorglichkeit die Suppe vor, wobei er die Neigungen Aller zu berücksichtigen bemüht war.

Larssen hatte sein dreißigstes Jahr erreicht. Er galt also unter den Studenten, deren wenige über zwei und zwanzig Jahre zählten, für einen »Alten«. Auch waren über zwanzig Semester seit seiner Immatriculation verflossen, und vier bis fünf Generationen von Studenten an ihm und neben ihm vorübergegangen. Er selbst hatte

die Universität zu achtzehn Jahren mit einem glänzenden Zeugniß bezogen, das Eltern und Lehrer zu den schönsten Hoffnungen für ihn berechtigte. Als der Sohn einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie war er nicht gedrängt worden, augenblicklich ein Brotstudium zu ergreifen. Sein Vater, ein Mann von ungewöhnlich freier Lebensansicht und deshalb in seinem Kreise für einen wunderlichen oder, wie man es auch wohl auszudrücken liebte, für einen eigenen Mann gehalten, würde es sogar am liebsten gesehen haben, wenn er sich mit allgemeinen Studien begnügt und dann zum Eintritte in das Handlungshaus entschlossen hätte. Aber weder für das Letztere noch für die Wahl eines bestimmten Faches hatte Larssen sich zu entscheiden vermocht. Ein Ideal von universeller Bildung des ganzen Menschen im Sinne der Griechen hatte ihm vorgeschwebt. Studien in allen Fächern des Wissens und Kenntniß des Lebens sollten ihm dazu verhelfen; aber die Vertheiluug der Zeit zwischen Wissenschaft und Leben war täglich ungleichmäßiger, und aus dem Nachahmer, dem Zöglinge der

Griechen, schon am Ende der ersten Studienjahre ein Mensch geworden, den nur die Gewohnheiten einer guten Erziehung, und ein angeborner Sinn für schöne Form, vor wüster Rohheit zu bewahren vermochten. Ein flotter Bursche im Sinne der Studenten war er dabei nie gewesen. Es fehlte ihm nicht an Muth, aber er war zu bequem, sich irgend eine Anstrengung aufzuerlegen. Alle jene Abenteuerlichkeiten, an denen die akademische Jugend leicht Gefallen findet, widersprachen seinem an bürgerliche Behaglichkeit und äußern Anstand gewöhnten Sinne, und seine Vorliebe für die Letztern war mehr und mehr gewachsen, je weiter er sich von wahrer Sittlichkeit entfernt hatte. Die Grundsätze seines Vaterhauses waren ihm ein Spott, die Gewohnheiten desselben ein Heiligthum. Die Verehrung der äußern Form wird in Religion und Leben um so eifriger betrieben, je mehr der innere Gehalt verschwindet.

Larssen war drei Jahre auf der Universität, als sein Vater durch unglückliche Speculation sein Vermögen verlor. Beide Eltern überlebten

dies Unglück nur eine kurze Zeit, und der Sohn sah sich plötzlich auf sich selbst gewiesen. Für eine energische Natur wäre der Druck der Verhältnisse eine Triebkraft gewesen, um so schneller und höher zu steigen; nicht so für ihn. Er wollte dem Menschenkreise entgehen, der ihn beklagen konnte, er wollte sich den drohenden, augenblicklichen Entbehrungen entziehen, und eine Hauslehrerstelle in einer adligen Familie, die ein Freund derselben ihm anbot, schien ihm dazu der geeigneteste Ausweg.

Betroffen von dem Vertrauen seines Freundes, das nicht zu verdienen er sich bewußt war, hatte Larssen es als eine Ehrensache angesehen, seine Verpflichtungen im Hause des Baron von Heidenbruck mit höchster Pünktlichkeit zu erfüllen. Der älteste Sohn des Barons, Erich, den man eben jetzt zum Entrepreneur der Bälle ernannt hatte, war damals bereits in einem Erziehungsinstitute, und nur Georg noch im Hause gewesen, der bald darauf einem Cadettenhause übergeben worden war. Larssen hatte also nur den wissenschaftlichen Unterricht der Töchter zu besorgen gehabt, der ihn

wenige Stunden des Tages beschäftigte. Die ganze übrige Zeit hatte er sich selbst und seinen Neigungen gelebt, die in dem hochgebildeten, gastfreien Hause mit denen der Besitzer glücklich genug zusammenfielen. Seine literarische Bildung, seine guten Umgangsformen, sein Geist und seine Anspruchslosigkeit, seine Theilnahme für jeden Vorgang des menschlichen Lebens, hatten ihn dem Baron und seiner Gattin zu einem angenehmen Hausgenossen gemacht, dem man jede Bequemlichkeit bereitwillig gewährte und manche Unregelmäßigkeit der Sitten verzieh.

Fünf Jahre waren für Larssen in diesen Verhältnissen unter dauerndem Wohlbehagen dahingeschwunden, als die Ernennung zum Landforstmeister den Baron nach Königsberg berief, wo man des Hauslehrers für die Töchter nicht mehr benöthigt war. Wohlmeinend drang man in ihn, sich einem Examen zu unterwerfen, der Baron erbot sich, ihm beim Beginne jeder zu erwählenden Laufbahn mit seinem Einflusse förderlich zu sein; Larssen konnte zu keinem Entschlusse kommen. Seine Lässigkeit war in den fünf Jahren

des Wohllebens, bei den Studien, die er als Dilettant betrieb, gewachsen, und obschon er dabei dem erstrebten Ziele einer universellen Bildung näher gekommen war, als er selbst es wußte, hatte er alle Kraft verloren, seine Kenntnisse fleißig zum eigenen Besten zu verwerthen. Bereit, für jeden Andern mühevolle, langwierige Arbeiten zu übernehmen, konnte er sich nicht überwinden, eine Dissertation zu schreiben, um den Doctorgrad zu erwerben, und nur die Nothwendigkeit, für seinen Unterhalt zu sorgen, hatte ihn bewogen, in Erziehungsanstalten als Hülfslehrer zu unterrichten.

In dieser Weise hatte er fortgelebt, seit er aus dem Hause des Barons geschieden war. Seine Altersgenossen, die Freunde seiner ersten Studienzeit, waren zu bürgerlichen Stellungen gekommen, hatten selbst Familien gegründet, und Larssen vermied es, ihnen zu begegnen, weil sie ihm sein eigenes verfehltes Leben in's Gedächtniß riefen. Aber von Natur gesellig, fühlte er sich gedrungen, andere Genossen zu suchen, und er fand sie in dem immer neuen Zuwachs

der Universität, zu deren traditionellen Figuren er gerechnet ward. Beständig von neuen Bekannten, von sogenannten Freunden umgeben, die sein Geist und seine Originalität leicht an sich zogen, von ihnen verlassen, sobald sie im bürgerlichen Leben vorwärts schritten, hatte Larssen sein dreißigstes Jahr erreicht. Liebevoll für manchen jungen Mann, der diese Liebe nicht hoch anschlug oder sie kaum ahnte, verletzt durch jede Nichtbeachtung, und immer wieder zu neuer Theilnahme verlockt; oftmals ein nützlicher Freund, ein sorglicher Warner, öfter ein Verführer der Studenten; hochgehalten um sein Wissen von den Professoren, mißachtet als Charakter; selbstbewußt und an sich selbst verzweifelnd; gleichgültig gegen das Urtheil der Welt und voll Achtung vor dem Schein der guten Sitte, so war Larssen, als er an jenem Tage das Amt des Vorschneiders an der Tafel der Studenten übernommen hatte.

Man konnte ihn nicht unschön nennen. Er war mittler Größe. Das etwas derbe Gesicht, dessen Backenknochen eine hohe Röthe trugen, die tiefliegenden blauen Augen, das krause dunkel-

braune Haar, der ebenfalls krause Backenbart, paßten wohl zusammen, und der starke Mund, die breite Stirn belebten sich zu einem geistreichen, humoristischen Ausdrucke, sobald er sprach. Haar, Bart, Zähne und Hände waren sorgfältig gepflegt, die Kleidung frei von jedem Stäubchen, das schwarze Halstuch mit einer großen Schleife künstlich gebunden, denn Larssen legte Werth auf die Kunst, das Halstuch recht zu falten und zu tragen. Trotz dieser wohlanständigen Sauberkeit lag aber etwas Verkommenes in den Zügen, in der Kleidung, in der ganzen Erscheinung des Mannes, das keinem Menschenkenner verborgen bleiben konnte, und die Lässigkeit dieser Natur sprach sich in jeder Bewegung, selbst in der Art und Weise aus, mit der Larssen die silberne Brille an die Augen drückte, um seiner großen Kurzsichtigkeit zu Hülfe zu kommen.

Mit Befriedigung hatte er den gewaltigen Rinderbraten zerlegt, die Serviette über das Bein gebreitet und die ersten Bissen gekostet, als er, gegen seinen Nachbar den Senior gewendet,

die im Universitätshofe abgebrochene Unterhaltung wieder aufnahm.

»Du hast Recht gehabt, die Sache beizulegen«, sprach er; »Ruthenberg geht noch zu blind in's Zeug und Reinbeck hätte ihn mit seiner feinen Klinge so zusammengehauen, daß er auf dem ersten Balle nicht gesehen haben würde, ob Brand ein guter Entrepreneur ist oder nicht. Aber es ist kein Comment in der Jugend. Man verträgt sich vor den Bällen und geht nach den Bällen los.« — Dabei legte er sich einen neuen Schnitt Braten vor, ließ sich einen besondern Teller zu den Beisätzen geben, den sonst Niemand erhielt, und sagte dann: »Ruthenberg, belade Deinen Bart etwas weniger mit Sauce, Du muthest ihm mehr zu, als er tragen kann, lieber Sohn!«

Ruthenberg strich lachend mit der Serviette den Schnurrbart zurecht und meinte: »Du solltest als Universitätshofmeister angestellt werden, Larssen!«

»Oder in Deinen Mußestunden ein Complimen-

tirbuch für Musensöhne schreiben,« fiel ein Anderer ein.

»Nein!« rief ein Dritter. »Er muß ein Buch schreiben: »Perikles, der vollkommene Gentleman;» dabei kann Larssen seine ganze Gelehrsamkeit entfalten, und das universell gebildete Alterthum mit unserer Barbarei vergleichen!«

»Und,« fiel Ruthenberg ein, »über spartanische Suppe, attisches Salz, über den Faltenwurf der Statuen und die Kunst, Cravatten zu binden, feinsinnige Bemerkungen machen!«

»Perikles mit einer Cravatte als Titelkupfer wäre ein Anblick für Götter!«

»Und im zweiten Bande Larssen mit nackter Brust als Grieche! Welche Sterbliche könnte ihm widerstehen?«

Alle lachten, die Neckereien waren harmlos, und Larssen, der sich gar Manches gegen seine Bekannten herausnahm, ließ sich in seiner Ruhe und seiner Mahlzeit nicht stören. Erst als er seiner Eßlust Genüge gethan, ein großes Glas Bier in einem Zuge ausgetrunken und sich dann mit lang ausgestreckten Beinen behaglich in sei-

nen Stuhl zurückgelehnt hatte, entgegnete er: »Glaubt Ihr nicht, daß es ohne Schaden wäre, wenn man bei den Universitäten Lehrer anstellte, die Euch sagten, wie Ihr essen, wie Ihr stehen, sitzen und gehen sollt? Seht einmal das ganze Beamten- und Professorenvolk an, ob darunter im Grunde auch nur Einer einem Menschen ähnlich sieht, wenn er sich vor Menschen zu bewegen hat. Wie verschüchterte Nachteulen und Fledermäuse flattern sie aus ihren Bureaulöchern und Studirnestern hervor auf die Straße und in die Gesellschaft, daß mir unwohl wird, wenn ich sie sehe. Jeder Unteroffizier, jeder Statist des elendesten Theaters ist ein Halbgott gegen diese verkommenen Herren der Intelligenz. Und Ihr selbst? Unter den sechshundert Studenten können nicht fünfzig gehen oder stehen.«

»Wir Litthauer können Alle gehen, denn wir wachsen im Freien auf!« wendete der Senior ein.

»Ihr könnt reiten, und das Sprüchwort hat Recht, wenn es behauptet: «Jeder Litthauer kommt mit einem Pferdezaum in der Hand auf

die Welt.» Das springened Roß, das Euer Wappen ist, das kommt Euch zu; aber gehen können nicht fünf unter Euch. Der Heidenbruck kann gehen, und auch Brand geht vortrefflich, sie werden sich gut auf den Bällen machen!«

»Ich bleibe dabei, daß Brand es nicht annimmt!« behauptete der Senior wieder.

»Man muß satt sein, um eine volle Schüssel, einen vollen Becher an sich vorübergehen zu lassen, ohne zuzugreifen!» entgegnete Larssen.

»Was heißt das?«

»Erich von Heidenbruck, der künftige Majoratsherr, könnte die Ehre ausschlagen, Entrepreneur der Bälle zu werden, denn er wird noch manchen Genuß außer diesen Studentenbällen in seinem Leben haben,« erklärte Larssen mit einem überlegenen Lächeln, das spöttischer war, als er selbst es wollte; »der Sohn des Handwerkers, der künftige Landpfarrer, für den die magern Jahre gleich nach der Universität beginnen, muß den Becher der Freude ergreifen, der ihm geboten wird. Ich wette Zehn gegen Eins, daß Brand es annimmt!«

»Laß es einstweilen bei Eins gegen Zwei bewenden, Larssen, das kommt eher zu Stande, wenn Du verlierst!« meinte Ruthenberg lachend.

Der Senior nahm die Wette an, es blieb bei zwei Bowlen, man stand vom Tische auf und verabredete, am Abend, wenn man über Brand's Antwort Gewißheit haben würde, wieder im Speisehaus zusammen zu kommen, um auf Kosten des Verlierenden die beiden Bowlen zu trinken.

Zweites Kapitel.

Während dessen hatte Brand einen Weg vor die Thore gemacht, um mit sich selbst zu Rathe zu gehen. Die auf ihn gefallene Wahl seiner Commilitonen hatte ihn überrascht. Mit der Lösung einer theologischen Preisaufgabe beschäftigt, entschlossen im Beginne des Frühjahrs sein Candidaten-Examen zu machen, hatte er schon seit Monaten ganz zurückgezogen gelebt, ohne sich an den Parteisachen und sonstigen Angelegenheiten der Studenten zu betheiligen, und nicht daran gedacht, ein solches Ehrenamt zu übernehmen.

Sein erster Gedanke war, es abzulehnen, weil er sich den Zeitverlust und die Hindernisse nicht

verbergen konnte, die ihm aus der Annahme der Wahl erwachsen mußten; sein zweiter Gedanke überschaute die lange Reihe von Genüssen, die bevorzugte Stellung, welche ihm geboten wurde. Er sah sich in der vortheilhaften Kleidung der Entrepreneure, er sah sich als Vertreter der Studirenden, als Ehrenmitglied zu allen Festlichkeiten gezogen, welche während der nächsten sechs Monate in dem Bereiche der Stadt gefeiert wurden; er sah sich mit Heidenbruck in einer eleganten Equipage die ersten Beamten der Stadt persönlich zu den Bällen einladen, mit den schönsten und vornehmsten Mädchen und Frauen die Bälle eröffnen, und er hätte nicht ein und zwanzig Jahre sein müssen, wären solche Aussichten ohne Wirkung auf ihn geblieben. Larssen hatte Recht gehabt: Friedrich konnte den verlockenden Becher der Freude nicht von sich weisen!

Er war noch nicht lange gegangen, als er mit sich darüber einig war, den Winter zu genießen und durch verdoppelte Arbeit im Frühling den Zeitverlust zu tilgen; nur der Gedanke, wie sein Vater diesen Entschluß ansehen würde, beun-

ruhigte ihn. Er überlegte, auf welche Weise er die Sache darzustellen habe; ob er ihm seinen Plan als etwas Feststehendes mittheilen, ob er seine Zustimmung dabei erbitten, ob er ihn durch die Mutter darauf vorbereiten lassen solle. Jeder dieser Wege konnte der rechte sein, jeder mißlingen und eine der Scenen herbeiführen, die das schwere Leben seiner Mutter dann für lange Zeit noch schwerer machten. Wo es unmöglich ist, sich mit Sicherheit zu schützen, ist ein rascher Angriff für kräftige Naturen stets der beste Ausweg, und Friedrich wendete plötzlich auf seinem Spaziergange um, die peinliche Erörterung so bald als möglich abzuthun.

Es war Sonntag und zwei Uhr Nachmittag. Die Glocken läuteten zur Kirche, als er in einem entlegenen Stadttheile vor der niedrigen Thür eines kleinen Giebelhauses stand, die sich nach der Bauart unserer Vorfahren der Höhe nach in zwei Theilen öffnete. Die obere Hälfte war zurückgeschlagen; Friedrich klinkte die untere auf, schritt durch den gepflasterten Flur, aus dem eine Treppe ohne Lehne zu dem Boden führte, und

trat zu ebner Erde in die Tischlerwerkstatt ein, die heute, dem Sonntag zu Ehren, verlassen war.

Ein Gefühl von Bangigkeit bemächtigte sich des jungen Mannes, während er zwischen den Hobelbänken und Werktischen sich der Stube seiner Eltern näherte. Es war ihm, als müsse er sich unbewaffnet einem mächtigen Gegner stellen, und tiefaufathmend öffnete er die Thür. Das Zimmer war sauber gehalten, aber ärmlich. An dem Tische, der zwischen den Fenstern unter dem Spiegel stand, saß der Vater. Er las das Wochenblatt. Die Mutter kniete am Ofen und kochte Kaffee.

»Ich habe mit dem Kaffee gewartet, weil ich dachte, Du würdest kommen!« sagte die große und noch hübsche Frau, während sie das Feuer schürte und ihr Gesicht beim Anblick ihres einzigen Kindes jenen verschleierten Ausdruck der Freude zeigte, wie er unter den Zügen hervorsieht, welche Sorge und Arbeit dem Kopfe eingegraben haben. Nur in den Gesichtern der Glücklichen leuchtet die Freude wie heller Sonnenschein, bei dem Sorgenvollen gleicht sie dem

herbstlichen Lichte, das nur matt die Wolken durchdringt.

»Komme ich zu spät?« fragte Friedrich und sah nach der Schwarzwälder Uhr in der Nähe des grünen Kachelofens, deren Pendel sich langsam über dem roth und schwarz gedruckten Titelblatte des Kalenders hin- und herbewegte.

»Du hättest Sonntags früher kommen können!« entgegnete der Vater. »Wo kommst Du her?«

»Ich war vor dem Thore.«

»Allein?«

»Sie gehen ja doch niemals mit mir, Vater!« antwortete Friedrich, der den Tadel in seines Vaters Frage wohl verstand.

»Ja, das weiß Gott!« nahm die Mutter das Wort, die den Kaffee abgeklärt, die braune Kanne auf den Tisch gestellt hatte, und nun aus dem Schranke die Tassen herbeiholte. »Du rührst Dich ja halbe Jahre lang nicht aus dem Hause, wenn's nicht zu einem Kunden oder zum Holzplatze ist. Wenn der Fritz auf Dich warten sollte, käme er grade so wenig vor's Thor, als ich!«

»Warum gehst Du nicht mit ihm?« entgegnete der Alte und fügte, ohne die Antwort seiner Frau abzuwarten, die Frage hinzu: »Was giebt's Neues in der Stadt?«

Das Gefühl der Unfreiheit, das Friedrich schon an der Thür dieses Zimmers befangen, hatte sich mit jeder Minute, die er in demselben verweilte, gesteigert. Es war ihm, als werde ihm die Luft entzogen. Er fühlte sich gebrochen und zürnte sich über dies Empfinden, ohne es bemeistern zu können. Seine Sehnsucht nach Freude entschwand bei dem Anblick des freudlosen Daseins seiner Eltern. Er hatte sich auf seinem Spaziergange in festliche Räume geträumt, er hatte sich im Geiste mit einer glänzenden Gesellschaft beschäftigt, mit den Gebildetsten im heiteren Gespräche als Ebenbürtiger verkehrt, darum fühlte er sich fremder als jemals in dem Vaterhause, darum betrübte ihn das gute, frühgealterte Gesicht der Mutter um so tiefer, schmerzte ihn des Vaters rauhes Wesen um so mehr.

Aber die Lebenslust des Jünglings und mehr noch das Gefühl, seine persönliche Freiheit behaup-

ten zu müssen, siegten über den Eindruck der Niedergeschlagenheit, und mit größerer Ruhe als er fühlte, sagte Friedrich: »Ich und Heidenbruck sind zu Entrepreneuren der Bälle gewählt!«

»Das fehlte!« rief der Vater spottend, während die Mutter erstaunt die Kanne aus der Hand setzte und Friedrich mit einer Art von Ehrfurcht ansah. Als gehe er schon zum Feste, betrachtete sie ihn von Kopf zu Fuß, und wischte unbeachtet mit der Schürze einen kleinen Fleck von seinem Ermel ab.

»Ich habe die Wahl angenommen!« sagte Friedrich bestimmt.

»Der Sohn vom Tischler Brand und der Sohn vom Landforstmeister von Heidenbruck, die passen auch gut zusammen!« höhnte der Vater. »Du kannst hingehen, Mutter, und zusehen auf der Straße unter dem anderen Volk, wenn Dein Herr Fritz zum Balle aussteigt vor dem Schlosse oder vor dem Rathhaus!«

Friedrich war bleich geworden und aufgestanden von dem Tische, an dem er mit den Eltern gesessen. Die Mutter sah scheu und ängstlich zu

ihm empor, sie hätte ihm gern ein Zeichen gegeben zu schweigen, aber des Alten Auge ruhte auf ihnen und schien eine Genugthuung an ihrer Qual zu haben. Friedrich's Brust hob sich von der Gewalt des unterdrückten Zornes, und mit einer Stimme, die eisig kalt tönte, weil er jede Heftigkeit bemeistern wollte, sagte er: »Ich wußte, daß Sie mir die Freude verbittern würden, Vater!«.

»Wußtest Du das?« fuhr der Alte empor, und die grauen Augen blitzten unter den tief herabgezogenen Brauen. »Und warum hast Du das gewußt? Weil Du gewußt hast, daß es sich nicht schickt. Wer seine Eltern in schwerer Arbeit weiß, Tag aus Tag ein, der soll sich auch zur Arbeit halten!«

»Ich habe meine Arbeit nicht versäumt!« wendete Friedrich ein.

»Und Du sollst es bleiben lassen, den großen Herrn zu spielen vor Deinen Eltern!« rief der Alte und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Tassen ängstlich klapperten und der verschüttete Kaffee über das Sonntagskleid der Frau

herabfloß. »Meinst Du, ich hätte Dich dazu erzogen, dazu Tag und Nacht für Dich gearbeitet, daß Du auf Bällen umherjunkerst, daß Du anstatt an Dein Examen zu denken, Dich an Menschen hängst, vor denen Du Dich schämst der Sohn vom Tischler Brand zu sein — und die Dir doch das nicht vergeben und vergessen, wenn Du es auch versteckst?«

»Das habe ich nie gethan und werde es nie thun!« rief Friedrich. »Warum quälen Sie mich immer mit diesem Vorwurf, Vater? Sie selbst haben mich zum Studiren bestimmt, Sie haben mir die Mittel dazu mit Ihrer Hände Arbeit verschafft, bis ich mir durch Unterrichtgeben selbst weiter helfen konnte. Ich soll Prediger werden, ich soll Amt und Würde erreichen, und so oft ich mich den Menschen anschließe, unter denen ich zu leben und zu wirken habe, haben Sie es mir zum Vorwurf gemacht. Das ist unrecht, Vater!«

»So recht! Kanzle den Vater ab, Herr Pastor!« hohnlachte der Meister, dessen grobe Züge, dessen stark aufgeworfene Nase und Lippen, dessen zorngeröthetes Gesicht in diesem Augenblicke

einen abstoßend häßlichen Eindruck machten. »Aber wenn Du einmal Deinem Vater die Leichenpredigt halten wirst, da wird's Dir wohl einfallen, was er für Dich gethan hat!«

Die Mutter hatte schon lange die Augen voll Wasser gehabt, jetzt fielen die hellen Tropfen über die thränengewohnten Wangen der armen Frau herab, und lautschluchzend sagte sie: »Und Du wirst es noch auf Deinem Todbette bereuen, daß Du den armen Jungen so gequält hast! Ein besseres Kind giebt's nicht auf der Welt! Hat er nicht von der Sekunda ab für sich selbst gesorgt, hat er nicht Stunden gegeben vom vierzehnten Jahre ab, und gearbeitet bis in die Nächte hinein? und hat er nicht — —«

Friedrich winkte ihr zu schweigen, er selbst ging, die Arme auf dem Rücken gekreuzt, in dem kleinen Zimmer auf und nieder, das ihn umgab, wie ein schlechter Rahmen ein kostbar Bild umschließt. Seine hohe und sehr biegsame Gestalt besaß die volle Spannkraft der Jugend, sein schmaler, feiner Kopf hatte in den Gesichtsformen keine auffallende Schönheit, aber man

konnte ihn nicht betrachten, ohne von dem geistigen Ausdruck des Auges, von dem Adel der Stirne angezogen und durch das feine Mienenspiel gefesselt zu werden, das leicht und leise durch seine Züge flog. Angestrengte Arbeit bei geringer Pflege hatten ihm die frische Farbe geraubt, seine Schläfen waren etwas eingesunken, aber die Willenskraft, die jede Muskel seines Körpers beseelte, verrieth die innere Gesundheit, die Männlichkeit des Jünglings.

Er hatte diesen Kampf erwartet, er wollte ihn mit Ruhe bestehen, weil dies der einzige Weg war, ihn wenigstens für diesen Fall schnell zu beenden. Indeß das Lob, das die Mutterliebe ihm gespendet, hatte den Gedanken des Vaters eine neue Richtung gegeben, den Kampf auf ein anderes Feld gezogen. »Und bin ich darum ein schlechter Vater,« rief der Meister aus, »weil ich nicht will, daß mein eigen Fleisch und Blut mich über die Schulter ansehen soll?«

»Aber Vater! er muß doch lernen mit den Vornehmen verkehren, wenn er Prediger werden soll!«

»Er soll nicht ihr Prediger werden, sondern unserer soll er werden, dazu habe ich ihn erzogen. Was kümmern sich die Prediger um unser Einen! Hätte ich Einen gefunden, einen Prediger, einen Lehrer, der sich um mich gekümmert hätte zu meiner Zeit, der gemerkt hätte, wie ich auf's Lernen aus war, der mir geholfen hätte, ich stände heute nicht als Tischler hier und mein Sohn brauchte sich meiner nicht zu schämen!«

Damit hatte er die Saite getroffen, welche in Friedrich's Herzen immer wieder für den Vater erklang, das Mitleid mit einem aufstrebenden Geiste, dem die Verhältnisse jede Erhebung, jede Entwicklung unmöglich gemacht. Friedrich verstand diese Eifersucht des Vaters auf die Bildung des Sohnes und ehrte sie, so sehr er auch davon gelitten hatte. Sein Gesicht verlor den Ausdruck der Kälte, er trat näher zum Vater heran und sagte mit sanfter Stimme: »Sie haben mir die Bildung zukommen lassen, Vater, die Sie sich nicht verschaffen konnten, und Gott weiß, ob ich Ihnen das anerkenne und danke. Sie haben manchmal gesagt, mein Wissen käme

Ihnen wie Ihr eignes vor, wie ist es Ihnen also möglich, in den einzelnen Schritten, die ich vorwärts thue, jedesmal eine Kränkung für sich zu finden?«

»Wenn Du die Reichen und Vornehmen kenntest wie ich, würdest Du von Keinem Gutes erwarten. Sie werden Dich auch dazu bekommen; sie werden Dich verachten als Tischlerssohn, und Du wirst bald lernen Deinen Vater verachten! Ich habe Dich ehrlich erzogen, ich gehe arm, aber rechtschaffen aus der Welt, laß Du Dich nur mit dem Volke ein, und sieh zu, wohin Du kommen wirst! Laß Dich nur mit den Bällen, mit den Narrenspossen ein, die Schulden werden bald da sein und die Händel auch: und wenn sie Dir nachher das Gesicht von einander hauen, dann sieh zu, auf welcher Kanzel Du predigen kannst!«

Sobald der Vater sich nur von dem Gefühle seines eignen verfehlten Lebenszieles und seines daraus entstandenen Hasses gegen glücklichere Menschen abwendete, war die Möglichkeit einer Verständigung gegeben. Friedrich erinnerte den Va-

ter, daß er niemals Schulden, selten Händel gehabt hätte, daß er im Nothfalle ein guter Schläger, also nicht viel Gefahr für ihn zu fürchten sei; »und gerade Ihnen,« sagte er, »müßte es doch recht sein, wenn Ihr Sohn sich neben und vor die Ersten der Stadt zu stellen vermag!«

Der Alte antwortete nicht, aber er setzte sich wieder, reichte der Mutter die leere Kaffeetasse hin, sie durch dies Zeichen zum Einschenken auffordernd. Die Frau gehorchte, sie füllte auch die anderen Tassen, und obschon dem Siege nahe, ließ Friedrich sich verstimmt und traurig nieder, denn es liegt für wahre Naturen ein Schmerz darin, das, was sie zu erlangen sich berechtigt fühlen, den Ihren durch eine auf deren Schwächen berechnete List abgewinnen zu müssen.

»Was wird es denn kosten?« fragte nach einer Weile der Alte.

»Etwas Zeitaufwand, den ich aber leicht einbringen kann und werde. Mein Examen mache ich jedenfalls zu Pfingsten!«

»Also nicht Ostern, wie Du erst gewollt?«

»Diese sechs Wochen Aufschub sind unbedeu-

tend, und ich behalte dafür die Erinnerung an einen frohen Winter!«

»Das heißt also, Du wirst jetzt tagtäglich des Abends tanzen und des Morgens zu Besuchen gehen und von früh bis spät herum scherwenzeln. Thu' was Du willst! Ich kann Dir Nichts dazu geben, ich verlange auch Nichts von Dir!«

»Es ist nicht seine Schuld,« fiel die Mutter ein, »daß Du Nichts nehmen willst, er hat Dir's oft genug angeboten, wenn er's hatte!«

Eine neue Pause entstand, die der Vater mit dem Ausruf unterbrach: »Wenn nur Etwas dabei herauskäme!«

»Nun,« meinte die Mutter, »er kann doch Bekanntschaften machen, die ihm rasch zur Pfarre verhelfen!«

»Für's Tanzen?« fragte der Vater spöttisch und fügte dann hinzu: »Aber meinetwegen mache es mit, ich kann's nicht hindern, ich gebe Dir ja Nichts dazu!«

Friedrich fühlte dem Vater auch in diesem Punkte nach. Er verstand die Liebe, die in diesem Manne zum gekränkten Stolze ward, weil sie

Nichts zu bieten, Nichts zu gewähren vermochte. Er gab dem Vater die Hand und sagte: »Ich verspreche Ihnen, daß mein Examen nicht darunter leiden soll Vater, und danke Ihnen, daß Sie mir meinen Willen lassen!«

Der Alte war gerührt, ließ es aber nicht merken; die Mutter durfte es niemals in des Vaters Gegenwart zeigen, wie sie den Sohn liebte, wie sie mit Anbetung zu dem von ihr gebornen Kinde emporsah, das so viel mehr war, als sie selbst. Diese Verehrung vor dem eigenen Kinde, die in der Madonna, wenn sie das Christkind anbetet, ihren reinsten Ausdruck hat, findet man oft im Herzen der Mütter, wenn ihre Kinder sich weit über sie hinaus emporgeschwungen haben.

Sie stand auf und machte sich im Zimmer zu thun, auch der Vater erhob sich. »Ich möchte heute einmal zu Bier gehen!« sagte er.

Das war ein seltenes Ereigniß, dessen Bedeutung Mutter und Sohn verstanden. »Bleibst Du noch hier?« fragte er den Sohn.

»Noch eine Stunde kann ich bleiben!«

»Und was thust Du nachher?

»Ich muß zu Heidenbruck gehen!«

Während dieser Worte hatte der Meister vor dem Spiegel sich das bunte Halstuch umgebunden, den langen blauen Rock und den Hut vom Nagel genommen, sich angekleidet, Pfeife, Tabaksbeutel und Tabaksdose in die Tasche gesteckt, den Rest seines Kaffees ausgetrunken, und schritt dann mit einem achtlosen »Adieu!« der Thür zu, in der ein ganz junges Mädchen ihm entgegentrat. Er ließ das Kind, denn ein Kind war Regina, trotz ihrer frühen Größe, ohne es anzublicken, an sich vorübergehen. Er dachte zu lebhaft daran, wie er es den anderen Meistern erzählen werde, daß sein Sohn und der Sohn des Landforstmeisters von Heidenbruck zu Entrepreneuren der Studentenbälle ernannt worden wären.

Drittes Kapitel.

Friedrich und die Mutter hätten Manches zu besprechen gehabt, aber die Ankunft des Mädchens machte es unmöglich.

»Frau Meisterin! wir reisen nach Berlin!« rief das Kind mit einer auffallend lieblichen Stimme und mit einem Ausdruck von Freude und Bestürzung, die dem schönen Gesichte ungemein wohl standen.

»Warum nicht gar?« sagte die Meisterin.

»Nein gewiß!« entgegnete Regina, »wir haben einen Posten in Berlin bekommen!«

Friedrich, der stets seinen Scherz mit Regina trieb, fragte: »Als was stellen sie Dich denn an? als königliche Plätterin oder als Sängerin?«

Aber Regina war zu beschäftigt durch den Gedanken an die bevorstehende Reise, als daß sie seine Neckerei beachtet hätte. »Der Vater wird Aufseher, wir bekommen zwanzig Thaler monatlich und große Trinkgelder!«

»Aufseher wovon?« fragte Friedrich.

»Von einem Schloß, in dem Bilder sind, ich weiß nicht, wie es heißt, ich habe den Namen nur einmal gehört.«

»Wann ist denn die Nachricht gekommen?«

»Jetzt eben, Frau Meisterin, als ich herging, und nächsten Fünfzehnten sollen wir fort, wir haben freie Post!«

»Also schon in vier Wochen,« sagte Friedrich, »denn heute ist der Achtzehnte!«

Die Bemerkung machte die Kleine ernsthaft. »Dann haben Sie wieder Wäsche!« meinte sie und sah zur Meisterin mit den großen schwarzen Augen empor, in die sich plötzlich Thränen drängten.

»Da wirst Du mir fehlen!« antwortete die Mutter. »Du wirst mir überhaupt fehlen!«

Regina fing bitterlich zu weinen an. »Wo

werde ich bleiben unter all' den Menschen, wenn der Vater bei den Bildern ist? Wenn nur die Mutter nicht todt wäre!« schluchzte sie.

Die Meisterin tröstete, daß es überall gute Herzen gäbe, und daß sich auch in Berlin Leute ihrer annehmen werden; aber freilich mußte sie sich im Innern sagen, daß nicht leicht Jemand an dem Mädchen so treu handeln würde, als sie selbst, und es war ihr ein Schmerz, die Kleine zu verlieren.

Regina's Mutter war als die Frau eines Unteroffiziers Baldig nach Preußen gekommen, als die letzten Besatzungstruppen Paris verlassen hatten. Madmoiselle Reyne, die hübsche Näherin, hatte in der Heimath die ehrliche Liebe und die schöne Gestalt des Unteroffiziers mehr als ausreichend für ihr Glück gefunden. Sie hatte genäht und gearbeitet nach wie vor, ihr anmuthiges Französich mit ihren Nachbarn geplaudert, sich gefreut, wenn ihr lieber Deutscher sie in die Guinguette vor die Barriere führte, sich von ihm herzen und küssen lassen und es dabei nicht sonderlich gemerkt, daß er nur wenig französich sprach, und

daß sie sich im Grunde kaum mit ihm verständigen konnte. Indeß dies sorglose Hinleben hatte eines Tages ein plötzliches Ende genommen, als die Besatzungstruppen Ordre zum Marschiren erhielten, der Unteroffizier seinen Tornister packen, und die junge Französin nun ihrem lieben Deutschen in seine Heimath folgen mußte, von der ihr Nichts bekannt war, als daß man dort eine unverständliche Sprache rede, und daß die große Armee des Kaisers in dem Schnee des kalten Landes erfroren sei. Die Vorstellungen ihres Mannes, daß sie nicht nach Rußland, sondern nach Preußen zu gehen hätten, vermochten ihre Thränen nicht zu stillen, ihre Angst nicht zu beruhigen. Sie war überzeugt, daß nur in ihrem Vaterlande Menschen ein menschlich Dasein führen könnten; was jenseit seiner Grenze lag, war ihr gleichgültig oder verächtlich. Sie nahm sich nicht die Mühe, es kennen, unterscheiden zu lernen, und hatte auf alle Vorstellungen ihres Mannes nur ein trauriges: »Es ist nicht Frankreich!« zu entgegnen.

Und freilich war es nicht Frankreich, das kalte,

ernste, arbeitsvolle Land, in das sie sich nach wenig Monaten versetzt sah. Ihr Körper litt von der ungewohnten Strenge des Klimas, die Sprache blieb ihr fremd, selbst als sie sie verstehen lernte, fremder noch die Sitten und die Menschen, aber sie beklagte sich darüber nicht. Der Unteroffizier that, was in seinen Kräften stand, ihr das Leben leichter zu machen, dennoch mußte er gewahren, daß die Frische ihrer Wangen, der helle, lachende Glanz ihrer Augen immer mehr erloschen. Ihr ältestes in Frankreich gebornes Kind erlag dem ersten kalten Winter; die kleine Regina aber gedieh in ihrem nordischen Vaterlande und war die größte Freude ihrer Eltern, als ein Unglücksfall die Lage derselben noch wesentlich veränderte.

Ein Sturz mit dem Pferde machte den Unteroffizier untauglich für den Dienst und er ward mit einem Wartegelde zur Ruhe gesetzt, bis man einst eine Civilbedienung für ihn gefunden haben würde. Von dem geringen Einkommen des Invaliden konnte man nicht leben, und jetzt war es, wo Liebe und Nothwendigkeit die Spann=

kraft der kränkelnden Frau erweckten, wo die praktische Thätigkeit der Französin sich plötzlich hülfreich und wirksam zu zeigen begann. Sie fing an, sich um Arbeit zu bemühen. Ihre Geschicklichkeit im Nähen und im Waschen verschaffte ihr bald eine größere Kundschaft, als sie zu bedienen vermochte. Der Mann machte sich zum Copisten, der kleine Hausstand hielt sich tapfer aufrecht. Was Frau Baldig von den Frauen ihres Ranges entfernte, das feine Wesen der Französin, machte sie den Damen ihrer Kundschaft nur beliebter. Das interessante Gesicht der kränkelnden Frau, die fremde Sprache, das niedliche französische Geplauder ihres Kindes, das sie fast immer mit sich führte, wenn sie ihrem Geschäfte nachging, nahmen für sie ein; und wie der Reiche Alles zu benutzen weiß, was die Verhältnisse des Armen ihm zu bieten haben, so ließen die Kunden von Frau Baldig die kleine Regina zu ihren Kindern kommen, mit denen sie spielend französisch sprechen mußte.

Dadurch verfeinerten sich die ohnehin zierlichen Sitten der Kleinen nur noch mehr. Man

bescherte ihr zum Weihnachtsfeste manches Nützliche und Ueberflüssige, man schenkte ihr die abgelegten Kleidungsstücke ihrer Spielgefährten, und da die Mutter das Alles mit geschickter Hand zu verwenden wußte, sah Reyne immer so schmuck und stattlich aus, daß sie eher für eine Tochter jener reichen Familien gelten konnte, als für ein Kind der arbeitenden Stände, in deren Mitte sie wohnte und zu denen sie gehörte.

Die Nachbarskinder ließen das die arme kleine Reyne entgelten, wenn sie sich dann und wann in ihre Spiele mischte. Sie nannten sie spottend »das Fräulein, die französische Prinzeß«, sie verdarben ihr die Kleider, ahmten ihren französischen Dialekt wohl oder übel nach, und hatten auf jede Weise ihre Lust daran, sie zu plagen, bis sie sich erschreckt und böse wieder von ihnen entfernte, um immer seltner zu ihnen zurückzukehren. Ihre Liebe für ihre vornehmen Spielgenossen wuchs dadurch, und die Mutter, ebenso unbeliebt unter ihres Gleichen, als das Kind, hatte nur einen Gedanken, einen Wunsch, allmählich so viel zu erwerben, daß sie einen kleinen Handel mit

feinen Nähereien eröffnen, dem Manne ein sorgenfreies Alter, und sich und ihrer Tochter ein Leben unter gebildeteren Menschen schaffen könnte, als sich in ihrer jetzigen Umgebung fanden.

Nur in einem Hause in der ganzen Nachbarschaft hatte man stets die kleine Reyne geliebt, sich an dem Wohlergehen der Familie erfreut und Sorge getragen um die immer schwächer werdende Gesundheit der arbeitsamen Frau, denn der Tischlermeister Brand hatte das Streben derselben wohl begriffen. Die beiden Familien waren stets gute Nachbarn und einander hülfreich gewesen. Zum Dank für die Dienste, welche die Meisterin ihr bei ihrer Ankunft bereitwillig erwiesen, hatte die Französin mit Friedrich seine französischen Lektionen eingeübt, und ihn in dieser Sprache mehr gefördert, als seine Lehrer im Gymnasium. Er hatte dagegen die kleinen Reyne gewartet, wenn die Mutter sich vom Hause entfernen mußte, und er hatte das Kind geliebt denn er hatte keine Geschwister, aber die Mutter desselben war ihm noch weit theuerer gewesen.

Von jeher hatte sie Freude gehabt an der Frühreife des Knaben, an seiner Klugheit,

seiner Sanftheit, und je mehr die fortschreitende Bildung die Sitten des Gymnasiasten verfeinerte, um so werther war er ihr geworden. Sie liebte ihn, weil er begierig war ihre Muttersprache zu lernen, weil er Lust hatte, von Frankreich, von Paris zu hören. Ihm hatte sie unverhohlen von der nie erloschenen Sehnsucht nach der Heimath, von ihrem Mißfallen an ihrer Umgebung gesprochen. Er war ihr Trost in Tagen der Entmuthigung gewesen, er ward ihr ein jüngerer Bruder und ein Freund.

Die glücklichsten Stunden seiner Kindheit hatte Friedrich mit dieser Frau verlebt. Ihr französisches Gebetbuch, die schlechten Bilderchen von Paris, von seinen Straßen und Gebäuden, seinen berühmten Männern und Ereignissen, hatten einen unwiderstehlichen Zauber für ihn gehabt. Er hatte nicht müde werden können, sie zu betrachten, die Unterschriften zu lesen, die Erklärungen seiner Freundin zu hören. Und diese Lust war in ihm gewachsen, je mehr er den Louvre, die Tuilerien, das Palais Royal, den Grève-Platz als Zeugen der größten Weltereig-

nisse hatte kennen lernen. Niemand in seiner ganzen Umgebung hatte ihm jene Augenblicke aufhorchender Begeisterung zu bereiten vermocht, deren er neben Frau Baldig genossen, wenn sie ihm von Paris, von Frankreich erzählt, von der großen Nation, von den tapferen Soldaten, von Napoleon, und wie sie ihn gesehen im grauen Rocke, mit dem kleinen Hute, an der Spitze seiner stolzen Garden. Sie war ihm täglich neu, Alles, was zu ihr gehörte, ihr kleines Zimmer mit den Vorhängen von buntem Kattun, ihre saubere Art sich zu kleiden, ihre Sprache und ihr Behaben waren ihm lieb gewesen. Es hatte ihm wohlgethan, sich von ihr als Monsieur Frédéric angeredet zu hören, obschon sie ihn in guten Stunden mon enfant und Du zu nennen pflegte, mit einem Worte, sie hatte in jener Zeit das Ideal, die Poesie seines Lebens ausgemacht, und er hatte an ihr mit jener schuldlosen, hingebenden Liebe gehangen, mit der die Seele des Knaben, des werdenden Jünglings sich dem Guten und dem Schönen, dem Großen wie dem Fremdartigen zuwendet.

Friedrich war eben Student geworden, als ein Nervenfieber seine Freundin auf ein Krankenlager warf, von dem sie nicht erstehen sollte. Er und seine Mutter hatten dem niedergebeugten Manne in ihrer Pflege beigestanden, Meister Brand ihr den Sarg gemacht, sie Alle hatten sie zu Grabe begleitet und von der Stunde ab, Frau Brand Mutterstelle vertreten an der kleinen, verwaisten Reyne.

Eine große Veränderung hatte mit diesem Todesfalle in dem Leben des Kindes stattgefunden. Der Vater, der immer mehr in sich versunken war, und den die Nachbarn tiefsinnig schalten, obwohl er nur sehr traurig war, hatte es nie gebilligt, daß Reyne, wie er es nannte, über ihren Stand erzogen, daß ihr jenes französische Wesen angeeignet wurde, durch das ihre Mutter sich fremd in Preußen gefühlt. Er hatte immer dagegen geeifert, wenn man die Kleine nicht Regina nannte, er hatte die Spielbesuche in den reichen Familien nie gern gesehen, und stets darauf gehalten, daß das Mädchen der Mutter,

soweit seine kleinen Kräfte es gestatteten, bei ihren Arbeiten behülflich gewesen war.

Jetzt nach dem Tode der Frau Baldig fand er in Meister Brand und dessen Frau eine zustimmende Meinung, und er beschloß, das Kind zur Deutschen zu erziehen. Die Kleine sollte zwar das Andenken ihrer Mutter ehren lernen im Gebet und Leben, aber sie sollte ihr besonderes Wesen vergessen, ein Mädchen werden, wie alle anderen Nachbarstöchter auch.

Friedrich beklagte das. Es schmerzte ihn, daß man das Kind seiner Mutter unähnlich zu machen, daß man ihre wohlgemeinten und auch wohlbedachten Pläne zu vereiteln strebte. Er konnte es sich nicht versagen, die Kleine mit dem Namen zu rufen, mit dem die Mutter sie genannt, er konnte es nicht lassen, das Andenken an dieselbe dem Kinde wach zu erhalten, indem er französisch mit ihm sprach. Er erbot sich, ihr Unterricht zu geben, er versuchte seinen eigenen Vater für eine bessere Ausbildung des Mädchens zu gewinnen, um Baldig durch ihn dazu bewegen zu lassen, aber vergebens.

»Was für den Sohn des Armen ein Gluck ist, das ist ein Unglück für ein armes Mädchen,« hatte Meister Brand ihm geantwortet. »Du kannst es zu Etwas bringen in der Welt; aber Regina? — was soll aus der werden, wenn sie was gelernt hat?«

»Man brauchte sie nur nicht ihre Muttersprache absichtlich vergessen zu machen,« entgegnete Friedrich, »um ihr als Bonne oder Gouvernante ein besseres Loos und ein gutes Auskommen zu bereiten!«

»Ja, wenn sie häßlich wäre! Aber hübsch wie sie ist und Gouvernante! — Setze ihr nur solche Dinge in den Kopf und sieh zu, wie Du es verantworten kannst!« hatte der Vater gewarnt, und Friedrich, von dem eigenen Leben mehr und mehr in Anspruch genommen, fortgezogen durch seine neuen Studiengenossen, hatte bald selbst nicht mehr daran gedacht und Regina's Zukunft nicht weiter beachtet.

Jetzt, als sie weinend vor ihm stand, als er fürchten mußte, das Kind seiner ersten und liebsten Freundin nicht wiederzusehen, kam ein

Schmerz über ihn und er schalt sich, Regina so sehr vernachlässigt zu haben. Er hatte sie wohl lieb gehabt, mit ihr gescherzt und gegen alle Verbote französisch mit ihr geplaudert, wenn er sie bei seinen Eltern gefunden, aber wie wenig war das gegen die Liebe und das Gute, welche Regina's Mutter ihm durch so viele Jahre bewiesen!

Er betrachtete Regina, als hätte er sie lange nicht gesehen, und ward fast mit Erstaunen ihre seltene Schönheit gewahr. Die Kraft des deutschen Vaters und die lebensvolle Natur der Französin hatten sich in ihr vereinigt. Weit über ihre Jahre groß und kräftig, konnte man die Zwölfjährige kaum noch ein Kind nennen, so vorgeschritten war sie an Geist und Körper. Dürftigkeit und Reichthum, Ueberfluß und Mangel üben öfters einen ähnlichen Einfluß auf die Kindheit aus. Sie entwickeln sie zeitig; aber wenn der Ueberfluß die Entfaltung des Geistes und der Phantasie befördert, so kräftigen Noth und Mangel häufig den Verstand der Kinder und geben ihnen eine Einsicht und eine Energie,

die ihrem Alter vorgeeilt, ihren Bedürfnissen angemessen sind.

Die zwölfjährige Regina versorgte bereits das ganze Hauswesen des Vaters nach den Anleitungen, die sie von Frau Brand erhielt; sie verstand seinen Stimmungen zu begegnen, ihn zu behandeln, ohne daß sie sich dessen selbst bewußt war; und wie Friedrich einst als Knabe der Freund ihrer Mutter gewesen, so besaß Regina, außer dem Vertrauen ihres Vaters, das Zutrauen von Frau Brand, die Beide mit ihr alle Angelegenheiten besprachen und beriethen.

Haushaltssorgen waren es auch zunächst, welche Regina aus ihrer Traurigkeit emporrissen. »Was wird nur mit unseren Sachen werden, Frau Brand?« fragte sie und trocknete sich die Augen. »Es soll Alles hier bleiben, nur die Betten nicht, und wir sollen einen großen Koffer mitnehmen, in den Alles eingepackt wird, was mitkommen soll.«

»Wie kommt das denn nach Berlin hin?« fragte Frau Brand, der jeder Ort außer dem

nächsten Umkreise der Stadt in unerreichbarer Ferne zu liegen schien.

Regina wußte es nicht, hatte aber so viel Bedenken, so viel Angst und so viel Sorgen in ihrem armen kleinen Kopfe, so viel verschiedene Einfälle und Vorstellungen, daß sich in ihnen doch deutlich wieder die Natur eines Kindes verrieth, und endlich lief sie davon, den Vater zu fragen, ob sie ihre beiden Kaninchen wirklich zurücklassen müsse, wie Friedrich es behauptete.

Als sie zur Thüre hinaus war, setzte Frau Brand sich nieder, stützte den Kopf auf den Arm und seufzte: »So geht's in der Welt, der Mensch denkt und Gott lenkt! Daß sie mir das Kind fortnehmen müssen!«

»Es thut mir auch leid!« sagte Friedrich.

»Gerade darum, Fritz!« meinte die Mutter. »Ich hatte mir immer ausgedacht, daß ich sie mir so recht nach der Hand ziehen wollte, recht zur guten Wirthin! Und sie ist so geschickt! Was ihre Augen sehen, das können ihre Hände machen, gerade wie die Mutter. Es wäre die allerbeste Frau für Dich geworden! —«

»Für mich?« fragte Friedrich im Tone des höchsten Erstaunens. »Wie kommen Sie darauf?«

»Ein vornehmes Mädchen kannst Du ja doch nicht heirathen!«

»Aber ein gebildetes Mädchen!«

»Der würden wir zu schlecht sein, Fritz! und das kannst Du ja nicht zugeben. Wenn Du Dir eine Frau nimmst, der wir zu schlecht wären — der Vater überlebte das nicht, und es wäre auch mein Ende! Mir ging's an's Herz, wenn Du von uns abwendig würdest! Das Kind haben wir lieb, es wird ein schönes Mädchen werden und ein gutes, braves oben ein. Es wäre die beste Frau für Dich gewesen!«

Friedrich antwortete nicht. Die Mutter verstand dies Schweigen.

»Regina ist Dir jetzt zu schlecht,« sagte sie, »und Du warst doch nicht zu trösten, wie ihre arme Mutter begraben wurde. War die denn gebildet?«

»Ich war es damals selbst noch nicht,« entgegnete Friedrich.

»Ich glaube, Du hattest damals ein besseres Herz, Fritz! ich sehe es schon lange und der Vater kann wohl Recht haben, die Vornehmheit macht die Menschen nicht besser.«

»Muß mich denn heute Alles quälen! Wie kommen Sie, grade Sie zu diesem Vorwurf, Mutter?«

»Du bist nicht mehr Derselbe, der Du gewesen bist, Fritz! Wenn ich auch nicht gebildet bin, so merk' ich's doch, denn ich hab' ja Deine Blicke verstanden und gewußt, was Du wolltest und was Dir fehlte, als Du noch keine Sylbe sprechen konntest. Du bist nicht mehr Derselbe, ich sehe es wohl!«

»Aber was bringt Sie zu diesem Vorwurf, liebe Mutter? grade Sie?« wiederholte Friedrich mit einem Tone, in dem seine ganze Liebe für sie ertönte.

»Ach ja! Du liebst mich wohl,« sagte die Mutter, »ich verdiene das auch. Aber das ist auch Alles. Es ist Dir nicht mehr wohl zu Hause, Du kommst nur so, wie Mancher in die Kirche geht, weil man's doch eben muß!«

»Liebe Mutter,« rief Friedrich und legte seinen Arm um die Schulter der sitzenden Frau, »ja ich komme, weil ich muß, weil ich wissen muß, wie Sie leben. Wenn ich einen Tag nicht bei Ihnen war, treibt es mich her, nach Ihnen zu fragen, nach Ihnen zu sehen.«

»Das ist's grade,« fiel ihm die Mutter in's Wort, »Du willst sehen, wie es uns geht, Du willst auch hören, ob der Vater Arbeit hat, ob ich Verdruß mit ihm gehabt habe — das ist Alles wahr; aber wenn Du da bist, hast Du mir Nichts zu sagen. Es ist nicht mehr wie sonst!«

»Gute Mutter! Das kommt daher, daß Sie die Dinge nicht kennen, die Leute nicht, mit denen ich zu thun habe —«

»Und was wir thun und was die Leute thun, mit denen wir zu schaffen haben,« unterbrach sie ihn abermals, »das kümmert Dich Nichts mehr!«

Friedrich konnte ihr Nichts darauf entgegnen, er fühlte es nur zu tief, wie sehr sie Recht hatte. Mußte er doch sein ganzes Wesen herabstimmen,

selbst seine Ausdrucksweise ändern, um den Eltern nicht in jedem Augenblicke die Kluft fühlbar zu machen, welche sich mehr und mehr zwischen ihnen aufthat. Unfähig, die Mutter zu täuschen, versuchte er es, sie von diesem schmerzlichen Gedanken zu zerstreuen. »Sie klagen, ich hätte Ihnen Nichts mitzutheilen, liebe Mutter! und doch hätte ich Ihnen heute viel von der Wahl zu erzählen gehabt, hätten Sie's nur hören wollen!«

»Ich habe wohl daran gedacht,« entgegnete sie. »Du wirst einen ganz neuen Anzug dazu haben müssen! Wird das nicht schreckliches Geld kosten, Fritz?«

»Gewiß, aber ich hätte doch im Frühjahr zum Examen einen Anzug nöthig gehabt, und ein halb Jahr früher —«

»Ruinirt ihn doch schneller,« unterbrach die Mutter, »und gerade zum Tanzen, das staubt so schrecklich!«

Friedrich beruhigte sie darüber, aber sein Herz ward immer mehr zusammengepreßt. Es war ihm, als verengten sich die Wände, als sinke die Balkendecke auf ihn herab, als schrumpfe

er selbst zusammen. Er konnte es nicht länger ertragen, er mußte fort.

»Ich komme bald wieder!« rief er zerstreut, ohne gesagt zu haben, daß er gehen wolle. Dann gab er der Mutter eilig die Hand und verließ die Stube. Frau Brand aber begleitete ihn bis zur Hausthür, denn es war ihr eine Lust, dem stattlichen Sohne nachzusehen, soweit ihr Auge ihn erreichen konnte.

Als sie in der Thüre standen, nahm sie ihn bei der Hand und hielt ihn zurück, als hätte sie ihm noch Etwas mitzutheilen, und schwieg dennoch. Friedrich merkt es. »Wollen sie mir Etwas sagen?« fragte er freundlich. »Haben Sie etwas auf dem Herzen, liebe Mutter?«

»Nein, Fritz! Nichts, gar nichts habe ich. Es fiel mir nur so ein, wenn Du jetzt so viel Ausgaben hast, wirst Du am Ende die Sterbekasse nicht bezahlen können!«

»Wie können Sie das denken!« rief er, und die Mutter entließ ihn mit freundlichen Worten, nun sie sich über diesen Punkt beruhigt wußte; denn nach mühevollem Leben schicklich, ja für

ihre Verhältnisse prächtig beerdigt zu werden, ist fast immer das Verlangen der Armen, und die wöchentliche Beisteuer zur Beerdigungskasse ihnen eine Herzens- und eine Ehrensache.

»Er soll sich doch nicht zu schämen haben, wenn er einmal nach dem Kirchhof hinter uns hergehen wird!« sagte Frau Brand, schloß die Hausthür und ging in die Stube zurück.

Viertes Kapitel.

Schnellen Schrittes, als entfliehe er einem Gefängnisse, tief aufathmend, als werfe er eine schwere Bürde von sich, eilte Friedrich die kleine enge Straße entlang von dem Hause seiner Eltern fort, und doch liebte er seine Eltern.

Keine Woche war ihm seit Jahren vergangen, in der er nicht ähnliche Scenen, ähnliches Weh zu durchleben gehabt, aber immer wieder zerriß es sein Herz, immer wieder drückte ihn der Zwiespalt dieser Verhältnisse nieder. Der Vater beneidete dem Sohne seine höhere Bildung, die Mutter fürchtete sie, und weder der harte Sinn des Einen, noch der beschränkte Sinn der Anderen

ließen jemals eine dauernde Verständigung zwischen ihnen und dem Sohne voraussehen. Die Liebe der Eltern hatte ihm den höheren Lebensweg eröffnet, die Selbstsucht der Elternliebe fürchtete ihn auf diesem Wege zu verlieren. Vorwärts getrieben von dem Drange seines Geistes, von allen Bedürfnissen seiner Bildung; zurückgezogen von denen, die es wünschten ihn vorwärtsschreiten zu sehen, litt Friedrich's weiche Seele doppelt schwer davon.

Verstimmt war er ein paar Straßen entlang gegangen, ohne eigentlich zu wissen, wohin er wolle, als es ihm wieder einfiel, er habe Heidenbruck versprochen, um fünf Uhr zu ihm zu kommen, um einige Verabredungen mit ihm zu treffen. Friedrich und Heidenbruck waren sich häufig begegnet, ohne sich näher getreten zu sein. Sie gehörten verschiedenen Verbindungen an, hatten verschiedene Umgangskreise und Friedrich's zurückhaltendes Wesen hinderte ihn, schnell und leicht Bekanntschaften zu machen.

Als er sich dem Heidenbruck'schen Hause näherte, sah er ein paar Equipagen vor demsel=

ben halten. Das erste Stockwerk war glänzend erleuchtet, das Licht fiel hellstrahlend durch die gesenkten Vorhänge auf die Straße herab. Er wollte nicht hineingehen und that es dennoch; Heidenbruck sollte ihn nicht unpünktlich glauben dürfen.

Er fragte den Portier nach dem Studiosus Heidenbruck.

»Der Herr Baron sind noch bei Tafel!« entgegnete dieser abweisend.

»So sagen Sie ihm, daß ich hier gewesen bin und ihn bitten lasse, morgen früh zu mir zu kommen; mein Name ist Brand!«

»O verzeihen Sie!« rief der Portier plötzlich sehr höflich geworden, »ich soll Herrn Brand ersuchen, den Herrn Baron zu erwarten. — Wilhelm, führen Sie den Herrn nach des jungen Herrn Stube!«

Ein Knabe, in derselben Livree wie der Portier, erschien und bat Friedrich, ihm zu folgen. Treppen und Flur waren erleuchtet, auf den weichen Teppichen schritt man unhörbar hinauf. Im ersten Stocke vernahm man aus dem Speisesaale

das heitere Gewirr verschiedener Stimmen, durch die ein leises Klappern der Geräthe klang. Man geleitete ihn zur zweiten Etage, die niedriger und weniger hell erleuchtet war und öffnete ihm eine Thüre zur rechten Seite des Flurs.

Er trat in ein mäßig großes Zimmer. Eine Lampe brannte, den Bewohner erwartend, auf dem Tische. Friedrich ging auf und ab und betrachtete den Raum. Das weich gepolsterte Sopha, die gestickten Kissen, der dicke Fußteppich und vollends ein Schlafrock von violettem Sammet mit hochgelber Seide gefüttert, der nachlässig über die Sophalehne geworfen war, machten ihm einen Eindruck weibischer Verweichlichung; und doch kannte er Heidenbruck als eine tüchtige, männliche Natur. An der einen Wand stand eine Bücherspinde, als Gegenstück an der anderen ein Waffenschrank. Neben den Hiebern und Fechthandschuhen hingen Hirschfänger, asiatische Dolche und ein Paar Pistolen von großer Schönheit. Der Degen, die Epauletts und der Federhut des Landwehroffizieres lagen dazwischen. — Der Schreibtisch war mit jenen überflüssigen Noth-

wendigkeiten ausgestattet, deren Gebrauch Friedrich zum Theil räthselhaft war; vor dem Spiegeltisch standen ein Handschuhkasten und Parfüms; und doch waren juristische Bücher in solcher Weise auf dem Schreibtische ausgebreitet, daß man sehen konnte, der Bewohner sei viel mit ihnen beschäftigt gewesen.

Eine Weile unterhielt sich Friedrich mit dem Besehen dieser verschiedenen Dinge. Ihre Mannigfaltigkeit und Schönheit reizten ihn, aber die Zusammenhäufung so vieler Luxusgegenstände erregte ihm ein peinliches Gefühl, ein Mißbehagen, das sich auf den Besitzer überzutragen und durch das lange Warten sich mehr und mehr gegen diesen zu wenden begann. Friedrich fand es rücksichtslos, er nannte es eine aristokratische Unverschämtheit, Jemand in einer Stunde zu sich zu entbieten, in der man seiner Zeit nicht Herr sei. Er dachte an die Worte seines Vaters: »Sie werden es Dir nicht vergessen, daß Du des Tischlers Sohn bist,« und er sagte sich, Heidenbruck würde keinem Edelmanne eine solche Geduldprobe zuzumuthen wagen. Er wollte sie auch

nicht länger bestehen und nahm eben seine Mütze sich zu entfernen, als er in dem untern Zimmer das Rücken von Stühlen, das Hin- und Hergehen hörte, welche das Ende der Tafel bezeichneten. Nun mußte er eilen davonzukommen, sollte Heidenbruck ihn nicht mehr finden, wollte er ihm seine Rücksichtslosigkeit begreiflich machen.

Er wendete sich zu gehen, da öffnete sich die Thüre und Heidenbruck trat eilig ein. Mit großer Freundlichkeit reichte er Brand beide Hände zum Willkommen entgegen. »Wie gut ist es, daß Du gewartet hast, Brand!« sagte er, »ich wußte Nichts von dem Diner, als ich Dich zu kommen bat, und dachte nicht, daß es so lange dauern würde. Nun sei mir aber herzlich willkommen!«

Damit warf er den Schlafrock vom Sopha herunter, nöthigte Brand zum Sitzen, holte eine Cigarrenkiste herbei und suchte es seinem Gaste auf jede Weise behaglich zu machen. Friedrich empfand dies Wohlwollen und doch war ihm die Art und Weise Erich's nicht studentisch genug. Er hatte ihm sonst an dritten Orten besser gefal-

len, als hier in seinem Hause mit den Gewohnheiten des Weltmannes.

Die Unterhaltung wendete sich gleich den Bällen zu und Erich sagte: »Ich war sehr froh, daß sie Dich wählten, denn ich dachte, es müsse uns zusammenbringen und ich gestehe Dir, ich habe lange einen Zug zu Dir gehabt.«

Friedrich war von dieser Freimüthigkeit überrascht. Er hatte dasselbe Gefühl gehegt, auch er hatte stets eine gewisse Neigung, ein Interesse für Heidenbruck gefühlt, aber er hatte dem reichen, vornehmen jungen Manne nie den ersten Schritt entgegenthun mögen, hatte nicht geschmeichelt scheinen wollen durch Erich's hie und da versuchte Annäherungen, und noch in dieser Stunde vermochte er es nicht, ihm auszusprechen, daß er sein Empfinden theile.

»Warum hast Du mich niemals aufgesucht?« fragte er Erich.

»Ich habe es gethan, aber es schien mir, als hättest Du es nicht beachten wollen.«

Der Ton, mit welchem er diese Worte sprach, hatte eine so kindliche Gutmüthigkeit bei aller

männlichen Offenheit, daß Brand sich tief davon ergriffen fühlte. Erich stand plötzlich seinem Herzen nahe, seine gewohnte Zurückhaltung schmolz vor dem warmen Strom der Liebe, die den Grundzug seines Wesens machte. Er mußte sich zusammennehmen, daß ihm die Thränen nicht in's Auge traten. Noch vor wenig Sekunden hatte er Heidenbruck eines unverschämten Dünkels angeklagt, und jetzt nannte derselbe Heidenbruck sich ohne Hehl verschmäht von ihm.

Mit einer Leidenschaftlichkeit, die Erich nicht verstehen konnte, weil ihm Friedrich's Gedankengang verborgen war, ergriff dieser seine Hand. »Vergieb mir!« rief er aus; »ja, ich habe es gesehen, daß Du mich suchtest und ich habe es nicht beachten wollen!«

Das Gesicht des jungen Barons verdüsterte sich, er zog die Hand zurück. »O! werde nicht irre an mir!« rief Friedrich, »werde nicht irre an mir! Du wirst es begreifen, wenn du mich kennst. Du denkst nicht besser von mir, als ich von Dir! Ich würde Dich gesucht, um Deine Freundschaft

allein gerungen haben unter den Hunderten, mit denen wir leben, wärst Du —«

Er hielt inne, Erich sah ihn befremdet an, »wäre ich?« wiederholte er — »Wärst Du arm gewesen und kein Edelmann!« rief Friedrich mit einer Anstrengung, die ihn erbleichen machte.

Erich's Wangen loderten in heller Röthe auf und sanft und stolz zugleich sagte er: »Das ist kleiner, als ich von Dir dachte!«

»Ich weiß das, Heidenbruck! aber es giebt Beengungen, in denen man nicht groß werden, nicht wachsen kann. Laß uns heute nicht davon sprechen! Heute nicht! ich habe heute keinen guten Tag gehabt, bis ich Dich fand!«

Erich sah den Schatten des Leidens, den die Erinnerung an die Scenen im Vaterhause über Friedrich's Züge warf, und ehrte ihn schweigend. Nach einer Pause sagte er, indem er seinem Gaste die Hand bot. »Wir haben uns gefunden und wollen einander nicht verloren gehen!« und ehe er die Worte noch beendet, hatte Friedrich sich an seine Brust geworfen. Erich drückte ihn fest an's Herz. Dann ließ er ihn los, sah ihm heiter

in's Angesicht und sprach lachend: »Heute ist mir's gegangen, wie dem Saul, der auszog, seines Vaters Eselin zu suchen und dem ein Königreich zu Theil ward. Statt Ballangelegenheiten zu berathen, finde und gewinne ich das Einzige, was mir außer einer Geliebten fehlte, einen ersehnten Freund! Aber Du bist Theolog, Du bist gewiß verlobt?« fragte er scherzend.

Friedrich verneinte es. Darüber hatte der Andere eine große Freude, denn er behauptete, daß Liebe die rechte Freundschaft nicht neben sich gedeihen lasse, »und ich bin eifersüchtig,« sagte er.

Die Unterhaltung nahm nun eine allgemeine Wendung; die bevorstehenden Bälle, die Wahl der Chapeaux d'honneur wurden besprochen und doch tauchte immer wieder dazwischen die Freude auf, welche die beiden Jünglinge an ihrer Annäherung empfanden. Bei Friedrich verrieth es hie und da ein leises, fast schüchtern zurückgehaltenes Wort, während Erich sich voll dem Zuge seines Empfindens überließ und jugendlich froh mitten in den Gesprächen ausrief: »Ich freue mich, daß Du nun bei mir bist!«

So schwand die Zeit dahin, die Uhr in Erich's Zimmer schlug acht, es war die Theestunde seiner Eltern. »Komm mit hinunter zu den Meinen,« bat er, »sie werden sich freuen, Dich zu sehen, und besuchen mußt Du sie ja doch, der Bälle wegen!«

Friedrich machte Einwendungen. Er meinte nicht im Ueberrock erscheinen zu dürfen. Sein Freund wußte das zu widerlegen. »Der Sonntag ist unser Familientag, es ist Abends keine geladene Gesellschaft da. Du findest Doctor Bernhard und andere Freunde unseres Hauses, auch Larssen pflegte stets zu kommen — aber freilich thut der es niemals ohne Frack!« fügte er lächelnd hinzu.

»Larssen?« fragte Friedrich im Tone des Zweifels.

»Er war Lehrer in unserem Hause und er ist eine treue, ehrliche Haut. Wir halten viel auf ihn!« erklärte Heidenbruck, nahm Friedrich unter den Arm und führte ihn in den Salon hinab.

Fünftes Kapitel.

Auf dem Sopha an der Hauptwand saß die Baronin, eine hohe, würdige Gestalt; ihr gegenüber machte Cornelie, die zweite Tochter, den Thee. Sie war, obschon nur siebzehnjährig, groß wie ihre Mutter, aber nicht so schön, als diese es in der Jugend gewesen sein mußte. Ihre Gesichtsformen waren zu mächtig ausgeprägt, ihre Augenbrauen sehr stark für ein so junges Mädchen und das reiche schwarze Haar gab ihr, bei ihrem ohnehin dunkeln Teint, einen ernsten, fast finsteren Ausdruck.

Helene, die ältere Schwester, lag ausgestreckt in einem niedrigen Sessel vor dem Kamine, des-

sen flackerndes Feuer auf ihr ebenfalls schwarzes Haar glänzende Reflexe warf. Etwas kleiner als Cornelie und üppiger in allen ihren Formen, zeichneten sich ihre prächtigen weißen Schultern hell ab gegen den dunkeln Grund des Sammetsessels, gegen die weiche schwarze Lockenfülle, und als sie bei Erich's Eintritt das Haupt nach der Thüre kehrte, sah Friedrich in ein anmuthiges Gesicht mit sanften hellbraunen Augen.

Der Baron stand sich wärmend, den Rücken gegen das Feuer gewendet, neben ihm ein junger Arzt, den Friedrich kannte. Ein Fremder hatte sich einen Sessel an Helenens Seite gerückt und war mit ihr in leisem Gespräche begriffen, während die Anderen sich laut unterhielten.

Als Erich seinem Vater Friedrich's Namen genannt und ihn zur Mutter geführt hatte, wendeten die Eltern und Schwestern sich mit freundlichen Bemerkungen an ihn. Man wiederholte ihm, daß Erich erfreut gewesen sei, grade ihn zum Gefährten bekommen zu haben, und richtete jene antheilnehmenden Fragen an ihn, welche

dem Weltgewohnten immer bei dem Beginne einer Unterhaltung zu Gebote stehen und die dem Neuling so wohlthuend sind; eine spielende Angelruthe für den, der sie ausgiebt, ein haltender Haken für den, der sie empfängt.

Auch fühlte sich Friedrich gegen sein Erwarten schon nach wenig Augenblicken von der Scheu befreit, mit welcher er in diesen Kreis getreten war, denn er fand sich von einer Aufmerksamkeit umgeben, die ihn in seinen eigenen Augen hob. Die Angelegenheit, welche ihn mit Erich zusammenführte, die Studentenbälle, erregten der Familie des Letzteren um Erich's willen eine große Theilnahme, und die Aussichten, welche die beiden jungen Männer hatten, jene Feste mehr oder weniger glänzend zu Stande zu bringen, wurden von der Baronin und von Erich's Schwestern ernsthaft in Erwägung gezogen. Dadurch lenkte sich die Unterhaltung dem Leben der Studirenden im Allgemeinen zu, und der Baron machte, gegen den Fremden gewendet, die Bemerkung, daß die Art der deutschen Universitätsbildung und das Leben der deutschen Studenten

für den Ausländer meist viel Auffallendes zu haben pflegten.

»Weniger für uns, als für die Engländer,« entgegnete der Gefragte. »Bei uns in Frankreich ist das Studium frei geworden wie in Deutschland, wenn schon es sich in anderen Formen bewegt, während es in England nach vielen Seiten hin einem klösterlichen Zwange unterworfen geblieben ist. Was aber das Leben und Treiben der Studirenden betrifft, soweit ich es in Frankreich und in Deutschland kenne, so liegt der Unterschied wohl vorzugsweise darin, daß die Deutschen, bei ihrer Lust an Theorien, ihre jugendlichen Ueberspannungen und Ausschweifungen, ihre Gelage und Raufereien, in ein System gebracht haben, während unsere Jünglinge sich ihren Thorheiten ohne Weiteres überlassen.«

Er hatte Anfangs Deutsch gesprochen, war dann aber in's Französische übergegangen, und Erich entgegnete ihm in derselben Sprache: »Das Leben der deutschen Studenten hat eine tiefere Bedeutung, als Sie ihm geben, Excellenz!«

»Glauben Sie, Baron?« fragte der Graf

mit so sarkastischem Tone, daß Alle, mit Ausnahme der beiden Studenten, zu lachen begannen.

Erich und Friedrich aber fühlten sich, Jeder auf seine Weise, verletzt von dem Spotte des Grafen, und Friedrich bemerkte: »Es ist wenigstens bis jetzt die einzige Institution in Deutschland, in welcher der Grundsatz einer vollkommenen Gleichheit aller Stände vertreten und aufrecht erhalten wird.« Als er aber diese Worte durch die Stille dieses Saales tönen hörte, klangen sie ihm wie ein Widerspruch gegen die Anwesenden und so fremd dem Orte, daß er meinte, ein Echo müsse sie von allen Wänden zurücktönen lassen und wiederholen.

Auch nahm der Graf, an den sie gerichtet waren, sie mit seinem früheren Lächeln auf. »Das Princip der Gleichheit,« wiederholte er, die Worte wägend, und sie scharf als Etwas betonend, dessen Tragweite man anzudeuten wünscht. »Ja! es wird aufrecht erhalten, wie man es in einem Badeorte aufrecht erhält — — so lange die Saison dauert!«

Erich fuhr auf und wollte eine heftige Entgegnung machen, die Baronin bemerkte es und kam ihm zuvor. »Wenn solche Ausnahme-Verhältnisse auch keine ewige Dauer haben mögen,« sagte sie, »so trägt die schöne Idee, aus der sie hervorgehen, doch meist ihre guten Früchte, und Universitätsfreundschaften und Badebekanntschaften erwachsen oft zu dauernden Verhältnissen für das ganze Leben. Oder wollen Sie diese Thatsache leugnen, lieber Graf?«

Der Graf, welcher die Heidenbruck'sche Familie vor zwei Jahren im Karlsbade kennen gelernt hatte, lenkte augenblicklich durch eine verbindlich zustimmende Bemerkung ein, ohne daß dadurch der unangenehme Eindruck verwischt worden wäre, den er auf Friedrich gemacht hatte.

„Wer ist der Mensch?« fragte er den jungen Baron, sobald sich eine Gelegenheit dazu darbot.

»Ein Graf St. Brezan, ein französischer Gesandtschaftsrath, der eine Mission nach Petersburg hat. Er hat meinen kleinen Vetter von Lissabon mit hieher gebracht.«

Graf St. Brezan mochte ein Mann von vier-

zig Jahren sein, obschon seine schlanke Gestalt, die Leichtigkeit seiner Bewegungen und die sorgsame Wahl seiner einfachen Kleidung ihn jünger erscheinen ließen. Sein dunkelbraunes, reiches Haar, die schönen Hände, das scharf geschnittene Profil gaben ihm ein Recht, noch immer für einen schönen Mann zu gelten, aber ein Ausdruck hochmüthiger Zurückhaltung mußte sein Aeußeres für Jeden unangenehm machen, dem er Freundlichkeit zu zeigen nicht für nöthig erachtete. So kam es, daß die Einen ihn schön und anziehend, die Anderen ihn unschön und abstoßend nannten, daß er die Männer leicht verletzte, die Frauen leicht gewann.

Mit dem Takte des Weltmannes hatte er die Bemerkung der Baronin verstanden. Er nahm an, daß sie um irgend eines Grundes willen Rücksicht auf Friedrich und auf den Doctor zu nehmen habe, und war augenblicklich bereit, die ihm befreundeten Standesgenossen in ihren Absichten und Plänen nach seinen besten Kräften zu unterstützen.

Mit einer geschickten und ganz unmerklichen

Wendung brachte er das Gespräch von den deutschen Studenten auf die deutsche Literatur, auf ein Feld, in dem alle Anwesenden, selbst Erich und Friedrich, ihm überlegen sein mußten. Er wußte, wie leicht man Jemand gewinnen kann, der sich uns gegenüber behaglich und als der Gebende empfindet. Für den Grafen beschränkte sich die deutsche Literatur auf Klopstock, Schiller und Goethe. Das Klopstock'sche Deutsch war ihm, wie er offen gestand, vollkommen unverständlich und Klopstock's religiöse Anschauung dem Verehrer Voltaire's fremd. Schiller, den der Convent würdig geachtet, ein Mitglied der französischen Republick zu sein, hatte von jeher schon um dieses Grundes willen das Mißtrauen des Grafen erregt, und der rücksichtslose Idealismus des Dichters, der über alle Convenienz hinaus den Gedanken freier Menschlichkeit geltend machen wollte, mußte ihm als eine unpraktische Schwärmerei erscheinen, deren Einfluß auf die Jugend er für gefährlich hielt. Goethe allein von allen deutschen Dichtern war ihm ein Gegenstand der Hochachtung.

Mit einer ihm seltenen Wärme pries der

Graf den greisen Dichterfürsten als den Dichter der Wirklichkeit, der die Wahrheit und die Schönheit nicht jenseits der Grenzen der Vernunft erblicke. »Was ihn so erhaben macht und was zugleich so wohlthuend, so beruhigend in seinen Schriften wirkt,« sagte er, »das ist die Klarheit, mit der er ‚die Welt wie sie ist' betrachtet, das richtige Licht, das er über die Gesetze der Gesellschaft verbreitet, in der für Jeden der Platz vorhanden ist, den er einnehmen kann, wenn er eben nur den begehrt, den er auszufüllen bestimmt ist. Er ist der Dichter des Friedens und der Versöhnung, und es ist zweifellos, daß Sie die Weisheit Ihres größten Dichters den wüsten Erfahrungen verdanken, welche unsere unglückliche Revolution ihn machen ließ.«

Trotz der ächt französischen Schlußfolgerung des Grafen, machte sein Lob Goethe's einen guten Eindruck auf den Baron, dessen Anschauungsweise in Betreff der Goethe'schen Werke nahe mit der des Grafen zusammentraf. Er stimmte ihm vollkommen bei, und erklärte, daß der Werther, der Wilhelm Meister und die Wahl-

verwandtschaften für alle Zeiten Musterromane bleiben und vielleicht niemals ihres Gleichen finden würden.

»Für alle Zeiten?« wiederholte der Doctor im Tone des Zweifels, »es giebt Nichts in der Welt, das für alle Zeiten dasselbe wäre!« Diese Worte wurden mit jener Ruhe gesprochen, welche einen Hauptcharakterzug des Doctors machte, dennoch wirkten sie auf Friedrich wie ein Signal zur Befreiung, wie ein Aufruf zu einem Kampfe, an dem Theil zu nehmen er trotz seines Verlangens sich nicht befugt geglaubt hatte.

»Also leugnen Sie, daß es in der Kunst ein Absolutes giebt?« fragte der Baron.

»Unbedenklich!« entgegnete der Doctor. »Das wirklich Große, das, was in seiner Zeit allen Ansprüchen derselben genügte, was ihren ganzen geistigen Gehalt in sich zur Anschauung brachte, das wird, sei es nun ein Werk der Malerei, der Bildhauerkunst oder der Dichtung, für alle Zeiten eine Bedeutung behalten; wir werden darauf fortbauen, es wird maßgebend, lehrreich, begeisternd für uns bleiben, aber ein unbedingtes Mu=

ster, das ewig und allein Berechtigte kann es nicht sein. Das hieße den Fortschritt der Menschheit leugnen!«

Der Baron, der den Doctor sehr verehrte, schwieg einen Augenblick nachdenklich, dann sagte er: »Ich wäre begierig, den Dichter zu kennen, der einst über Goethe hinausgehen wird. Wir werden Muße haben, denke ich, uns an Goethe's Werken zu erfreuen, ehe er sich findet!«

»Er kann sich aber finden,« meinte Friedrich, »wenn die Menschheit im Allgemeinen freier geworden sein wird, als sie es war, da Goethe seine großen Werke schuf!«

Diese lebhafte, jugendliche Behauptung stach so auffallend gegen Friedrich's bisherige Zurückhaltung ab, daß die Anderen ihn mit Erstaunen anblickten, während der Doctor ihm zustimmend mit dem Kopfe winkte. Dadurch ermuthigt und von seinen Empfindungen hingerissen, fuhr er fort: »Bei aller Wahrheit des Werthers, des Meisters, der Wahlverwandschaften, deren ganze Tiefe ich wohl nicht einmal ermessen kann, weil mir die Kenntniß der Gesellschaft fehlt, in der

sie sich bewegen, sind sie doch eben nur das Bild dieses Theils der Gesellschaft, einer Welt der Ausschließlichkeit, ihrer Leiden und Freuden, und« — — fügte er plötzlich stockend, dann aber sich mit einer scheuen Hast zum Sprechen zwingend hinzu — »und es giebt noch eine andere Welt hienieden außer dieser Einen!« —

Friedrich litt von seinen eigenen Worten, während er sie sprach, und doch vermochte er sie nicht zurückzudrängen. Er empfand es, daß er plötzlich der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden sei, und diese Beachtung machte ihn verlegen. Die engen Verhältnisse, in denen er erwachsen war, hatten ihn vor Zersplitterung seiner geistigen Kräfte bewahrt, seinen Gedanken Zeit und Ruhe gegeben, sich aus stiller Tiefe auszubreiten, ruhig fortzuschreiten von Schluß zu Schluß, bis er zu jenen Blicken und Zweifeln gekommen war, die ihn das Unhaltbare der bestehenden staatlichen und geselligen Zustände im Gegensatze zu den natürlichen, berechtigten Forderungen des Menschen ahnen ließen. Jetzt indessen, da er auf dem Punkte stand,

diese Ueberzeugung in einem Kreise auszusprechen, dessen Vorrechte sie antastete, erschrak er vor dem Unternehmen. Die anerzogene Ehrerbietung vor den Reichen, den Vornehmen lähmte ihn. Eine dunkle Röthe flog über sein Gesicht, aber es war nicht Scham, welche sie hervorgerufen, sondern der Zorn gegen sich selbst, der Zorn gegen die Verhältnisse, welche ihm eine solche sklavische Befangenheit eingeimpft hatten.

Der Doctor errieth den Zustand, in welchem sich Friedrich befand, und kam ihm theilnehmend zu Hülfe. »Sie haben Recht, Herr Brand!« sagte er, »die Goethe'schen Romane haben darin ihre Schranke, daß sie mehr oder weniger auf die Abstraction vom Leben, auf den schönen Schein des Lebens gearbeitet sind. Sie verhalten sich zur Wirklichkeit, wie die griechischen Götterbilder zur menschlichen Gestalt, wie Rafael's typische Menschengestalten zum individuellen Portrait.«

»Sie werden aber zugeben, lieber Doctor,« fiel ihm der Baron in das Wort, »daß diese Behandlungsweise der Wirklichkeit die edelste und angemessenste, die eigentlich klassische ist, wie ja

auch Ihre Hindeutung auf die Antike und auf Rafael dies schon zugiebt.«

»Für eine bestimmte Klasse von Romanen,« entgegnete der Doctor, »ist, oder war vielmehr, jene Darstellungsart nicht nur die berechtigte, sondern die geforderte; für den Roman der Bildungsleiden der bevorzugten Stände, um die sich das Interesse jener Zeit fast ausschließlich bewegte. Die Darstellungsweise der Goethe'schen Romane ist ganz und gar aristokratisch, und sie wird unmöglich, sobald man sich von den Leiden und Freuden des Wohlhabenden, des bevorzugten Menschen, zur Bildungsgeschichte der Menschen im Allgemeinen wendet, wie sie sich in den verschiedenen Persönlichkeiten der Stände darstellt, welche noch andere als Seelenkämpfe zu bestehen haben.«

»Aber glauben Sie, Herr Doctor!« fragte der Graf, »daß jene Kämpfe der niederen Stände um ihr äußeres Dasein, daß jene alltäglichen Miseren überhaupt eine poetische Behandlung zulassen, die sich über die Art der skizzenhaften Beleuchtung erheben könnte? Was können die Leiden eines armen Handwerkers, einer kleinen Näherin,

die mit der harten Wirklichkeit um ihr täglich Brot zu ringen haben, für eine große, poetische Bedeutung bieten? Goethe hat das wohl gefühlt, und deshalb, dünkt mich, die Behandlung von Motiven vermieden, welche einer Idealisirung, wie die Kunst sie erheischt, nicht fähig waren. Im Kampfe um das tägliche Leben liegt keine Schönheit, keine Poesie.«

Ein Blick des Zornes leuchtete in Friedrich's Augen, und mit fester Stimme sagte er: »Die vornehme Welt, in der die Goethe'schen Romane sich bewegen, weiß freilich von der Sorge um das tägliche Brot noch weniger, als die leichtlebenden Götter Homer's, die denn doch das mühselige Ringen des Erdgebornen wenigstens ihrer Theilnahme nicht für unwerth hielten.«

Und während er das sprach, begegneten sich die Blicke des Studenten und des Grafen mit einem Ausdruck der Abneigung, welche diese beiden durch ihr Alter und ihre Stellung so weit getrennten Männer, seit dem ersten Augenblicke gegen einander empfunden hatten. Es war etwas

Unvereinbares zwischen Friedrich's unterdrücktem Selbstgefühl und dem scharf hervortretenden Hochmuthe des Grafen, und der sichtliche Antheil, den die Baronin und ihre Töchter, trotz ihres Schweigens, an dem Jünglinge zu nehmen begannen, trug nicht dazu bei, den Grafen gegen den Freimuth desselben, den er als eine unberechtigte Anmaßung tadelte, milder zu stimmen.

Und wieder war es der Doctor, der die Vermittelung zwischen Friedrich's Worten und den Ansichten des Grafen übernahm. »Ich glaube, Ihr Irrthum, Herr Graf,« sagte er, »besteht darin, daß Sie übersehen, wie die Stimmung und das Interesse unserer Zeit sich gerade den Leiden der Stände zuzuwenden beginnt, welche Sie von demselben ausgeschlossen glauben. Damit aber ist die Aufgabe und die Bedeutung des Romanes eine wesentlich verschiedene geworden. Sobald der Roman sich aus dem Bereich des befriedigten Bedürfnisses in den Bereich des zu befriedigenden wendet, wird der Roman des schönen Scheins, die typische Behandlung desselben, zu einer Unmöglichkeit, der Roman der harten

Wirklichkeit und der scharfen Individualisirung zur Nothwendigkeit.«

»Es ist etwas Wahres darin,« pflichtete die Baronin, welche bis dahin eine stumme Zuhörerin geblieben war, dem Doctor bei, »denn wir sehen in den Goethe'schen Compositionen, wie sehr er es vermieden hat, das Bedürfniß an seine Helden und Figuren herantreten zu lassen, um die reine Atmosphäre vornehmer Ruhe zu erhalten, in der sich Alles und Jeder bewegt.«

»Das kannst Du nicht sagen,« wendete der Baron ein. »Du findest den Architekten, Du findest Gärtner, Bauern, Schauspieler, den Harfner und viele andere Gestalten in den Dichtungen, denen die Sorge um des Lebens Nothdurft nicht fremd geblieben sein kann!«

»Aber bei allen diesen Menschen ist das Bedürfniß in dem Augenblicke, in dem wir sie vor uns handelnd erblicken, befriedigt, lieber Vater!« bemerkte Erich, der sich zu den Ansichten des Doctors und seines neuen Freundes neigte.

»Doch nicht bei den Schauspielern und dem Harfner,« wendete der Baron ein.

»Gewiß nicht!« sagte der Doctor, »aber gerade aus der Wahl dieser Gestalten können Sie sehen, wie Goethe es zu vermeiden wußte, die Noth bitter erscheinen zu lassen. Jene Architekten, Bauern, Gärtner, deren Sie erwähnten, sind, wie Erich richtig bemerkte, Alle wohlversorgt im Dienste großer Herren; der Harfner ist ein Geisteskranker, der stumpf geworden ist gegen die äußere Noth des Lebens, und die Schauspieler wissen sich durch Schuldenmachen und Nichtbezahlen vor eigentlichem Mangel zu schützen. So tief Goethe als Mensch für die Noth seiner Mitmenschen empfand, so sehr er in seinem Amte als Minister ihr stets abzuhelfen suchte, so entschieden hat er die Welt der Dichtkunst in der Welt der satten Bildung gesucht, und darin liegt sein Zusammenhang mit der romantischen Schule, die Anschauung, welche ihn in gewissem Sinne von den Bestrebungen der Nachwelt trennen könnte.«

Der Baron gab das, wenn auch mit Bedingungen zu, und die Baronin, welche stets einen ausgleichenden und versöhnenden Abschluß der

Unterhaltung herbeizuführen liebte, sagte: »Was Sie auch gegen die Goethe'schen Schöpfungen, als Musterromane, einzuwenden haben, so werden sie dieselben doch als ewige Vorbilder eines klassischen Styls stehen lassen müssen.«

»Unbedenklich!« rief der Graf; und der Doctor sagte: »Dieser abstracte klassische Styl wird aber für den Roman eine Unmöglichkeit werden, wenn wir anfangen, das allgemeine Leben zum Vorwurf des Romans zu benutzen. Die Harmonie des gleichmäßigen Styls, der hochgebildeten Sprechweise, wie wir ihr in allen Figuren Goethe's begegnen, hört auf, sobald der Ungebildete in den Kreis der Dichtung gezogen wird.«

»Dadurch wird der Styl also buntscheckig werden,« meinte der Baron, »und einen untergeordneten Ton annehmen müssen.«

»Ja und nein!« sagte der Doctor. »Die Wirklichkeit hat gegen das Ideal anscheinend oft etwas Untergeordnetes, die Sprechweise des Arbeiters, der Bürgersfrau etwas Unschönes, wenn wir sie mit der glatten, durch keine persönliche Unart unterbrochenen Schönheit des Goethe'schen

Styls vergleichen, und doch wird man diesen nicht überall anwenden, jene nicht entbehren können; aber ein strenges Maßhalten wird die Buntscheckigkeit und Kleinlichkeit, die Sie fürchten, leicht vermeiden lassen. Faßt der Dichter die Menschen mit jener großen Anschauung auf, mit welcher die Rafael, Tizian, Van Dyk, Murillo ihre Portraits erschufen, so wird das Bild jedes Menschen eine ewige Wahrheit und selbst das scheinbar Unbedeutende, Unschöne bedeutend und erfreulich; während das tägliche Leben uns überall Karikaturen bieten würde, wenn man kleinlich jede Art und Unart, jedes Fleckchen und jede Warze der Originale festzuhalten suchte.«

»Diese Dinge zugegeben,« meinte der Baron, »so wird aber Ihr humaner Roman der Zukunft eine maßlose Ausdehnung haben müssen, wenn er alle Stände in seinen Bereich ziehen will, und wir werden wieder zwölfbändige Werke wie die alten englischen erleben, wenn Sie sie nicht in zwei bestimmte Klassen, in aristokratische und Volksromane scheiden wollen.«

»Was sicher nothwendig sein wird, wenn sie

haltbar und in sich abgeschlossen, das heißt ein Kunstwerk sein sollen,« fügte der Graf hinzu.

»Keineswegs!« meinte der Doctor. »Im Roman eine Trennung der Stände aufstellen, die im Leben immer mehr und mehr zu verbannen unser Bestreben ist, wäre kein richtiger Grundsatz, und die Länge eines Romans wird durch das Zusammenwirken der Stände so wenig bedingt, als seine künstlerische Einheit dadurch gehindert. Beschäftigt sich der Roman, wie es seine Aufgabe ist, mit der psychologischen Entwickelung einzelner Charaktere, so ist dem Zufall jeder Spielraum in demselben genommen. Er ist bedingt durch den Charakter der Helden, und mögen dann auch, wie im Leben selbst, Personen der verschiedensten Klassen an den Helden herantreten und zu seiner Bildung mitwirken, mag er sich in den entgegengesetztesten Sphären bewegen, dem Roman wird in dem Raume eines solchen Bildungsprocesses immer eine Schranke gesetzt sein, die ihn vor übermäßiger Länge bewahrt. Beschäftigt der Roman sich aber mit Vorgängen, macht er die Entwickelung spannender Ereignisse

zu seiner Hauptaufgabe, so sinkt er zur Erzählung herab, hat keine innere Nothwendigkeit und kann so unermeßbar werden, als die Möglichkeit der Ereignisse selbst.«

Bei diesen letzten Worten des Doctors öffnete sich die Thür, und ein hellblondes, etwa fünfzehnjähriges Mädchen trat, von einem drei Jahre jüngern Knaben gefolgt, in das Zimmer.

»Meine Nichte!« sagte die Baronin, als das Mädchen an den Theetisch gekommen war und die Tante umarmte.

»Und ich!« fiel der Knabe ein, als ob er es übel empfände, daß man ihn keiner Beachtung werth zu halten scheine.

Alle Anwesenden lachten über ihn, und Helene stand auf, nahm ihn mit scherzender Feierlichkeit bei der Hand und sagte zu Friedrich: »Mein Vetter Master Richard Windham!« In gleicher Weise stellte sie ihn dem Doctor vor, und obschon Richard, wie die Anderen, darüber zu lachen begann, so ließ er es doch geschehen ohne, wie Kinder sonst pflegen, ungeduldig oder

verlegen dadurch zu werden. Er schüttelte dem Grafen, der ihn nach Deutschland gebracht hatte, freimüthig die Hand und bewegte sich in dem ihm neuen Kreise seiner Familie mit einer Unbefangenheit und Sicherheit, welche Friedrich an einem so jungen Knaben überraschend waren.

Helene, die sein Erstaunen bemerkte, sagte: »Nicht wahr, Ihnen kommt dieser selbständige Gentleman in der runden Jacke auch so komisch vor, wie mir?«

»Wie kannst Du es komisch finden,« fiel ihr Cornelie in's Wort, »daß ein Knabe sich unter günstigen Einflüssen schneller und gesünder entwickelt, als unter ungünstigen? Ist Dir die Blume komisch, die im Freien besser gedeiht, als in der engen Stube? Ich wollte, ich wäre ein Knabe und mit zwölf Jahren so selbständig gewesen, als Richard ist!«

»Du! ja Du wärst auch würdig gewesen, die Stelle Deiner Ahnfrau einzunehmen oder die Mutter der Gracchen zu repräsentiren!« scherzte Helene und setzte, gegen Friedrich gewendet, hinzu:

»Sie müssen nämlich wissen, daß meine Schwester die jetzige Welt sehr erbärmlich, die Männer sehr schwach und charakterlos findet, und nur an den Heroen der Vorzeit noch eine Art von Wohlgefallen hat.«

Cornelie warf ihr einen ernsten, fast strafenden Blick zu, und Erich sagte: »Cornelie und Richard werden gute Freunde werden, wenn Helene ihn nicht verdirbt!«

»Was nennst Du ihn verderben?« fragte Larssen, der gleich nach den Kindern erschienen war, dem Baron und der Baronin seine Aufwartung gemacht und sich nun zu den jüngeren Hausgenossen gesellt hatte.

»Verderben wird sie den Knaben, wenn sie es ihm zum Bedürfniß macht, von ihrer weichen Liebe umgeben zu sein und ihr dafür Alles zu Willen zu thun.«

»Diesem Verderben wird der Knabe nicht entgehen, da Männer ihm erliegen!« sagte der Graf, und so alltäglich Friedrich diese Schmeichelei fand, nahm Helene sie doch mit einem freundlichen Lächeln, als etwas ihr Wohlgefälliges auf.

Friedrich verargte ihr das. Die schöne Helene schien ihm einer anderen Huldigung werth, schien ihm zu gut für das Wortspiel geselliger Galanterie, indeß es blieb ihm nicht lange Zeit, darüber nachzudenken, da der Doctor die Frage aufwarf, ob man Helene heute nicht singen hören werde?

Sie erklärte sich bereit dazu, und Larssen, der mit Selbstgenügen vor Friedrich die Rechte eines alten Bekannten der Familie geltend machte, öffnete den Flügel, holte aus dem Nebenzimmer vom Schreibtisch der Baronin die Leuchter herbei und richtete Alles für den Gesang ein, worauf er sich, mit mehr Nachlässigkeit, als er sich sonst zu gestatten pflegte, in einen der Sessel am Kamine warf, und Friedrich nöthigte, sich neben ihm niederzulassen, was dieser ablehnte, weil er Helenens Gesicht von diesem Platze nicht vor sich gesehen haben würde.

Scherzend setzte sie sich zum Flügel nieder, griff präludirend ein paar Akkorde und ging dann zur Melodie, eines damals noch neuen Liedes von Fanny Hensel über, das mit begeisterter Sehnsucht die Reize Italiens feierte. Es lautete:

»Schöner und schöner schmückt sich der Plan,
Schmeichelnde Lüfte wehen mich an u. s. w.

und wie es in seiner Schilderung des Südens immer jubelnder wurde, so durchleuchtete eine wahrhaft südliche Gluth, ein hinschmelzendes Feuer die Züge und die Stimme Helenens, bis aus dem Entzücken über die Schönheit der Natur plötzlich ein unterdrücktes Weh in dem Schmerzensrufe verzagender Sehnsucht emportönte:

»O so versuch' es Eden der Lust,
Ebne die Wogen, die Wogen auch dieser Brust!«

Ein lauter Beifall scholl ihr von den Zuhörern entgegen, sie beachtete ihn nicht. Ihr Gesicht war schwermüthig geworden, ihr Auge sah ernsthaft umher, bis es auf Friedrich fiel, der in ihr Anschauen versunken war. Ihre Blicke trafen sich schnell und flüchtig, um sich ebenso schnell von einander abzuwenden, und Helene begann eines jener traurigen Lieder von Berger, in denen er Meister ist, das Lied vom blauen Veilchen, das der Liebende der gestorbenen Geliebten in

das Grab senkt, zur Erinnerung an ihren Veilchenkranz beim ersten gemeinsamen Tanze im Grünen.

Friedrich kannte die Composition, er hatte sie oft singen hören, aber niemals mit der Gefühlsinnigkeit, die Helene hineinzulegen wußte. Seine Augen schwammen in Thränen. Er dachte an das Begräbniß seiner Jugendfreundin, an das tiefe Weh seines armen Knabenherzens, und die unbestimmte gestaltlose Ahnung einer viel größeren Liebe, eines viel tieferen Verlustes zitterte in seinem Herzen. Er mußte sich von seinen Phantasieen gewaltsam losreißen, als er gewahr wurde, daß die Gruppe am Flügel sich aufgelöst, die Gesellschaft sich wieder um den Theetisch versammelt, und das Gespräch sich auf Gegenstände der plastischen Kunst in Italien, Frankreich und Spanien gewendet hatte. Dabei kamen Reiseerinnerungen und das Andenken an befreundete Personen zwischen dem Grafen und der Heidenbruck'schen Familie zur Sprache, denn auch Erich und seine Schwestern hatten schon bedeutende Reisen ge=

macht und waren in fremden Ländern durch eigene Anschauungen wohl zu Hause.

So schwand noch eine Stunde hin, bis die Gäste aufbrachen. Was man bei'm Abschiede gesprochen, welche Verabredung Erich mit ihm genommen, hätte Friedrich in dem Augenblicke nicht zu sagen vermocht. Er erinnerte sich erst am folgenden Tage, da er die Erschütterung überwunden, in welche Helenens Gesang seine musikalische Natur versenkt, daß man ihn zu baldiger Wiederkehr gar freundlich eingeladen hatte.

Wie bezaubert kam er aus dem Hause auf die Straße. Larssen nahm seinen Arm und ging ein paar Minuten schweigend neben ihm her, bis Friedrich, von der Nachtkühle erfrischt, tief aufathmete und sich hoch emporrichtete, als ob er wieder Herr über sich selbst zu werden wünschte.

»Nun,« rief Larssen, den Moment benutzend, »wie haben sie Dir gefallen?«

»Wer?« fragte Friedrich, immer noch zerstreut.

»Die Mädchen!« entgegnete Larssen mit jener selbstgefälligen Vertraulichkeit, welche Friedrich schon im Saale so mißfällig gewesen war. »Ich

denke, man kann zufrieden sein mit der Erziehung! Aber sie und die Alten erkennen es mir auch an. Du hast's ja gesehen, ich bin noch heute wie zu Hause unter ihnen! Ich kann mich gehen lassen, wie ich eben will.« Es lag etwas Wahres in dieser Behauptung Larssen's, und doch beneidete ihm Friedrich sein Verhältniß zu der Heidenbruck'schen Familie keinesweges. So wenig Welt- und Menschenkenntniß er besaß, fühlte er dennoch, daß die Freiheit, welche Jener sich nehmen durfte, die Zutraulichkeit, welche man ihm bewies, nicht auf das Gefühl der Gleichberechtigung begründet, sondern ein Zugeständniß für einen Menschen wären, für den man es unmöglich hielt, jemals eine volle Gleichberechtigung zu beanspruchen. Larssen war Friedrich begnadigt, nicht berechtigt erschienen neben seinen ehemaligen Schülerinnen, und er beklagte ihn deshalb in seinem Inneren, während Jener, vollkommen mit sich zufrieden, also fortfuhr:

»Es sind sonderbar geartete Naturen, diese Mädchen. Beide idealistisch, Beide dem Gewöhnlichen feind, Helene aus Liebebedürfniß, Cor-

nelie aus Verstand und Herzensgüte. Helenens Phantasie trägt sie weit hinaus über die Beengung des conventionellen Lebens, in dem sie erwachsen ist. Sie glaubt an ein Ideal von Liebesglück und möchte dies erreichen, während Cornelie von Kindheit an sich skeptisch verhalten hat gegen Alles, was sie umgab, und von geläuterten Weltzuständen phantasirte, in denen es keine Noth und kein Elend geben sollte. Helene wollte immer einen Feenprinzen heirathen und überirdisch glücklich werden, Cornelie eine Fee sein und alle Armen glücklich machen. Ich habe viel Noth mit ihnen gehabt, bis ich sie zur Wirklichkeit gewöhnte.«

»Und ist Dir das gelungen?« fragte Friedrich mit reger Theilnahme.

»Allerdings! Es steckt zwar in Beiden noch die eigene Richtung, die ja dem Menschen angeboren ist wie sein Blut und seine Haut, aber sie haben gelernt sich in die Welt zu fügen und vom Leben keine Ideale zu verlangen. Es sind eben vernünftige Frauenzimmer geworden, und

die kluge Mutter wird für sie auch die richtigen Lebenswege bahnen. Ich sehe das im Werden!«

Friedrich hätte fragen mögen, was Larssen werden sähe, da hatten sie aber die Wohnung des Letzteren erreicht und trennten sich für den Abend.

Sechstes Kapitel.

Erst tief in der Nacht hatte Friedrich den Schlaf gefunden. Als er am Morgen erwachte und die matte Herbstsonne auf die grauen Wände seiner Stube fiel, das Bücherbrett, den Arbeitstisch und sein Lager zu beleuchten, kam eine tiefe Niedergeschlagenheit über ihn. Entbehrung und Sorge waren ihm vertraut gewesen von seiner Kindheit an, er hatte jetzt weniger davon zu leiden, als in manch früheren Tagen, die Aussicht auf reichlicheren Lebenserwerb trat ihm immer näher, und doch kam er sich heute ärmer vor als sonst, hoffnungsloser, als er es noch je gewesen. Was konnte aus einem Leben werden, welche

Blüthen konnte es treiben, das eines reichlich nährenden Bodens, einer schnell und warm reifenden Sonne entbehrte, das, durch Nichts begünstigt, Alles aus sich selbst erzeugen mußte?

Sein Fleiß, seine Lust an wissenschaftlichem Bestreben däuchten ihm thöricht, seine Kenntnisse nichtig. Die erstrebte Gelehrsamkeit erschien ihm todt und reizlos neben der Fülle von Leben, welche die glücklichen Aristokraten genossen hatten. Er hatte Reichthum und Bildung, bevorzugte Verhältnisse und die aus ihnen hervorgehende edle Einfachheit des Benehmens nie in solcher Weise vereint gesehen, als in der Familie seines neuen Freundes. Was ihn im Einzelnen angezogen und abgestoßen, ihm bald beneidenswerth, bald geringfügig gedäucht hatte, Rang, Besitz, Bildung der äußeren Form, Kunst und Luxus, das Alles war ihm gestern in einem Bilde allgemeiner Schönheit, harmonischer Entwicklung erschienen, von dem er sich unfähig fühlte, das Auge abzuwenden, obschon das Anschauen ihm zum Schmerze wurde, wenn er auf sich und sein Geschick zurückblickte.

»Leben! Leben!« rief er. »Sich zur Schönheit entfalten in gleichmäßiger Ausbildung aller Kräfte!« — Aber hatte das nicht auch Larssen gewollt? Und wohin hatte es ihn gebracht? Wohin konnte es Friedrich führen, dem nicht die Mittel zu Gebote standen, über welche Jener einst hatte verfügen können? Ein stummer Schmerz, der sich nicht zur Entsagung zu gestalten vermochte, bemächtigte sich seiner. Er zürnte der Vorsehung, die ihn mit hochstrebender Seele in Niedrigkeit geboren werden ließ, und der Tag, der vor ihm lag, flößte ihm in seiner Entmuthigung ein Grauen ein. Er war niedergeschlagen bis zum Lebensüberdrusse, weil er ein paar Stunden Glückes genossen hatte.

Da kam die treue, so oft verspottete Gefährtin unseres Lebens, die Gewohnheit, ihm zu Hülfe. Der Schlag der Thurmuhr schreckte ihn erlösend aus seiner Verzagtheit empor. Es war halb neun Uhr, um neun begann das Collegium, und so gering er noch vor wenig Minuten die Wissenschaft im Vergleich zum Leben geachtet hatte, würde er es sich nicht verziehen haben, das

Collegium zu versäumen; aber dieser Tag und viele andere Tage schwanden dahin, ehe er das Gleichgewicht seiner Seele wiederzufinden, und sich zu einem Kampfe mit den Verhältnissen zu rüsten vermochte, aus dem er sich gelobte, als Sieger hervorzugehen. Die Jugend hat das Vorrecht, an die Erfüllung ihrer idealen Wünsche zu glauben, darin liegt ihre Kraft und ihr Glück, und wer ein Ideal im Herzen trägt, nach dessen Erlangung er trachtet, hat an demselben einen mächtigen Bundesgenossen gewonnen.

Was Friedrich bisher als Ziel angesehen, die Erwerbung von Kenntnissen, die Erlangung eines Amtes, das dünkten ihm plötzlich nur Mittel für seine Zwecke zu sein. Er blickte weit über das friedliche Asyl eines Pfarrhauses in die Welt hinaus, die sich vor ihm erschlossen hatte. Die geselligen Genüsse, welche ihm als Unternehmer der Bälle zu Theil werden mußten, und die er noch vor wenig Tagen so hoch angeschlagen hatte, daß er sie als eine dauernde Erinnerung zu erwerben gewünscht, schienen ihm jetzt so gleichgültig, daß er von der ganzen Ballunternehmung zurück=

getreten sein würde, hätte nicht die Lust an dem Zusammenwirken mit dem Freunde ihn daran festgehalten.

Auch machte der Umgang desselben sich bald wohlthuend auf Friedrich geltend. Um zwei Jahre älter als dieser, durch frühe Reisen, weiten Menschenverkehr und einen gewählten Umgang in seinem Vaterhause vielseitig gebildet, mit dem wirklichen Leben vertraut und durch seine glücklichen Verhältnisse vor den harten Berührungen desselben bewahrt, hatte er sich zu einem über seine Jahre weltgewandten Menschen entwickelt, ohne daß er die Gefühlswärme und Begeisterung der Jugend darüber eingebüßt. Er war sich deutlich der Vorzüge bewußt, welche Rang und Reichthum seines Vaters ihm verliehen, er verstand sie für sich zu nutzen, aber er brauchte sie fast ebenso gern, Anderen damit förderlich zu sein, als sich selbst. Sein weiches Herz machte ihn theilnehmend für fremdes Leid, eine Lust zu eingreifendem Handeln, ihn geneigt, das Schicksal derjenigen lenken und bessern zu wollen, die seine Theilnahme gewonnen, und er scheute nicht leicht

ein persönliches Opfer für solche Zwecke. Aber dieselbe Herzensweiche, welche ihn für Andere thätig sein ließ, machte ihn auch empfindlich und scheu vor unangenehmen Berührungen, so daß Zurückhaltung und Wohlwollen, abweisende Kälte und großmüthiges Entgegenkommen, verständige Ueberlegung und Handeln nach augenblicklichen Empfindungen in ihm wechselten, und seine nächsten Bekannten ihn schätzten und liebten, während Fremde ihn oft für hochmüthig und launenhaft zu halten berechtigt waren.

Zu seinem Freunde hatten ihn die besten Seiten seines Wesens hingezogen. Friedrich's geistvolles Gesicht war ihm in einem Collegium über neuere Literatur aufgefallen, ein Ausdruck von Schwermuth oder Leiden ihm anziehend geworden, und Alles, was er durch Dritte von ihm erfahren, hatte dazu gedient, diese Theilnahme zu erhöhen, welche er auch seinen Eltern für ihn einzuflößen wußte, so daß der junge Theologe bald ein gern gesehener Gast des Heidenbruck'schen Hauses wurde.

Drei Wochen mochten vorüber sein, der Win-

ter war im Anzuge und die Zeit gekommen, in welcher Regina Königsberg verlassen sollte. Friedrich hatte ihrer wohl gedacht, aber sie nur selten wieder gesehen, als er von seiner Mutter erfuhr, daß am folgenden Tage der Hausrath des Unterofficiers versteigert werden würde. Er erschrak vor diesem Gedanken, obschon er seit Wochen davon sprechen hören und viele Berathungen über die Auction in seiner Gegenwart verhandelt worden waren. Es schmerzte ihn, als solle ihm ein Stück seines Lebens, ein Theil seiner Erinnerungen entrissen werden.

Im Dämmerlichte ging er in die kleine Wohnung hinüber, die er lange nicht betreten hatte. Der Unterofficier war zu dem Fuhrherrn gegangen, der die Besorgung der wenigen Sachen übernommen hatte, welche den Scheidenden in die neue Heimath folgen sollten. Regina war allein zu Hause. Ein Kasten und ein Bettsack standen gepackt im Flur, im Zimmer brannte die kleine Oellampe, bei deren Schein Friedrich so oft neben seiner Freundin gesessen. An dem Nähpulte, an dem er die Mutter sonst täglich arbeiten ge=

sehen, saß jetzt Regina. Als er eintrat und sie zu ihm emporblickte, trafen ihre Augen ihn tief bis in's Herz. Sie hatten denselben Ausdruck von Trauer, der ihn so fest an die Mutter gekettet hatte. Wie mit einem Zauberschlage erwachte die geliebte Vergangenheit in seinem Geiste, ihm diesen Augenblick noch schmerzlicher zu machen. Von den Fenstern waren die Vorhänge, von den Wänden die Bilder abgenommen, die er so oft betrachtet, die ihm in dieser Stunde höheren Werth zu haben schienen, als alle Kunstwerke der Welt. Das Bett, in dem Frau Baltig gestorben, war leer, der Hausrath aus dem Glasschrank verschwunden, es sah so kahl, so dürftig aus, und mitten in dem kahlen Raume saß das stille, einsame Kind.

»Du arme Regina!« rief er aus.

»Ach ja!« entgegnete die Kleine seufzend, und Beide schwiegen dann wieder. Friedrich ging im Zimmer umher, dann setzte er sich zu dem Mädchen.

»Was nähst Du?« fragte er, wie man gewöhnlich die gleichgültigsten Fragen thut, wenn

man recht viel und recht Schweres auf dem Herzen hat.

»Einen Pompadour zur Reise!« antwortete Regina.

Er blickte auf ihre Arbeit. »War das nicht ein Kleid von der Mutter?« fragte er; die Kleine nickte bejahend, und wieder entstand eine Stille, bis er zu wissen begehrte, wann sie abreisen würden.

»Ueber übermorgen!«

»Und wo werdet Ihr bleiben, wenn morgen Eure Sachen verkauft sind?«

»Bei Deiner Mutter! Wir schlafen heute zum letzten Male hier.«

Der Ton, mit dem sie sprach, war voll tiefem Leiden, aber sie weinte nicht mehr und nähte während des Sprechens ruhig fort. Des Jünglings Auge folgte jeder ihrer Mienen, während er nach dem Ausdruck für sein Empfinden suchte. Endlich legte er seinen Arm um ihren Hals und sagte: »Wir sitzen hier auch zum letzten Male zusammen, und ich werde Dich vielleicht nicht mehr allein wiedersehen, Regina! Du weißt, wie

lieb ich die Mutter gehabt habe und wie gut sie zu mir gewesen ist, bleibe Du mir also auch gut und wenn — —«

Da warf sich Regina laut weinend an seine Brust, umklammerte ihn angstvoll und brach schluchzend in die Worte aus: »Sag' Deiner Mutter, ich will bei ihr bleiben!«

Es war ein bitterer Schmerz für Friedrich, ihr diesen Wunsch nicht gewähren zu können; selbst kaum fähig, seine Thränen zu unterdrücken, suchte er das Mädchen zu trösten. »Es wird eine Zeit kommen,« sagte er, »in der ich Dir vergelten kann, was Deine Mutter mir gewesen ist. Ich werde Dich nicht vergessen, vergiß Du mich auch nicht, und wenn Du Dir einmal nicht zu helfen weißt im Leben, so sag es mir!«

»Und dann wirst Du kommen?« fragte die Kleine.

»Ja! gewiß!«

»Und Du wirst mir auch helfen?

»So gut ich irgend kann!« Da sah sie ihn fest an, gab ihm die Hand, fiel ihm nochmals um den Hals und schien des Weinens und der

Traurigkeit, wie Kinder pflegen, müde zu sein. Ihr Gesicht erhellte sich, sie zeigte Friedrich ein Paar warme Schuhe, die der Vater ihr gekauft, und hatte Fragen und Erzählungen aller Art zu machen, so daß sie ganz heiter geworden war, als er sie verließ, während er selbst der Traurigkeit nicht Herr zu werden vermochte.

Spät am Abend ging er zu Erich. Da er ihn nicht zu Hause traf, wollte er sich entfernen, aber die Baronin, welche von einem Besuche heimkehrend in den Flur trat, forderte ihn auf, den Sohn bei ihren Töchtern zu erwarten. Er fand dieselben allein in dem Arbeitszimmer ihrer Mutter, und schon nach den ersten Minuten einer gleichgültigen Unterhaltung fragte ihn Cornelie plötzlich, indem sie ihre dunklen Augen forschend auf ihn richtete: »Warum sind Sie so traurig, Herr Brand?« Friedrich erschrak vor der unerwarteten Frage; er mußte voraussetzen, daß sie wohlgemeint sei, aber es wurde ihm schwer, darauf zu antworten.

»Ich habe einen Abschied bestanden!« sagte er ablehnend. Dennoch klang seine Bewegung

in den Worten durch, und Helene, ihn mitleidig anblickend, rief mit jener süßklagenden Stimme, die ihn am ersten Abende in ihrem Gesange so mächtig erschüttert hatte: »Wenn ich Ihnen doch helfen könnte!«

»Sie wollen mir helfen?« wiederholte er erröthend und fügte dann schnell gefaßt hinzu: »Es fehlt mir Nichts!«

»Aber Sie haben gewiß schon viel gelitten!« fuhr Helene fort.

»Woher glauben Sie das?« fragte er, indem seine Scheu, sich beobachtet, verrathen zu sehen, mit seiner Freude über Helenens Theilnahme kämpfte.

»Weil Sie eigentlich niemals ganz heiter sind, und es ist doch so schön, fröhlich zu sein!«

Da er schwieg, entstand eine kleine Pause. Cornelie arbeitete ohne aufzublicken an ihrer feinen Stickerei. Ihr Gesicht sah noch ernster aus als gewöhnlich, und Helene, welche es empfand, daß Friedrich's Auge in ihrer Seele zu lesen trachtete, fühlte sich davon verwirrt. Von der Stille beängstigt, schien es ihr eine Erleichterung zu

sprechen, aber ihre Gedanken waren so schnell vorwärts und rückwärts gegangen, daß sie den Faden der Unterhaltung nicht zu finden vermochte, bis Cornelie durch einige hingeworfene Fragen über Friedrich's Verhältnisse ein Gespräch einleitete, in welchem der Letztere bald die Rolle des Erzählers übernahm; und wie es in aufgeregten Zuständen, die uns unvorbereitet überraschen, zu geschehen pflegt, hatte er gar bald zu seinem eigenen Erstaunen ihnen sein ganzes Leben mitgetheilt. Was er Allen verborgen, was er selbst vor Erich zu enthüllen Scheu getragen, die Entbehrungen und Schmerzen seiner Kindheit, seine Liebe für die verstorbene Freundin, die Sorge um ihr armes Kind, das Alles theilte er in flüchtigen Worten den beiden Schwestern mit. Er nannte keine Namen, er gab ihnen keine bestimmten Thatsachen, er klagte weder Menschen noch Schicksal an, denn er fühlte sich plötzlich mit ihnen versöhnt. Er sah ruhig und liebevoll in die Vergangenheit zurück, denn es schien ihm, als sei er fortan allem Leid entronnen. Plötzlich aber überfiel ihn ein Gefühl der Angst und der Be=

schämung. Es peinigte ihn, so lange von sich gesprochen zu haben, er stand auf und empfahl sich, weil er den Freund nicht länger mehr erwarten könne.

Die Schwestern waren betroffen, sie baten ihn zu bleiben, er lehnte es mit einer gewissen Heftigkeit ab, vor der sie verstummten, und nachdem diese drei jungen Herzen sich in freudiger Erschlossenheit gefunden hatten, trennten sie sich in einer Weise, welche Keiner von ihnen sich zu erklären vermochte, welche Allen quälend war.

Weder Helene noch Cornelie sprachen von Friedrich, so lange sie den Abend im Kreise der Familie verweilten. Erst als sie sich in ihrem Zimmer befanden, drückte Cornelie den Wunsch aus, dem abreisenden Mädchen zu helfen, aber Friedrich hatte ihren Namen nicht genannt.

»Ich habe den ganzen Abend nur an sie gedacht,« sagte Helene, »und möchte sie gern sehen! Ich stelle sie mir anders vor, als Kinder sonst zu sein pflegen«.

»Weshalb das?«

»Weil Friedrich anders ist, als andere Men=

schen!« rief Helene. »Sieh!« fuhr sie dann fort, »als er am ersten Abende bei uns davon sprach, daß der Roman der Armen, der Nothleidenden noch nicht geschrieben sei, und der Graf behauptete, in solchen Verhältnissen sei keine Poesie, keine Schönheit zu finden, da stimmte ich ihm aus voller Ueberzeugung bei, und jetzt — —«

»Und jetzt?« fragte Cornelie.

Helene antwortete nicht gleich. Erst nach einer langen Pause sagte sie: »Er selbst, Friedrich, muß der Dichter werden, der das Volk schildert in seiner Schönheit! Wer hat je mit dieser Einfachheit von seinem Leben, mit solcher Liebe von seinen Entbehrungen, mit solcher Schönheit von Schmerz und Leid zu uns gesprochen, als er? Es ist mir überhaupt, als hätte ich heute zum ersten Mal erfahren, wie Menschen zu einander reden sollten, und was es heißt mit einem Menschen sprechen!«

»Helene!« rief Cornelie im Tone der höchsten Bestürzung.

»Was verwunderst Du Dich?« entgegnete Helene. »Hat er Dich nicht ergriffen wie mich,

der Hinblick auf das Leben dieses reinen Herzens, das tausendfach mehr Glück verdient als wir, und Nichts erhalten hat als Leid und Sorge? Aber wie schön, wie poetisch ist sein Leiden gegen das trockene Glück, von dem die Andern wissen! In seiner Armuth ist er reicher als wir Alle!« —

Cornelie hatte mit starrem Ernste zu ihr hinübergeblickt, jetzt warf sie sich der Schwester an den Hals und weinte.

»Worüber weinst Du?« fragte diese. »Liebst Du ihn?«

»Ich? Helene! ich?«

»Nun warum weinst Du denn?«

»Ueber Dich!« — — entgegnete Cornelie, »denn Du liebst ihn!«

Helene antwortete nicht, sie ließ sich in dem Sessel am Kamine nieder und hüllte ihr Gesicht in ihre Hände. Cornelie stand ihr eine Weile gegenüber, als erwarte sie, daß Jene sprechen würde; da sie aber schwieg und in ein stilles Sinnen versank, sagte Cornelie: »Laß uns die Kleine nicht vergessen über ihn! Friedrich hat uns gesagt, die Fortreisenden wohnten seinen Eltern

gegenüber, es werde morgen dort eine Auction abgehalten, das Haus muß also wohl zu finden sein!«

»Ja! wir wollen hin!« rief Helene, aber Cornelie verneinte das. »Wir nicht! Larssen wird hingehen, wenn wir ihn darum bitten, er hat uns sonst ja schon in solchen Dingen beigestanden, ich will gleich an ihn schreiben!« sagte sie.

Helene konnte des Dankes kein Ende finden. Sie küßte Cornelie während diese schrieb, man schellte einem Diener, übergab ihm den Brief zu früher Besorgung am nächsten Tage, und Cornelie fing zu überlegen an, was dem Kinde dienlich und für alle Fälle brauchbar sein könnte.

Ruhiger, als die nur mit dem Herzen lebende Helene, sah Cornelie, mit Angst der Schwester plötzlich auflodernde Liebe für Friedrich, und suchte sie durch den Hinweis auf das arme Mädchen zu zerstreuen. Als aber Helene ihr Lager gesucht hatte, da kniete Cornelie neben demselben nieder, faßte die Hände der Schwester und sagte, das Gesicht an ihre Wange geschmiegt: »Sprich vor

Niemand, vor Niemand, Helene! wie Du vor=
hin zu mir gesprochen hast, und bete um Selbst=
überwindung, denn es wäre ein Unglück, hättest
Du sie nicht!«

Siebentes Kapitel.

Am andern Nachmittage stand Larssen in der Thür eines Shawlmagazins und betrachtete mit der ihm eigenthümlichen Genauigkeit ein großes, warmes Tuch, als Erich vorüberging und ihn erblickte. Lachend trat er hinzu, ihn mit diesem Einkaufe zu necken.

»Ist's wieder einmal so weit, Vater Larssen!« fragte er, »daß Du sentimental und spendabel wirst?«

»Reine Sache der Wohlthätigkeit,« entgegnete Larssen mit komischer Würde, und erregte damit Erich's Heiterkeit in noch höherem Grade.

»Glaube Dir das nicht!« rief dieser, »denn

es glaubt's Dir Niemand! Du wirst ja auf Deine alten Tage nicht von Dir selbst abfallen!«

»Auf mein Wort, Erich!« wiederholte Jener, »reine Sache der Wohlthätigkeit! Denkst Du, ich sei der Sündhaften Einer und hätte noch Wohlgefallen am Weibe? Das ist fern von mir! Aber wie gefällt Dir das Tuch?«

»Es kommt darauf an, für wen es sein soll!«

»Für eines der schönsten Geschöpfe, die mir jemals vorgekommen sind.«

»Und an diesem schönen Geschöpfe hast Du kein Wohlgefallen mehr?«

»Ich habe es nur einen Augenblick gesehen und werde es außer heute auch nicht wiedersehen!« entgegnete Larssen, der sich vor Erich in der Rolle des Wohlthäters gefiel.

„Das klingt ja sehr romantisch!« rief Erich aus, »auf diesem Felde hätte ich Dich am wenigsten vermuthet!«

Larssen bezahlte während dessen den besprochenen Einkauf und verließ mit Erich das Magazin, seinerseits ebenso entschlossen, den Anstrich eines geheimnißvollen Abenteuers aufrecht zu er-

halten, als Erich den Schleier desselben zu lüften, um Larssen mit seiner Heuchelei zu necken. Als sie die nächste Straßenecke erreicht hatten, wollte Larssen sich von Erich trennen, besann sich dann aber plötzlich eines Andern, um seine Rolle desto sicherer durchzuführen, und forderte ihn auf, ihn zu begleiten, »jedoch nur unter Einer Bedingung« wie er sagte.

»Und die wäre?«

»Daß Du mir das unbedingteste Schweigen gegen Jedermann versprichst!« antwortete Larssen. »Die Sache ist das Geheimniß von Personen, deren Zutrauen ich besitze. Es handelt sich um eine Familie, die man auskundschaften, um ein Mädchen, das man unterstützen und für das man Reiseeffecten kaufen wollte, da es den Ort verlassen muß. Ich habe das Alles besorgt und es auch übernommen, die Sachen heimlich abzuliefern. Versprichst Du mir, mich nichts Näheres zu fragen, Nichts weiter darüber zu reden, so will ich Dir das Mädchen zeigen.«

Erich ließ sich das nicht zweimal sagen, und bald befanden die Beiden sich vor dem Hause

des Unterofficieres, in welchem die Versteigerung des Hausrathes sich ihrem Ende nahte. Männer mit Tragen brachten einzelne verkaufte Stücke die Treppe herab, ein paar Nachbarinnen besahen vor der Thür die erstandenen Töpfe und Eisenwaaren. Larssen und Erich gingen hinauf, als ob sie einen Einkauf zu machen wünschten. Es waren noch ein paar Trödlerinnen in dem Zimmer, mit denen der Unterofficier seine Abrechnung zu halten schien, der Schreiber des Auctionators saß, die Listen ordnend, an einem Tische mitten in dem Raume, und aus allen Ecken trug man die gekauften Gegenstände davon, daß die Stube mit jedem Augenblicke leerer und trauriger anzusehen wurde. Erich, solcher Eindrücke ungewohnt, konnte sich einer höchst wehmüthigen Empfindung nicht erwehren. »Und hier lebt Dein schönes Wunder?« fragte er.

Larssen antwortete nicht, sondern drückte nur die Brille fest an die Augen, um in der beginnenden Dunkelheit Regina zu suchen, die er nicht entdecken konnte. Da er sie am Morgen in der Küche gefunden hatte, wendete er sich dorthin

Erich folgte ihm, und als sie die Thüre derselben öffneten, erblickten sie Regina, beschäftigt die Tassen und Töpfe zu reinigen, aus denen man die Trödlerinnen nach altem Brauche mit Kaffee bewirthet hatte, ihnen guten Muth und Lust zum Kaufen einzuflößen.

Das spärliche Licht einer Lampe und verglühender Kohlen fiel auf Regina's Züge. Sie sah empor, als die Beiden eintraten, und Erich erstaunte vor dem mächtigen Augenaufschlag dieses Kindes. Regina erkannte Larssen von seinem Besuche am Morgen wieder, und da er sich als einen Käufer dargestellt, fragte sie ihn, ob er den Schrank erstanden, den er in der Frühe besehen habe?

»Ich bin zu spät gekommen!« sagte er. »Er war schon verkauft; hat man hohe Preise gezahlt?«

»Ich weiß es nicht, der Vater schickte mich hinaus!«

»Weshalb that er das?« fragte Erich, dessen Augen unverwandt auf ihren Zügen ruhten.

Regina stockte und sagte dann mit großer

Verlegenheit: »Weil ich weinte! — Es war so schrecklich, wie sie Alles wegtrugen, der Mutter Tisch und Bett — und Alles!« —

Sie hatte die Worte leise gesprochen, dann wendete sie sich ab, ihre wieder hervorbrechenden Thränen zu verbergen. Erich hätte mit ihr weinen können. »Wann fährst Du fort?« fragte er sie und faßte mitleidig ihre kleine nasse Hand, die sie an der Schürze trocknete.

»Morgen Abend!«

»Dazu soll ich Dir die Sachen geben!« sagte Larssen, legte den Shawl und noch ein anderes Päckchen mit warmen Kleidungsstücken auf den Heerd, winkte Erich, ihm zu folgen, und verließ die Küche.

Erich aber blieb zurück. Er wollte den Namen des Mädchens wissen, das ihm in seiner Aufgeregtheit wie eine verzauberte Prinzessin vorkam, und als die Kleine sich Regina nannte, war es ihm, als leuchte ein Kronenschimmer um ihr dunkles Kinderhaupt. Er hatte die größte Lust, dem Mädchen Etwas zu schenken, aber ihr Geld zu geben, war ihm unmöglich; Larssen rief ihm

zu kommen, er wollte dem Rufe folgen und wollte doch nicht gehen ohne Gabe. Plötzlich griff er nach seiner Kravatte, zog eine Nadel mit reichgefaßter Perle daraus hervor, reichte sie dem Mädchen hin, küßte es auf die Stirne und eilte die Treppe hinunter.

Regina blieb bestürzt am Herde stehen. Sie betrachtete, ohne es anzurühren, das Packet, auf dem mit deutlicher Handschrift die Worte: »Zur Reise!« standen, sie sah den Shawl auf dem Heerde liegen, sie hielt die Nadel in der Hand und wußte das Alles nicht zusammen zu reimen, sich nicht von der Ueberraschung zu erholen, bis die Meisterin hereintrat, Regina bei dem Reinigen der Geräthschaften zu helfen. Ohne zu wissen, was sie that, steckte das Mädchen die Nadel in ihre Tasche. Selbst als die Meisterin die unerwarteten Gaben gewahr wurde, als sie um den Geber, um den ganzen Hergang fragte, als der Vater hinzugerufen, ein förmliches Verhör mit Regina angestellt wurde, und sie, so gut sie es im Stande war, von den Ereignissen erzählen mußte, von dem Herrn, der am Morgen den Schrank besehen,

und von dem andern, der am Abende mit ihm gekommen war, konnte sie sich doch nicht überwinden, der Nadel zu erwähnen. Es wurde ihr heiß, so oft sie es versuchte. Einmal griff sie danach, sie zu zeigen, um sich Muth zu machen, aber die Hand zitterte ihr. Sie konnte es nicht sagen, so gern sie wollte, und es kam ihr doch wie eine Sünde vor, daß sie dies Wichtigste verschwieg.

Achtes Kapitel.

Regina hatte die Vaterstadt verlassen, der alte Unteroffizier von der in Berlin neu errichteten Häuslichkeit geschrieben und die Meisterin sich schnell gewöhnt, ihr Pflegekind selbst an den Waschtagen zu entbehren. Sie dachte der eben erst geschiedenen Nachbarn, wie man an Dinge denkt, welche eine lange Vergangenheit von uns trennt, mit Theilnahme zwar, aber ohne sie wesentlich zu vermissen. Tägliche, angestrengte Arbeit ist ein Wunderbalsam gegen jene Leiden der Sehnsucht, welche der Unbeschäftigte mit kränkelnder Wollust in sich nährt. Wie sollte auch der Arme leben können, käme die nothwendige Arbeit

ihm nicht zu Hülfe, brächte sie nicht seinen Nächten Schlaf, seinen Tagen Vergessenheit, und mit der Vergessenheit die Gesundheit der Seele wieder, denn unfruchtbare Sehnsucht ist eine Krankheit der menschlichen Natur. Der gesunde Mensch strebt kräftig zu erreichen, was er bedarf, und verzichtet ebenso fest auf das Unerreichbare. Er will vor allen Dingen sich selbst ganz und ungetheilt besitzen — und der Arbeiter muß das wollen, bewußt oder unbewußt, weil er seiner selbst bedarf.

Drüben in dem Hause, das der Unteroffizier so viele Jahre inne gehabt, lebten neue Nachbarn und gaben Frau Brand Anlaß zu vielfachem Betrachten ihres Thuns und Treibens. Der Meister kümmerte sich nicht darum, er war zufrieden, daß er Arbeit hatte, und noch zufriedener mit Friedrich; denn hatte der Vater gefürchtet, daß er den Büchern untreu werden, daß er in ein wüstes Vergnügungsleben sich versenken, daß er Zeit, Geld und Gesundheit daran setzen werde, so gewahrte er von alle dem das Gegentheil. Der junge Entrepreneur beschäftigte sich mit den

Bällen nur so viel, als seine Pflicht es forderte, zog sich aber mehr und mehr von dem Umgange mit seinen Commilitonen zurück und verlebte fast alle seine Mußestunden mit Erich und dem Doctor, zu dem er seit jenem ersten Abende im Heidenbruck'schen Hause in ein näheres Verhältniß getreten war.

Beide Verbindungen gewannen bald einen entschiedenen Einfluß auf ihn und seine Bestrebungen. Erschloß ihm der Umgang mit Erich und dessen Familie den Blick für allgemeine Bildung, machte er ihn gerecht gegen das Gute, welches die bevorzugten Stände in ihrer glücklichen Ruhe in sich zu entwickeln vermochten, so erhielt der Doctor in ihm das Gefühl rege, daß die Möglichkeit ähnlicher Bildung für Alle zu erleichtern, gerade die Aufgabe Derjenigen sei, welche aus dem Volke hervorgegangen wären, und wie Friedrich's war das des Doctors Fall.

Als Jude geboren, hatte der Doctor aus seinen ersten Lebensjahren die Erinnerung an eine drückende Armuth in seinem Gedächtnisse bewahrt, obschon der Fleiß seiner Eltern es später zu Ver=

mögen gebracht hatte, und dem Sohne alle Mittel zur Ausbildung seines Geistes gegeben worden waren. Selbst mit jener eisernen Ausdauer, mit jener unermüdlich thätigen Geduld begabt, die einen Hauptzug in dem Wesen des jüdischen Volksstammes bilden, hatte Bernhard, der Sorge um das tägliche Brod enthoben, sich früh dem Leiden der Menschen zugewendet, und leiblicher und geistiger Noth zu steuern gestrebt, wo sie ihm begegnet waren. Er kannte die Erste aus den Tagen seiner Kindheit, er kannte die Andere durch die Unterdrückung seines Volkes, durch die Kränkungen und Behinderungen, welche er als Sohn dieses Volkes auf seinem Lebenswege erfahren hatte. Kaum in das Mannesalter getreten, war er der unermüdlichste Arzt der Armen, der rastlose Arbeiter für die Emancipation der Juden, und durch Ueberzeugung und Erfahrung ein Menschenfreund, ein freier Mensch geworden. Ohne an sich und seinen persönlichen Vortheil zu denken, gemeinnützig thätig, errang er dadurch die größten Vortheile für sich selbst. Er war gesucht als Arzt, geachtet als Mensch, und hatte

für seine Person von der Gesellschaft die Emancipation erlangt, welche der Staat damals den Juden noch versagte. Vor Allem schätzte man ihn im Heidenbruck'schen Hause, dessen Arzt er war, und sein Urtheil übte einen wesentlichen Einfluß auf die Ansichten fast aller Familienglieder aus.

Es war ein paar Tage vor dem Weihnachtsfeste, als Erich und Friedrich eines Abends an die Thüre des Doctors klopften, den sie, wie fast immer, einsam und mit seinen Arbeiten beschäftigt fanden. Dennoch nöthigte er sie angelegentlich zum Bleiben. Er schien ungewöhnlich zur Mittheilung geneigt und schloß seine Aufforderung, ihren Besuch zu verlängern, mit den Worten: »Drei machen ein Collegium, und Ihr Heiland hat ja auch erklärt, daß, wo Drei beisammen wären, er unter ihnen sei! So lassen Sie uns denn beisammen sein und plaudern, das wird ein gottgefällig Unternehmen werden!«

»Ich bewundere es an Ihnen, Herr Doctor!« äußerte Friedrich, während Bernhard seinen Gästen Cigarren anbot und Wein bringen ließ,

»daß Sie in jedem Augenblicke so bereit sind, Ihre Arbeit aufzugeben, wenn ein geselliger Anspruch an Sie gemacht wird.«

»Und ist denn für Andere leben, ist denn überhaupt als Mensch mit dem Menschen sprechen, nicht auch eine fördersame, nützliche Arbeit?« fragte Bernhard.

»Für uns in diesem Falle gewiß!« bemerkte Erich, dem solche Höflichkeit der Form durch seine Erziehung zur Natur geworden war.

Der Doctor lächelte. »Eure Höflichkeit erfreut mich sehr, ich bin ein Mensch wie And're mehr!« rief er, den Wein einschenkend, und der junge Edelmann selbst fühlte, daß die allgemeinen Redeformen, wie alles Allgemeine, im besonderen Falle komisch sein können. Auch sprach der Doctor diese Bemerkung offen gegen ihn mit dem Zusatze aus: er möge aus diesem kleinen Beispiele einen Schluß ziehen für die Unterredung, welche Bernhard neulich mit dem Baron über allgemeine Regeln, feste Grundsätze und bestehende Ordnungen gehabt habe, und in welcher der

Baron dem Doctor den Vorwurf gemacht, ein Feind alles Bestehenden zu sein.

»Das sind Sie auch wirklich,« rief Erich, »aber die Aerzte sind von jeher die schlimmsten Revolutionäre gewesen!«

»Was nennen Sie revolutionär, lieber Erich? Das ist ein vieldeutiger Begriff!«

»Ich nenne das Prinzip und den Menschen revolutionär, die sich dem Bestehenden feindlich entgegenstellen, wie Sie.«

»Lassen wir das gelten, obschon die Erklärung nicht die richtige ist, nur lassen Sie mich dieselbe aus den Bereichen vervollständigen, in denen ich mich am meisten heimisch weiß. Wir ziehen ja doch unsere Erkenntniß, unsere Bilder für dieselben am sichersten aus den Sphären, die uns zunächst umgeben: der Landmann aus der allgemeinen Natur, der Gelehrte aus dem speciellen Fache seines Wissens. Meine Erkenntniß, meine Anschauungen der Welt und der Menschen, der Lebensprinzipien und der aus ihnen folgenden Gesetze des Menschenverbandes zur Herstellung eines

vernünftigen Staates, danke ich zumeist der Beobachtung des menschlichen Organismus.«

»Und hat diese Sie revolutionär gemacht, wie mein Freund es nennt?« fragte Friedrich.

»Ja!« entgegnete der Doctor. »Ich habe einsehen lernen, daß der menschliche Organismus kein selbständiges, um seiner selbst willen ausschließlich geschaffenes Wesen, sondern ein Theil des Weltalls ist, mit dem er in dem engsten, fortdauernden und unauflöslichsten Zusammenhange steht. In der Natur ist Nichts bestehend und dauernd, als ihre nie endende Thätigkeit in Auflösung und Neugestaltung der vorhandenen Elemente. Ebenso ist es im menschlichen Organismus und es muß so in ihm sein, denn etwas Unbewegliches könnte sich in der allgemeinen Bewegung nicht selbständig erhalten. Ist das aber mit dem einzelnen Menschen der Fall, so muß es auch dasselbe sein mit der Gesammtheit der Menschen. Sie erzeugt sich neu in sich selbst, sie erzeugt neue Gedanken und Bedürfnisse mit ihrer sich umstimmenden Organisation, sie bedarf also neuer Befriedigungen für ihre neuen Bedürfnisse.

Da haben Sie den Weg, auf dem die Mediziner Männer der Bewegung und Ungläubige gegen das Bestehende werden.«

»Damit erklären Sie,« sagte Friedrich, »die Revolutionen als den nothwendigen und eigentlich natürlichen Zustand der menschlichen Gesellschaft, und stoßen alles Recht des Bestehenden um, das die Vorsehung unter uns hat werden und gedeihen lassen!«

»Die Vorsehung?« fragte der Doctor, und Erich rief: »Sie freilich sind ein Atheist und glauben nicht daran!«

»Nein!« antwortete der Doctor bestimmt, »aber lassen wir auch das, da Sie Beide daran glauben, und bleiben wir bei dem Kapitel von der Revolution.«

Friedrich erschrak, als er die Gleichgültigkeit gewahrte, mit welcher Bernhard über den Glauben an eine Vorsehung, an einen persönlichen Gott hinwegging, den er als eine Bedingniß seines Lebens und Strebens empfand. Der Doctor schien ihm plötzlich fremd, der Freund räthselhaft, daß er jene Behauptung mit einem Lächeln hin-

nehmen konnte, und ganz verwundert rief er: »Wie ist Ihnen, Ihnen gerade die Art Ihres selbstlosen Wirkens möglich, ohne den Glauben an Gott und seinen Beistand? Wie können Sie Fuß fassen in der Welt, wenn Ihnen das Fundament des Glaubens an einen Allmächtigen entzogen ist, der sie erhält und leitet?«

Der Doctor sah ihm klar und groß in's Auge und sagte mit ruhiger Würde· »Und wenn ich ein festeres Fundament kennte, einen stärkeren Glauben besäße?« — Dann aber brach er plötzlich ab, ließ auch Friedrich, mit der Herrschaft, welche er über die jüngeren Männer ausübte, zu keiner Entgegnung kommen, sondern nahm die frühere Unterhaltung wieder auf.

»Sie meinten,« sprach er, »ich erkläre die Revolution für den gesunden Zustand des Staates, darin irren Sie. So wenig ich den Blutsturz als den gesunden Zustand des Körpers ansehe, der zuweilen eine heilsame, immer aber eine bedenkliche und gefährliche Krisis der sich selbst helfenden Natur ist, so wenig halte ich die Revolution für etwas Gesundes. Sie ist die Krisis

einer Krankheit, und muß natürlich entstehen oder auch künstlich herbeigeführt werden, wo die fehlende Thätigkeit des Organismus, wo Uebermaß oder Mangel, Stockung oder Erschlaffung und Ueberreizung verursacht haben, und die fortschreitende Zerstörung und Neubildung des Organismus hemmen. Unnatürliches Festhalten des Bestehenden erzeugt Stockungen, bildet Krankheiten und Krisen, und weil ich diese dem einzelnen Menschen so bedenklich halte, als die Revolutionen der Menschheit, bin ich ein Feind alles dessen geworden, was die Bewegung, das Fortentwickeln hindert. Um Revolutionen zu vermeiden, wünsche ich die Zerstörung dessen, was sie erzeugen muß.« — Er zog einen langen Zug aus der Cigarre, füllte auf's Neue die Gläser der beiden Freunde und sagte, nachdem er selbst getrunken hatte: »Da haben Sie die Geständnisse eines Arztes! machen Sie daraus, was Sie können!«

»Fideicommisse lassen sich darauf freilich nicht gründen!« meinte Erich.

»Wer sagt Ihnen denn, daß man sie gründen soll?«

»Sie lassen sich auch nicht einmal erhalten!«

»Nun wenn sie sich vor den Lehren der gesunden Vernunft nicht erhalten lassen, so geben Sie sie auf!« lachte der Doctor. »Der Vorschlag mag aber freilich für den Erben von Wogau anders klingen, als für unser Einen, die wir ohne das beglückende Schneckenhaus eines prächtigen Majorates mit nackter, kahler Haut auf die Welt gekommen sind!«

»Was bringt Sie darauf, Doctor?« fragte Erich, »mich heute so plötzlich als Majoratsherrn zu behandeln?«

»Weil mehr davon in Ihnen steckt, als Sie glauben; Sie sind durch und durch conservativ!«

»Ich wünsche allerdings,« entgegnete der junge Baron, »den Besitz und die Vorzüge, welche mir als rechtliches Erbe zugekommen sind, zu erhalten; aber ich würde mich freuen, wenn alle Anderen gleiche Güter erreichen könnten. Sie wissen, daß mir das deutsche Kastenwesen als eine Thorheit und ein Unglück erscheint.«

»Das heißt,« sagte der Doctor, »Sie würden Nichts dagegen haben, wenn Ihr Freund oder

ich, gelegentlich Majoratsherren werden könnten, wie Sie; aber Sie standen doch Ihrem Bruder Georg nicht bei, als er das Cadettencorps zu verlassen und allenfalls lieber Zimmermann als Offizier zu werden forderte.«

»Weil er mit den Begriffen seiner Erziehung sich als Gewerbtreibender unglücklich fühlen mußte, und weil er dadurch dem Kreise entzogen worden wäre, in dem wir leben! Es wäre Wahnsinn gewesen, freiwillig sich seiner Rechte zu entäußern, alle Welt hätte es getadelt!«

»Ich und viele Andere nicht!« meinte der Doctor, »aber Sie sehen das allgemeine Urtheil nur in dem Kreise Ihrer Umgangsgenossen, darin besteht Ihre Unfreiheit, und doch haben Sie in Ihrer Familie auch ganz oppositionelle Naturen, die innerhalb der ihnen vorgeschriebenen Bahn zu keiner ihnen angemessenen Entwicklung kommen werden.«

»Deine jüngere Schwester macht mir allerdings den Eindruck, als ob sie nicht ganz glücklich wäre,« bemerkte Friedrich, der dem Gespräche mit Spannung zugehört hatte.

»Mein Gott!« meinte Erich, mit sichtlicher Ungeduld, »Cornelie ist zu klug, um nicht einzusehen, daß sie reizlos ist, und darüber fühlt jedes Mädchen sich unglücklich. Das ist nicht die Schuld unserer Familienverhältnisse oder unserer aristokratischen Unfreiheit!«

»Doch, Erich!« sagte der Doctor. »Fände Cornelie Gelegenheit sich nützlich zu machen, so würde sie sich glücklich fühlen. Daß sie Nichts zu thun hat, Nichts thun soll, als liebenswürdig scheinen und sich an geselligen Genüssen betheiligen, die sie nicht als solche empfindet, das ist ihr Unglück. Ihre Unzufriedenheit ist ihre beste Eigenschaft.«

»Aber Sie haben Unrecht, sie in den Ansichten zu bestärken, mit denen sie in unserer Familie nicht durchdringen kann. Sie soll und kann weder Gouvernante, noch soeur grise, noch eine bürgerliche Hausfrau werden.« —

»Weshalb nicht?« fragte der Doctor. »Hat Ihre Tante Windham nicht dasselbe gekonnt?«

»O! die Zeit der romantischen Liebe und der Entführungen ist vorüber,« sagte Erich empfind-

lich, »und meine Schwestern, welche Mängel sie sonst auch haben mögen, besitzen das strenge sittliche Gefühl ihrer Mutter. Selbst Corneliens von Ihnen sogenannte Opposition ist fern von Möglichkeiten jener Art!«

Damit stand er auf und der Doctor wechselte den Gegenstand der Unterhaltung. Nur als die beiden jungen Männer ihn verließen, sagte er zu Erich, indem er ihm auf die Schultern klopfte: »Machen Sie es sich klar, Erich, daß Sie ein eingefleischter Aristokrat sind, denn es ist weniger schädlich für Sie und Andere, wenn Sie wissen, daß Sie es sind!« Da man aber heiter mit einander verkehrt hatte, nahm Erich die Bemerkung ruhig hin und man schied freundlich und in bester Stimmung.

Neuntes Kapitel.

Die Baronin hatte Friedrich eingeladen, den Christabend in ihrer Familie zuzubringen, wie Larssen und der Doctor es seit Jahren thaten, und Friedrich fand diese Beiden schon mit Erich und den Kindern im Wohnzimmer versammelt, als er um die siebente Stunde eintrat, während die beiden Töchter des Hauses noch fehlten. Mit gewohnter Freimüthigkeit ging Richard ihm entgegen, und nahm ihn, als fühle er, daß an diesem Abende den Kindern die Herrschaft gehöre, für sich in Anspruch.

»Sind Sie neugierig auf Ihre Bescheerung?« fragte er.

»Ja, gewiß, aber sicher nicht so sehr, als Du auf die Deine!«

»Ich weiß Nichts von Allem, was ich bekommen werde,« fuhr Richard fort, »aber was Sie nicht bekommen, weiß ich!«

»Und was ist das?«

»Das Geschenk, um welches die Cousinen sich heute Morgen gestritten haben!«

»Sie haben sich gar nicht gestritten,« unterbrach ihn Auguste, die mit dem frühreifen Takte junger Mädchen eine Ungeschicktheit ihres Vetters zu ahnen und vermeiden zu wollen schien. »Es ist nicht wahr, daß sie sich gestritten haben!«

Das konnte der kleine Engländer nicht auf sich sitzen lassen, daß man ihn einer Unwahrheit zieh. Er wurde roth vor Zorn und sagte: »Du wirst doch nicht sagen, daß ich lüge! Freilich haben sie sich gestritten um das Geschenk, das Helene ihm geben wollte, und als Cornelie dagegen sprach, wurde Helene böse, wollte das ganze Etui vernichten und hat geweint, als Cornelie das nicht litt, und darauf — —«

Ein Blick auf die so eben eintretenden Schwe-

stern machte den Knaben verstummen, aber Friedrich vermochte sie kaum zu begrüßen. Seine Gedanken bewegten sich wie schnelle, leuchtende und blendende Funken in seinem Inneren. Seit dem Abende, an dem Helene, ergriffen durch die Erzählungen aus Friedrich's Leben, sich ihm zugewendet hatte, war es ihm gewesen, als sei ein wunderbares Gestirn aufgegangen über seinem Haupte, und wie der Erwachende am Morgen mit Entzücken durch den gesenkten Vorhang der geschlossenen Augen die Sonne empfindet, während er nicht wagt, sie ihrem vollen Strahl zu öffnen, sondern sie in wollüstigem Hinträumen auf sich wirken läßt, so hatte Friedrich hingelebt seit Wochen, so empfand er auch in dieser Stunde.

Er sah Helene nicht an, er hätte fortgehen, den Abend in tiefer Einsamkeit zubringen, sich durch innere Erhebung heiligen mögen, denn es war seinem jungen Herzen, als werde sich ihm ein göttliches Wunder enthüllen, als werde ihm ein eigener, neuer Heiland geboren werden in dieser Weihnacht, und er fuhr erschreckt zusammen, als eine Glocke das Zeichen der Bescheerung gab, die

Flügelthüren des großen Saales sich öffneten und der Lichtglanz der Kronen und des Weihnachtsbaumes ihm entgegenfunkelte.

Für die Eltern und die Kinder, für die Freunde der Familie und für die Dienerschaft des Hauses war mit großem Vorbedachte gesorgt, und die Bescheerung noch auf eine Anzahl hülfsbedürftiger Personen ausgedehnt, welche man seit Jahren beschäftigte und unterstützte und seit lange als zu dem Hause gehörend betrachtete. Mit der Genugthuung gütiger Herzen gingen der Baron und seine Frau von dem Einen zum Anderen, ihn zu seinem Aufbau hinzuführen, und nachdem die ersten Minuten des Anweisens und Empfangens vorüber waren, kam eine freie, heitere Bewegung in die Gesellschaft. Die Eltern erwiederten hier die Umarmung ihrer Kinder, dort den Händedruck eines Freundes und nahmen freundlich den noch wärmeren Dank Derjenigen hin, denen ein wirkliches Lebensbedürfniß durch die erhaltenen Gaben befriedigt worden war. Der Reichthum erschien hier in einem schönen Bilde, da er der Liebe als Mittel zu ihren Wer-

ken diente, und der Weihnachtsabend als ein wahres Fest zur Erinnerung an ihren Verkündiger auf Erden.

Jeder, der es vermochte, hatte für den Anderen gesorgt. Die Geschwister hatten sich beschenkt, der Doctor hatte es an kleinen, anmuthigen Gaben für die Damen nicht fehlen lassen, Larssen unbemerkt Sträuße mit artigen Versen für sie auf den Weihnachtstisch zu legen gewußt, der Gärtner kunstreich gezogene Blumenarten und Frühgemüse geliefert, und auch die übrige Dienerschaft und die Hausarmen, so weit sie es konnten, durch eine Handarbeit ihre Anhänglichkeit zu bethätigen gestrebt. Die Baronin selbst hatte diese Gegenseitigkeit in ihrem Hause eingeführt, um Allen neben den empfangenen Gaben die befreiende Genugthuung der Dankbarkeit zu gewähren. Alle Anwesenden waren heiter gehoben, heimisch in diesem Kreise, nur Friedrich fühlte sich so gedemüthigt und verlassen, daß es ihm das Herz zusammenpreßte in bitterem Weh.

Erich hatte sich für ihn zeichnen lassen, die Eltern ihm ein Schreibzeug und eine illustrirte

Prachtausgabe der Bibel geschenkt, aber weder Erich's Herzlichkeit, noch die Güte seiner Eltern konnten die Traurigkeit aus seiner Seele bannen. Er kam sich ärmer vor als jemals, weil er für Niemand eine Gabe hatte: »und so fern stehst du diesen Menschen und diesen Verhältnissen,« sagte er sich, »daß dir nicht einmal der Gedanke gekommen ist, ihnen eine Freude bereiten zu können, dich ihnen in diesem Punkte gleichberechtigt zu fühlen!« Er schalt sich selbst eine durch sein Leben erdrückte Sklavennatur, die Dienerschaft dünkte ihn freier und ihrer Herrschaft ebenbürtiger als er selbst, und für die geringste Gabe, die er in diesem Augenblicke zu verschenken gehabt hätte, würde er Jahre seiner Zukunft geboten haben.

Der Boden, auf dem er stand, schien ihm brennend unter seinen Füßen zu wanken, er nannte sich mit wollüstiger Grausamkeit einen Eindringling in diesen Kreis, weil es ihn so sehr schmerzte, keine gemeinsame Vergangenheit mit Erich und den Seinen zu haben, ein Glück, das alle hier Versammelten besaßen, außer ihm. Wie der Wind eine von ihrem Stengel gerissene

Blüthe in die Luft trägt, hatte der Zufall ihn hierher geschleudert, konnte der nächste Zufall ihn vertreiben, und doch liebte er diese Menschen, die in der Vergessenheit, welche der Freude eigen ist, nur mit sich selbst und ihrer Lust beschäftigt waren.

Mechanisch drehte er die Kupferstiche der Bibel um, seine Verlassenheit zu verbergen, aber er sah die Bilder nicht. Wie der Verirrte der sicheren Heimath gedenkt, so dachte er an seine Eltern, an Regina, die jetzt nicht in solchen Prachtgemächern weilten, und die doch nicht so unglücklich waren, als er selbst, denn sie hatten keine verlorene Hoffnung zu beklagen.

»Aber was habe ich denn gehofft?« fragte er sich und fuhr erschreckt zusammen, als Erich sich wieder zu ihm wendete.

»Der nächste Weihnachtsabend wird uns kaum beisammen treffen,« sagte der junge Baron, »und wer weiß, wann wir einen zweiten gemeinschaftlich erleben! Es liegt etwas Dämonisches darin, daß fast niemals dieselben Menschen sich auf dieselbe Art und Weise, die ihnen einst lieb geworden ist, wiederfinden können. Es

ist unberechenbar, welche Wege mein Leben mich nach dem Examen führen wird, und kehre ich einst zurück, so sitzest Du hoffentlich auf Deiner Pfarre und ich komme zur Weihnachtsgans zu Dir heraus!«

Aber selbst diese gutgemeinten Worte machten einen unangenehmen Eindruck auf Friedrich. Diese Landpfarre, auf die Jedermann als auf seinen höchsten Zweck hindeutete, erschien ihm plötzlich lähmend und verhaßt, wie die Aussicht auf ein unvermeidliches, schweres Geschick. Der ganze Abend verging ihm in Qual und Mißempfindungen, es kam ihm vor, als ob alle Anderen sich kalt und theilnahmlos gegen ihn bezeigten. Hellene hatte sich mit Richard in ein künstliches Zusammensetzspiel vertieft, von dem sie kaum zu Friedrich aufsah, als er sich ihr ein paar Mal zu nähern versuchte, Corneliens Aufmerksamkeit war durch des Doctors Erzählungen gefesselt, der, angeregt durch ein englisches Kupferwerk mit Ansichten von Amerika, das ihm der Baron verehrt, sich in Schilderung amerikanischer Zustände und Sitten erging, während Larssen, von

den aufgestellten Süßigkeiten naschend, sich bald zu dieser bald zu jener Unterhaltung wendete, und nach Friedrich's Ansichten ihm überall störend in den Weg trat.

Wenig gewohnt, seine Gefühle und Eindrücke zu verbergen konnte, seine Mißstimmung Niemand entgehen. Sie übte auf den Freund und dessen Eltern eine unangenehme Rückwirkung, die sich bewußt waren, dem jungen Manne mit Theilnahme und Freundschaft die Bescheerungen des Abends vorbereitet zu haben, und seine Niedergeschlagenheit als eine Art von Undank empfanden. Die Frage seines Freundes, was ihm fehle, machte den Zustand nur noch schlimmer, so daß er es wie eine Befreiung ansah, als mit dem eilften Glockenschlage der Doctor sich erhob und man sich trennte. Schon vor der Thür schied derselbe von Friedrich und von Larssen, die ihren Weg gemeinschaftlich fortsetzten.

»Es ist etwas Rührendes, Ehrenhaftes um solch ein Familienleben,« sagte Larssen plötzlich, da sein Begleiter schweigend neben ihm herschritt, »aber es ist damit doch, wie mit den aufgetisch-

ten Süßigkeiten. Man schluckt es mit sanftmüthigen, wohlgefälligen Erinnerungen an seine eigene Kinderzeit, an sein Vaterhaus in sich hinein, und findet schließlich, daß man sich mit Rührung und Confect den Magen verdorben hat.«

Friedrich antwortete nicht. Er hatte keine Erinnerungen mit dem heutigen Abende zu vergleichen gehabt, er hatte auf ihn gehofft, wie auf ein unbekanntes Phänomen der Freude, und ein ungekannter Schmerz, für den er selbst den Namen nicht gefunden, war mit erdrückender Schwere auf ihn herabgesunken.

Larssen, der die Gewohnheit hatte, im Alleinsein mit sich selbst zu sprechen, vermißte es aus diesem Grunde nicht leicht, wenn ihm in der Unterredung mit Anderen keine Entgegnung wurde, sondern ergänzte sich dieselbe nach seiner eigenen Ansicht, und fuhr dann nach einer Weile zu reden fort: »Der Wein war heute auch für die Frauen und Kinder berechnet, schwächlich süßes Zeug, wobei man sich nach einem Glase Bier oder nach einer Bowle sehnt. Komm! laß uns in den Löwen gehen, wo die Commune ihren

Weihnachten hat, damit man nicht vor Fasten zu einem Katzenjammer kommt!«

»Es ist zu spät!« antwortete Friedrich ablehnend.

»Nein, alter Junge! es ist zu früh so spießbürgerlich schlafen zu gehen, wenn man verstimmt ist, wie Du. Ueberlaß das den Leuten, denen Morgens immer eine angenehme Nachricht sicher ist. Unser Eins muß sehen, wie er jeden Abend den Mißmuth und Aerger des Tages los wird, denn der nächste Tag bringt neuen, verlaß Dich darauf! Sei kein Thor und gehe so miserabel zu Bett; komm mit herein!«

Friedrich fühlte sich so dumpf und schwunglos, daß er sich überreden ließ. Er hoffte, die Lust der Andern solle ihn zerstreuen. Und lustig genug ging es in dem Saale her, in den sie traten und in dem diejenigen Mitglieder der Commune sich den Weihnachtsbaum bereitet hatten, welche, ohne Familienverbindung in der Stadt, den Abend doch nicht einsam verleben wollten.

Unter einem großen Tannenbaum, an dem noch hie und da ein Lichtstümpfchen brannte, hier

eine zurückgelassene Citrone, dort eine Traubrosine hing, standen in wüstem Durcheinander leere Bouteillen und Gläser umher, während auf dem Tische in einem großen Kessel über einer Spiritusflamme neue Punschvorräthe gebraut wurden, die ein langer, bärtiger Student, als Weihnachtsmann phantastisch herausgeputzt, in die großen Gläser füllte, welche mit bewundernswerther Schnelligkeit geleert wurden. Ein gemischter Geruch von Arrak, Citronen und Wein machte sich selbst durch die Tabakswolken und den Dampf der Spiritusflamme bemerklich, und lautes Lachen empfing die Kommenden, als Larssen mit einem:

»Du heiliger Christ, ich bin Dein Gast,
Kredenz mir, was Du gebrauet hast!«

in das Zimmer trat und dem Weihnachtsmanne das erste beste Glas zu füllen reichte, das ihm in die Hände gekommen war. Er schlürfte den heißen Trank so schnell als möglich hinunter, ließ sein Glas gleich ein paar Mal hintereinander wieder voll gießen und rief, nachdem er das dritte geleert: »Gottlob! nun wird mir wieder

wohl, nun sind alle gebildeten Erinnerungen, aller Familiensegen weggespült und man ist wieder ein Mensch geworden! Seht nur zu, daß Ihr dem Brand auf die Beine helft, denn der ist auch höllisch herunter!«

Ganz gegen seine sonstige Art hatte Friedrich mit der bewußten Absicht, sich zu übertäuben und sich in die Stimmung seiner Umgebung zu versetzen, Larssens Beispiel nachgeahmt und fühlte mit Lust, wie das heiße Getränk sein Blut erregte, seine Pulse schneller klopfen machte.

Larssen sah es mit Freude. »Heute fange ich an zu glauben, daß aus Dir doch noch ein ordentlicher Pastor werden wird,« rief er, »und es thut überhaupt meinem Herzen wohl, daß die Mehrzahl der hier versammelten lieben Jugend aus Theologen besteht. Da hat man doch Hoffnung, daß Gottes Wort mit Verstand gepredigt, und den armen Bauern, die sich die Woche über die Knochen lahm gearbeitet, nicht am Sonntag Buße und Kasteiung des Fleisches gepredigt werden wird. Auf lustige Sonntage, auf menschliches Gepredige!«

Die Theologen stießen an, und Einer von ihnen, der für den wildesten Gesellen der Universität gehalten wurde, erhob sich zu einer Probepredigt, in der tolle Blasphemieen und wüste Einfälle einander jagten und ein unmäßiges Lachen der Uebrigen erregten. Auch Friedrich, obschon solcher Parodie dessen, was er heilig hielt, im Inneren gänzlich abgeneigt, hatte sich des Lachens nicht erwehren können; nur als Jener geendet hatte, sagte er ihm: »Nimm Dich in Acht! Du wirst ein Pietist werden!«

Ein neuer Ausbruch von Lachen erfolgte dieser Behauptung. »Eher ein Scharfrichter!« schrie der Redner, und Larssen sagte: »Was ist ein Scharfrichter anderes, als ein Mann, der scharf richtet? Scharfrichterei in weltlichen Dingen ist Pietismus, lieber Junge! Aber Brand ist betrunken, endlich einmal betrunken, denn er redet in Zungen, in den Zungen des heiligen Weingeistes — er prophezeit!«

»Nein!« rief Friedrich, »ich bin nicht betrunken! Muß man betrunken sein, um zu wissen, daß Spott über solche Dinge sich in sein Gegen=

theil verwandeln muß? Seht und hört Ihr denn nicht das streng Dogmatische in diesem Spötter, der das Dogma verhöhnt, weil seine Knechtschaft unter dasselbe ihn beängstigt? Ihr werdet es erleben, daß er uns verketzert, wenn wir nicht an die Mirakel glauben, — Ihr werdet es erleben! —«

»Ein Mirakel! ein Mirakel!« rief es von einer anderen Seite, »Brand redet in Zungen und prophezeit! Wir wollen ihn unter die kleinen Propheten aufnehmen!«

»Und Larssen unter die Großen!«

»Ja, unter die großen!« rief Larssen. »Mehr Punsch her, damit ich voll werde des Geistes und Räthsel löse und Wunder wirke wie ein Prophet, wie ein olympischer Gott, wie ein wahrsagender Apollo!«

»Ein Apollo!« wiederholte der Chorus, und Larssen, der bereits weit über sein ohnehin reichliches Maaß getrunken hatte, sprang auf, riß den Ueberrock vom Leibe, die Cravatte vom Halse, brach zwei Tannenzweige vom Weihnachtsbaume und bog sie zum Kranze zusammen, den er sich

auf das Haar drückte. Dann stieg er auf den Tisch, setzte sich auf den Stuhl, den früher der Weihnachtsmann eingenommen, so daß er den rauchenden Kessel vor sich hatte, und rief: »Kommet zu mir Ihr Alle, denen der Genuß der Gegenwart ein unverstandenes Problem und die Zukunft ein dunkles Geheimniß ist, daß ich Euch die Gegenwart erheitere und die Zukunft verkünde, denn ich sage Euch, wenn Ihr die Gegenwart nicht zu genießen versteht, so ist Eure Zukunft für Euch verloren! Und es sind Viele unter Euch, deren urgermanische Bestialität nicht Stand halten wird vor der Verführung ehrbarer Philisterei und vielversprechender Transscendenz! Ich aber werde stehen, wenn Ihr Alle gefallen seid, mein Haupt bekränzt wie in dieser Stunde, und ein Apollo werde ich von der Vergangenheit erzählen, von allen entschwundenen Semestern, von allen braven Burschen, die ein Pastor als Charon über den Acheron des Brautstandes in den Styx der Polizeiehe führte, in dem sie untergingen in Ehrbarkeit und Vergessenheit. Und ich werde ewiges Leben und

ewige Jugend dem verkünden, der mit mir bleibet ein ewiger Student, nie endende Symposien feiernd nach Art der göttlichen Hellenen!«

Seine Sprache wurde undeutlich, er wiederholte verwirrt das Wort Hellenen mehrmals, aber er vermochte keine Fortsetzung zu finden. »Die göttlichen Hellenen!« rief er immer und immer wieder, bis sein Auge auf Friedrich fiel und er, die letzte Kraft zusammenraffend, in die Worte ausbrach: »Da sitzt der Paris, der um die schöne Helene freit!«

Wie von einem Dolchstoße getroffen, zuckte Friedrich zusammen, sprang empor und verließ das Gemach.

Zehntes Kapitel.

Als verfolge ihn ein böser Geist, so rastlos eilte Friedrich durch die Straßen. Ein dichter Schnee, vom feuchten Winde getrieben, wirbelte in der Luft und flog kalt gegen das Gesicht des Jünglings, er bemerkte es nicht. Athemlos erreichte er seine Wohnung, und erst als ihn die Einsamkeit seines kleinen Stübchens umfing, rief er so gepreßt, als ringe sich der Ton gewaltsam aus den innersten Tiefen seiner Brust hervor, den Namen, der seit Wochen allein in ihm gelebt, den er nicht auszusprechen gewagt hatte vor sich selbst, den Namen der Geliebten: »Helene!«

Und immer leiser, immer inniger wiederholte

er den theuren Namen, bis heiße Thränen aus seinen Augen stürzten, denn das Bewußtwerden der Liebe war dem Jünglinge ein Schmerz, er erzitterte unter dieser gewaltsamen Umgestaltung seines Wesens. Dann schlug aber eine helle Freude in seinem Herzen empor. Ja! das war die Weihnacht, die er erwartet! Ihr Wunder hatte sich an ihm erfüllt, in niedriger Umgebung, die Nichts ahnte von der Herrlichkeit, war ihm der Stern erschienen, dem er fortan folgen mußte für und für.

Jetzt plötzlich wußte er Alles, was ihn bewegt, erfreut, gepeinigt, jetzt verstand er sich selbst.

Als der Tag anbrach, wurde er ruhiger. Er trat an's Fenster und lehnte die brennende Stirne an die Scheiben. Der klargewordene Himmel begann sich röthlich golden zu färben. Durchleuchteter Rauch wirbelte aus den Essen kerzengrade in die Winterluft empor, der Schnee auf den Dächern funkelte in der aufsteigenden Sonne. Im Nachbarshause öffnete man die Laden, es wohnte ein Gerber darin, ein Freund seines Va=

ters, der den Kopf heraussteckte, das Wetter zu prüfen, und Friedrich freundlich zunickte, da er ihn gewahrte. Das geschah an jedem Tage, heute aber wunderte der Jüngling sich darüber, eben weil es das Alltägliche war, und das Alltägliche rief ihn in die Wirklichkeit zurück. Er sah die Kluft, die ihn von Helene trennte, er mußte sich ihrem Bruder, dem Freunde anvertrauen und wissen, was dieser davon denke?

Es war noch früh, als er das Heidenbruck'sche Haus erreichte. Die Dienerschaft ging in leiser Geschäftigkeit umher, die Vorkehrungen für die Bedürfnisse des Tages zu treffen; Erich selbst saß behaglich bei seinem Frühstück.

»Du kommst mir sehr erwünscht,« sagte er; »ich wollte eben dem Diener ein Billet für Dich zur Besorgung geben, denn wir fahren Mittags Alle zu meinem Onkel. Der Graf ist zurück, wird ein paar Tage in Steinfelde bleiben, und da gehen wir Alle auch hinaus.«

»Welcher Graf?« fragte Friedrich.

»Der Graf St. Brezan!«

»Und seinetwegen brecht Ihr Alle auf?«

»Es ward verabredet schon als er damals hier war!« sagte Erich gleichmüthig, während er sich erhoben hatte und vor dem Spiegel mit der feinen Pariser Bürste seinem blonden Haare den letzten Strich gab. »Meine Eltern halten ihn sehr hoch, und solch' junge Excellenz, an allen europäischen Höfen heimisch, gefällt ja den Frauen ein für allemal. Dazu macht er Helenen auch den Hof!«

Friedrich antwortete Nichts. Er preßte die Hand krampfhaft um die Lehne seines Stuhles.

Er hatte dem Freunde jetzt Nichts mehr zu sagen. Er verstand nicht, was jener mit ihm wegen des ersten Balles sprach, der am Sylvesterabende stattfinden sollte, und brach plötzlich, trotz Erich's Bitte zu verweilen, mitten in der Unterredung auf, von marternder Eifersucht getrieben.

Unthätig aus Hoffnungslosigkeit, von der Macht seiner Liebe zu neuem Hoffen und verdoppelter Arbeit angespornt, voll Sehnsucht nach dem Anblick der Geliebten und doch bange vor dem Begegnen mit ihr, befand er sich in einem

fieberhaften Zustande, als der Sylvesterabend anbrach und die Stunde herankam, in der er sich für den Ball zu kleiden hatte.

Seine Eltern waren gekommen, ihn in seiner Herrlichkeit zu sehen. Während der Vater auf einem Stuhle in der Ofenecke Platz genommen, betrachtete die Mutter mit Wohlgefallen die einzelnen Gegenstände des Galla-Anzuges, und wurde es nicht müde, das feine Tuch des blauen Fracks, der weißen Casimir-Escarpins, die knisternde Seide der Strümpfe mit tastender Hand zu berühren und sich über die gute Wäsche der Cravatte und der Weste auszulassen. Liebevoll sah sie zu, wie der Sohn das dunkle, glänzende Haar über die Stirn ordnete, wie er die einzelnen Kleidungsstücke anlegte, überall wollte sie ihm helfen. Die Liebe des Weibes hat solchen Genuß an ihrer Dienstbarkeit und die Mutterliebe vor Allem fühlte sich beglückt, dem erwachsenen Kinde einmal nicht entbehrlich zu sein.

Obschon ganz erfüllt von dem nahen Wiedersehen der Geliebten, das er, nach einem Briefe Erich's, auf dem Balle zu erwarten hatte, und

beunruhigt durch den Gedanken, ob der Graf noch anwesend sei und die Familie begleiten werde, ließ der Jüngling doch die Mutter mit Hingebung gewähren, wenn sie bald dieses, bald jenes an seiner Kleidung zu verbessern wünschte

Als er fertig war, den Degen angesteckt hatte und nun die breite, weißseidene Schärpe mit den schweren Silberfranzen, welche die Entrepreneure trugen, über die Schultern hing, daß die Enden lang an der linken Hüfte herunterflossen, da flog ein Lächeln über seine Züge. Er freute sich seiner eigenen Wohlgestalt, und sich dieses Gefühles als einer Eitelkeit schämend, umarmte er die Mutter.

»Sieht er nicht wie ein Prinz aus, Vater?« fragte sie den Meister und reichte Friedrich den Claquehut hin.

»Wir hätten auch anders ausgesehen, hätten wir's gehabt wie er,« entgegnete der Meister, »aber wer Tag aus Tag ein an der Hobelbank steht oder am Waschtrog, der behält keinen glatten Rücken und kriegt Schwielen an den Händen. Gut für ihn, daß der Junge gesunde Glie-

der hat!« Mit diesen kalten Worten gab er dem Sohne als Zeichen der Zärtlichkeit einen derben Schlag auf die Schulter und sagte, sich neben ihn vor den Spiegel stellend: »Ich bin doch noch größer als er, und so breitschultrig wie ich wird er auch nicht, er bleibt schmächtig!«

»Er schlägt in unsere Familie, die sind Alle mager, aber es fehlt doch Keinem was, mir hat auch Nichts gefehlt all mein Lebetag!« meinte die Mutter, glücklich, sich den Sohn, wenn auch durch eine Unvollkommenheit noch mehr angeeignet zu finden, »und,« fügte sie hinzu, »ich möchte ihn wohl im Saale sehen und wissen, mit wem er zuerst tanzt!«

»Er kann sich's ja nicht aussuchen,« sagte der Meister, »er muß mit der Vornehmsten tanzen.«

»Wer wird das sein?« fragte die Mutter.

»Die Baronin von Heidenbruck,« entgegnete Friedrich.

»Die alte Frau kann doch nicht tanzen?«

»Nur eine Polonaise zur Eröffnung des Balles, dann kommt der Walzer!«

»Mit wem tanzest Du den?«

»Mit Heidenbruck's Schwester!«

»Also wieder mit der Vornehmsten,« rief der Vater, »und dann mit der Reichsten, und wenn sie alt und schief und krumm wären, so geht's in der Welt! Ich hab' Dir's ja gesagt! Und das rechnen sie sich zur Ehre an!«

»Ist die Schwester des jungen Barons so häßlich?« fragte die Mutter.

»Helene häßlich?« rief Friedrich mit einem solchen Tone des Entzückens, daß der Vater ihn scharf mit seinen grauen Augen ansah und eine Frage auf den Lippen hatte, als ein Wagen vor die Thür rollte und Friedrich sich abwendete, um dem Blick des Vaters auszuweichen. Gleich darauf trat Erich's Diener in großer Livree herein, zu melden, daß der Baron Herrn Brand erwarte. Die Mutter blickte wohlgefällig zum Vater herüber, Friedrich gab den Eltern die Hand und eilte hinaus. Die Mutter wollte ihn begleiten, der Alte hielt sie zurück.

»Er hat ja einen Diener!« sagte er so laut, daß sein Sohn es noch hören konnte, und unter dem Eindruck

dieser spottenden Worte erreichte Friedrich das Rathhaus, in dem der Ball gefeiert wurde.

Der Lichtglanz des Saales, die geschmückten Frauen, die eigene Festkleidung hoben seine Stimmung, es war ihm froh und feierlich zu Muthe, er fühlte die Lust des Gebietens, Alles was ihn gehemmt, gedrückt in dieser Zeit, war von ihm genommen und mit freudiger Spannung hingen seine Blicke an der Eingangsthüre, jeder Bewegung in den Vorzimmern folgend, die ihm das Kommen der Geliebten zu verkünden schien. Mehrmals hatte er sie zu erspähen geglaubt, und immer war sie es noch nicht gewesen. Jetzt plötzlich sah er den Kopf des Barons die Umstehenden überragen, sein Herz wallte auf, seine Augen leuchteten, im nächsten Augenblicke war er an Helenens Seite, ihr den Arm zum Eintritt in den Saal zu bieten.

Schöner war sie nie gewesen, als in dem weißen Seidenkleide, dessen matter Glanz die Frische ihrer Farben hervorhob, als mit der vollerblühten Rose in den Locken, liebreizender war sie ihm nie erschienen, als jetzt, da sie mit den

Worten: »Wie lange habe ich Sie nicht gesehen!« die schönen Augen zu ihm aufhob.

»Ja lange, lange nicht!« rief Friedrich — »aber Sie sind ja wieder hier!«

»Ich bleibe auch hier!« bekräftigte Helene. Friedrich athmete auf. Welche Seeligkeit lag für ihn in diesen Worten! Und wie nun die Trompeten schmetterten durch den Saal, wie er die Geliebte in seinen Armen hielt, abgetrennt von der Menge um sie her, sein ganz allein in diesem Augenblicke, da war er vor überfluthender Wonne keines Wortes mächtig. Sie kannte und sie theilte seine Liebe, denn sie hatte seine Eifersucht besänftigt. »Gut wie der Allgütige!« rief er entzückt, und als Helene bei den Worten verwundert zu ihm emporsah, da traf sie aus seinen Augen ein so voller Strahl der Liebe, daß sie zitternd die Augen senkte, und sich Schutz suchend fester an den Arm des Jünglings hing, vor dessen Macht über sie ihr Herz erbebte.

In immer steigender Freude schwand den Liebenden der Abend dahin, auch Cornelie schien eine Andere und heiterer zu sein, als sonst. Sie

trug ihr Haupt frei empor und Friedrich fiel es auf, mit welcher Lust sie tanzte. Sie hatte mehrmals gegen ihn ausgesprochen, daß der Tanz ihr keine Freude mache und daß sie ihn vermeiden würde, hätte man ihr nicht verboten, sich davon auszuschließen. Er erinnerte sie an ihre frühere Behauptung und fragte, wodurch diese Veränderung in ihr bewirkt worden sei.

»Nun,« entgegnete sie ihm, »da Sie mich so ehrlich fragen, will ich Ihnen ebenso ehrlich antworten. Ich habe in Steinfelde die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, der mir eine andere Ansicht über die meisten Dinge beigebracht hat, die mir zuwider waren, weil sie mir so leer und oberflächlich schienen!«

»Und wie ist ihm das gelungen?«

»Er hat mir bewiesen, man thue Aeußerlichkeiten zu viel Ehre an, wenn man sie mit Abneigung betrachte, und es sei ebenso thöricht, sich gegen sie zu sträuben, als sie mit Vorliebe zu suchen. Man müsse sich gewöhnen, sie mit Gleichgültigkeit zu behandeln und seine Seele gegen ihren Einfluß stählen, wie man seinen Kör-

per abhärte gegen die Einwirkungen eines Witterungswechsels, denen man sich nicht entziehen könne.«

»Und darum gewährt Ihnen der Tanz mehr Freude als bisher?«

»Ich habe nicht mehr das Mißgefühl, welches ich sonst dabei empfand. Ihnen darf ich das sagen, denke ich, da ich es Ihnen gegenüber weniger hegte, als im Allgemeinen.«

»Aber worin bestand denn dieses Mißgefühl?« forschte Friedrich weiter.

»In dem Bewußtsein meiner Häßlichkeit! Aber auch diese habe ich als etwas zu Wichtiges angesehen!« antwortete Cornelie mit einer heftigen Selbstüberwindung, die ihr Gesicht mit dunkler Röthe überzog.

Friedrich betrachtete sie mit Verwunderung, der gewaltsame Freimuth kleidete sie vortrefflich, es war als hätte man einen Bann von ihr genommen, so stolz und sicher blickte sie umher.

»Und wer ist der Mann, der diese Aenderung Ihrer Ansichten bewirkte?« fragte Friedrich.

»Es ist ein Herr von Plessen, Sie werden ihn kennen lernen, da er uns besuchen wird, sobald er in die Stadt zurückkehrt.«

»Wer wird uns besuchen?« fragte ihr Bruder, der diese letzten Worte gehört hatte, da die Paare nach beendetem Tanze nahe aneinander vorübergingen.

»Herr von Plessen!« antwortete sie mit einem Tone der Vertheidigung, als wolle sie einen Angegriffenen aufrecht erhalten. Indeß Friedrich achtete nicht weiter darauf, denn er wurde mit Schrecken gewahr, daß die Baronin sich erhob, daß die Töchter nach ihren Mantillen griffen, lange ehe der Cotillon begann.

»Die Deinen gehen fort,« rief er bestürzt seinem Freunde entgegen, »und Deine älteste Schwester hat mir den Cotillon versprochen!«

»Sie ist immer dieselbe!« lachte Erich, während sie sich zu den Damen verfügten, und gegen Helene gewendet fragte er: »Hast Du vergessen, daß die Eltern niemals bis zum Cotillon auf dem Balle bleiben, Helene? Wie konntest Du Dich dazu versagen?«

»Ich hoffte, die Mutter würde eine Ausnahme machen!«

»Und weshalb das?«

»Weil ich es wünschte!« antwortete sie mit einer solchen Anmuth, daß Erich, bestochen von ihrem Liebreiz, selbst einen Versuch machte, die Eltern zu längerem Verweilen zu bestimmen. Da es ihm nicht gelang, sagte er scherzend: »Du siehst nun, Friedrich, was man von den Versprechungen dieses leichtsinnigen Mädchens zu erwarten hat!« aber diese arglosen Worte machten einen peinigenden Eindruck auf den Freund und auf die Schwester. Er begehrte einen Widerspruch von ihr zu hören, Helene ihm keinen Zweifel gegen sich zu lassen, und als er ihr in den Wagen half, als ihre Hand in der seinen ruhte, sagte sie leise, kaum hörbar selbst für das Ohr des Liebenden: »Ich bin nicht leichtsinnig!«

Dann entschwand sie seinem Auge, der Wagen rollte davon und der Jüngling blickte ihr nach, eine ungeahnte Seeligkeit im Herzen.

Elftes Kapitel.

Während dies neue, stille Liebesleben das Dasein des Jünglings verschönte und Helene sich ohne vorwärts zu blicken in dem Zauber der Gegenwart wiegte, sah Friedrich sich zu einer erhöhten Thätigkeit gezwungen, da sein Vater schwer erkrankt war und jetzt die Sorge für den Unterhalt der Eltern ihm allein oblag. Aber die Jugend besitzt eine Schnellkraft, welche alle Anstrengungen späterer Jahre übertrifft. Obschon des Erwerbes wegen genöthigt, die Zahl der Unterrichtsstunden, welche er ertheilte, fast zu verdoppeln, setzte er die Vorbereitungen für sein Examen fort und arbeitete mit höchstem Eifer an

der Lösung einer Preisaufgabe, die begonnen zu haben, er selbst dem Freunde verheimlichte.

Von Jugend auf gewöhnt, den Unterschied der Stände und der Lebensverhältnisse ehrend anzuerkennen, war er sich der Kluft bewußt, welche ihn von der Geliebten trennte, er sagte sich, daß es Thorheit sei an ihren Besitz zu denken, Thorheit ihr von einer hoffnungslosen Liebe zu sprechen, ein Unrecht sie in ein Verhältniß zu verlocken, das ihre Eltern niemals billigen, das selbst Erich, trotz seiner Treue für den Freund, zum Gegner haben würde, und doch blickte er strebend und hoffend in die Zukunft, doch trachtete er sich auszuzeichnen, seine Laufbahn so schnell als möglich zu vollenden, um Helenens willen.

Die Abende, welche er meist im Kreise ihrer Eltern zubrachte, waren sein Lohn für die Mühe des Tages und gewannen an Bedeutung und Anregung, seit Herr von Plessen ein Gast des Hauses geworden war. Ohne Vermögen, hatte seine Familie ihn für das Militair bestimmt, aber er hatte diesen Beruf verlassen und sich dem Studium der Theologie zugewendet, da seine schwache

Gesundheit ihm zeitig den Glauben an einen frühen Tod, und damit die Neigung zu ernsten Betrachtungen über das Wesen und die Zukunft des Menschen gegeben hatte.

Es war noch im Laufe des Winters, als Friedrich ihn zum ersten Male sah, da er an einem Sonntage früher als gewöhnlich das Heidenbruck=sche Haus besuchte. Er fand ihn mit Cornelie allein, in einem nachdenklichen Schweigen, das nur die Folge eines tiefgehenden Gespräches sein konnte. Als die Männer einander vorgestellt wurden, bot Plessen dem Ankommenden die Hand und sagte: »Mich dünkt, wir sind uns keine Frem=den mehr, und wären wir es, so müßte der ge=meinsame Beruf und das uns ebenso gemeinsame Streben nach Selbstveredlung uns doch bald ver=binden!«

Es lagen ein milder Ernst und eine gewin=nende Freundlichkeit in den Worten, die einen sehr angenehmen Eindruck auf Friedrich machten, und schon nach wenig Augenblicken fand er sich in eine Unterhaltung verwickelt, die ihn span=nend fesselte.

»Ich habe einige Jahre von unserer Vaterstadt entfernt gelebt,« sagte Herr von Plessen, »und bin überrascht gewesen, unter unseren Mitbürgern bei meiner Rückkehr einen Luxus und eine Vergnügungssucht herrschend zu finden, welche ich in derselben sonst nicht beobachtet. Es ist jetzt hier, wie in so vielen großen Städten, man lebt in oberflächigen Genüssen das Dasein hin, als ob es allein darauf ankäme, sich am Tage zu übertäuben, um die Nacht ermüdet zu verschlafen. Jenes Ringen nach sittlicher Entwicklung, nach einem höheren, geistigen Ziele, von dem man im Vaterlande zu Anfang dieses und zu Ende des vorigen Jahrhunderts so tief erfüllt war, daß es sich noch heute in der Literatur jener Epoche deutlich ausspricht, davon ist keine Rede mehr. Der Sinn für ein höheres Leben ist in Deutschland fast nirgend mehr vorhanden.«

»Und ist er Ihnen im Auslande lebhafter erschienen?« fragte Friedrich.

»Ja! viel lebhafter. England ist entschieden idealistisch, d. h. religiös, man sorgt für seine Seele, man ist sich ihres Zusammenhanges mit ihrem

Schöpfer stets bewußt, und läßt, wenn auch nicht in dem Grade wie in Amerika, sich die Sorge für das Seelenheil Aller ernstlich angelegen sein.«

»In Frankreich aber haben Sie es wohl um so schlimmer gefunden?«

»Keinesweges! Es ist doch wenigstens in der Politik dort ein geistiges Interesse vorhanden, in dem Widerstande, welchen man der immer wachsenden Reaction entgegensetzt. Die französische Revolution, so sehr ich ihr abgeneigt bin, hatte ihre unläugbar edlen Anfänge in dem Bestreben Einzelner, die Menschenrechte des Volkes gegen die entsittlichten Herrscher und einen entsittlichten Adel zu vertreten, und wenn der Ausgang dieses heiligen Beginnens auch ein nicht genug zu verdammender gewesen ist, so sind doch die Geister in Frankreich erweckt und erschüttert worden, und es lebt in einem Theile des Volkes ein Idealismus, der nach dem rechten Wege sucht und ihn auch finden wird.«

»Sie meinen die politische Freiheit?« fragte der Jüngling.

»Sie ist das Ziel, das man in Frankreich zu-

nächst im Auge hat, aber ist dies errungen, so wird man, wenn ich mich nicht ganz in dem Charakter jenes Volkes täusche, sich von der freigewordenen Erde zum Himmel wenden, und aus der göttlichen Gnade die Kraft gewinnen, die irdischen Dinge durch Liebe und Frieden zur Heiligung zu bringen.«

»Und erwarten Sie diesen religiösen Aufschwung von den Protestanten oder von den Katholiken?« fragte Friedrich.

Plessen blickte ihn eine Weile prüfend an und entgegnete dann nach einem kurzen Nachdenken: »Ich weiß nicht, in wie fern ich damit gegen Ihre Ueberzeugungen verstoße, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich die religiöse Erhebung der Zukunft zunächst von dem Katholicismus erwarte.«

»Vom Katholicismus?« rief Cornelie betroffen, »und Sie sind ein strenger Protestant!«

Ohne darauf bestimmt zu antworten, sagte Plessen: »Der Protestantismus, aus dem unsere neue Philosophie hervorgegangen ist, hat gerade durch diese letztere die Menschen stumpf und einseitig gemacht, und da die Deutschen sich vor-

zugsweise der Philosophie ergeben haben, sieht es bei uns im Grunde am Schlimmsten mit dem geistigen Leben der Gebildeten aus. Wir raisonniren wo wir empfinden sollten, wir kritisiren wo wir glaubend verehren müßten, wir grübeln wo es nöthig wäre zu handeln. Jeder hält sich für berechtigt, bis an die äußersten Grenzen des Denkens vorzuschreiten und eben darum zu einer umfassenden Wirksamkeit berufen — und nur zu bald von der Unmöglichkeit derselben überzeugt, mag man sich nicht die eigene Unfähigkeit bekennen, sondern verzagt lieber an der Möglichkeit des Wirkens überhaupt, um sich einer trostlosen Abspannung oder einer thörichten Zerstreuungssucht zu überlassen, durch die aller Zusammenhang mit unserer wahren Heimath unterbrochen und endlich vernichtet wird.«

»Aber,« bemerkte Friedrich, »ich sehe nicht, daß es innerhalb des Katholicismus anders wäre!«

»Ich bin auch weit davon entfernt, den Katholicismus mit seinen schlimmen Auswüchsen zu vertreten,« erwiederte Plessen, »ich anerkenne in ihm nur viele Elemente der Heiligung, viele nützliche

Institutionen und Schranken, deren der Mensch nicht wohl entrathen kann.«

»Und welche sind das?« forschte Cornelie.

»Vor allen Dingen die tägliche Andacht und der Besuch der Kirche. Es ist unschätzbar, daß der Mensch in den geheiligten, edel schönen Räumen einer Kirche täglich, und wäre es auch nur für wenige Minuten, abgetrennt wird von dem zerstreuenden Tagewerk, von dem Drängen und Hasten des Alltagslebens, daß seine Seele durch äußere Nöthigung gewöhnt wird, ihrer selbst alltäglich zu gedenken und sich ihres erhabenen Ursprungs zu erinnern. Zweitens aber halte ich auch eine Autorität in Glaubenssachen für ein Glück, weil sie dem Menschengeiste und seinem fruchtlosen Forschen Schranken setzt.«

Friedrich, obschon selbst von Herzen gläubig, bestritt diese Ansicht. Er meinte, dem Gläubigen könne die Forschung nur Bestärkung seines Glaubens gewähren; jedoch Herr von Plessen ließ sich dadurch nicht irren, und so ernsthaft Jener auch das Recht der unbeschränkten Forschung zu vertreten wußte, blieb sein Gegner dabei, jedes For-

schen fruchtlos und gefährlich zu nennen, das sich auf das eigentliche Wesen des Menschen richte, weil die Grenzen desselben, Anfang und Ende, eben undurchdringliche Geheimnisse bleiben würden, und man leicht auf Irrwege gerathe, wenn man sich von der einzig sicheren Straße des Glaubens und der Offenbarung entferne.

»Wir thun besser,« meinte er, »wenn wir unser Werden und Dasein als eine Gnade annehmen, unser Ende vertrauend in die Hand des Allgütigen legen, und uns innerhalb der gesteckten Schranken erziehen für ein höheres Schauen, das uns einst sicher vergönnt sein wird, wenn wir die Zeit unsers Erdenwallens benutzten, so weit es in unseren Kräften steht, der niederdrückenden Noth des äußeren Lebens zu wehren, damit geistige Erhebung und dadurch wahre Heiligung möglich werde für alle unsere Mitmenschen.«

Der Eintritt des Barons unterbrach die Unterredung und stets sein Ziel im Auge, wendete Herr von Plessen sie geschickt auf die Lage der ländlichen Tagelöhner, über die der Baron die beste Auskunft zu geben wußte, und die kennen

zu lernen für die beiden jungen Theologen gleich bedeutend war.

Herr von Plessen hatte sich über diese Verhältnisse in England und Amerika genau zu unterrichten gestrebt, und bald hatte das Gespräch, nachdem der Doctor und Erich dazu gekommen waren, eine ganz praktische Richtung genommen, bei welcher der Doctor seine Erfahrungen unter den niederen Ständen, Erich seine kameralistischen Studien, die Baronin ihre Bemerkungen über das Familienleben der Gutsinsassen und die Zustände der dienenden Klasse gleichmäßig zu verwehrten und förderlich zu machen im Stande waren, während alle Anwesenden mit der Aufklärung neuen Anreiz zum Helfen und neuen Muth für günstige Erfolge gewinnen mußten.

Mochten nun dabei auch die Ansichten des Barons, der sich es nicht nehmen lassen wollte, das Gute, welches er zu fördern bereit war, als einen Act der freien Gnade anzusehen, weit abliegen von des Doctors Ueberzeugung, daß der Arme Hülfe zu fordern berechtigt, und daß sie zu gewähren nicht Gnade sondern Pflicht sei, so wußte

Plessen durch geschickte Uebergänge ausgleichend und vermittelnd zu wirken; und als man sich spät am Abende trennte, schied Friedrich mit einem Gefühle der Theilnahme und Verehrung von dem neuen Bekannten, obschon Vieles in seinen Ansichten ihm fremd und und unannehmbar dünkte, und er sich zu seiner eigenen Verwunderung des Gedankens nicht enthalten konnte, daß es Noth sei, sich gegen dessen Einfluß zu verwahren.

Herr von Plessen mochte dreißig Jahre alt sein. Klein von Gestalt, mit unbedeutenden Gesichtszügen, forderte nur sein Auge Aufmerksamkeit durch den Blick, der die Menschen fest halten zu wollen schien mit seinem sanften Ausdruck. Eben so eigenthümlich war seine Stimme, die schwach und klanglos, sich durch eine gewisse Innigkeit Eingang in die Herzen zu bereiten wußte. Man konnte ihm begegnen ohne ihn zu beachten, aber einmal aufmerksam auf ihn geworden, gewöhnte man sich an ihn wie an ein mildes Licht, wie an eine weiche Luft, die uns gefangen nehmen, weil sie uns zum Bedürfniß werden.

Auch währte es nicht lange, bis er den Frauen des Hauses ein unentbehrlicher Berather wurde, denn es war mit ihm eine neue Richtung in ihre Bestrebungen gekommen, ein gewisser Ernst, der sich nach allen Seiten hin bemerklich machte. Was Mutter und Töchter bisher als Sache der bloßen Unterhaltung behandelt: Literatur, Musik und Malerei, wurden mit größerer Gründlichkeit betrieben, als Künste, deren Ausübung die Seele vor dem Versinken in das Alltägliche bewahrt; die Fürsorge für Nothleidende, der man sich im Herzensdrange unbefangen hingegeben, wurde zu einem wirklichen Geschäfte gemacht, und die ganze Geselligkeit nicht mehr als Mittel zur Zerstreuung, sondern mit dem Gedanken angesehen, daß durch dieselbe ein geistiger Fortschritt gefördert und Theilnahme an den Ueberzeugungen erregt werden müsse, von deren Wahrheit man sich mehr und mehr durchdrungen fühlte.

Cornelie fand auf diese Weise die Thätigkeit, nach der sie sich gesehnt hatte, und auch Helene gewann täglich neue Theilnahme für Plessen, seit er einst in ihrer Gegenwart mit Erhebung über

den Beruf des Geistlichen auf dem Lande und über die Nothwendigkeit gesprochen hatte, daß ein solcher sich durch die Wahl einer gleichdenkenden und gleichgebildeten Gattin zum Vorbilde und zum Berather der Gemeinde mache in leiblichen und geistigen Dingen. Da er nun obenein die höchste Achtung vor dem Familienleben hegte, da er strenge Unterwerfung des Einzelnen unter die gemeinsamen Interessen als eines seiner Grundgesetze hinstellte, und allem Gewaltsamen sich entschieden abgeneigt erwies, so hatte er auch den Baron und Erich für sich gewonnen, die sich, Jeder auf seine Weise, die Theorien Plessen's nützlich glauben konnten. Nur der Doctor verhielt sich gleichgültig, ja fast nichtachtend gegen ihn, obschon er die durch jenen angeregten Veränderungen in dem Treiben der Frauen billigte, und als Friedrich ihn einst befragte, was er von Plessen denke, hatte er lächelnd erwiedert: »Wenn ich die Möglichkeit sehe, auf einem guten Boden ein solides Haus zu bauen, so kann es mir gleich gelten, wenn die Ziegel zu demselben von einem Menschen herbeigetragen werden, der auf schwa-

chen Füssen steht. Der Bau kommt vorwärts, und fällt der Ziegelträger vom Gerüste, so mag er selbst zusehen, was aus ihm wird! Die Frauen, namentlich Cornelie, entwickeln sich durch Plessen. Was sie aus ihm, was er dabei selbst aus sich machen wird, das muß man abwarten.«

So war eine längere Zeit entschwunden, Friedrich hatte seine Preisarbeit eingereicht und der Tag der Entscheidung war gekommen. Die große akademische Aula war mehr als sonst bei ähnlichen Festen von einer zahlreichen Zuhörerschaft erfüllt. Im großen Halbkreise, dem hohen Katheder zunächst, von welchem herab der Professor der Beredsamkeit die Namen der Sieger verkünden sollte, saßen die würdigen Lehrer aller vier Facultäten, zugleich mit den höchsten Behörden der Provinz und der Stadt. Hinter ihnen, deren Sitze durch Schranken von dem übrigen Raume getrennt wurden, standen und saßen in buntem Gemische die Studenten, so wie eine Anzahl von Einwohnern, welche neben der Lust an all dergleichen Schaustellungen auch die Neugier oder die Theilnahme herbeigezogen hatte.

Unter den Studenten befand sich auch Friedrich. Unfern des Einganges, hinter eine der großen Säulen versteckt, die die Wölbung des Saales trugen, schien er geflissentlich die Nähe seiner Bekannten zu meiden, welche an dem entgegengesetzten Theile des Saales zusammengedrückt standen. Sein Herz klopfte hörbar, als jetzt der Prorector in feierlicher Amtstracht den Katheder bestieg, um zunächst in wohlgesetzter lateinischer Rede die Wichtigkeit und den Nutzen dieser von der Munificenz des Herrschers begründeten Preisbewerbungen darzustellen, und sodann den herkömmlichen Ausdruck tiefster Verehrung und Dankbarkeit für so große Wohlthat in Phrasen auszusprechen, welche freilich mehr an das kaiserliche als an das freie republikanische Rom erinnerten.

Allein Friedrich hörte nichts von all den superlativischen Erhabenheiten, in welchen der gelehrte Redner ebensowohl seine gediegene Kenntniß Ciceronischer Latinität, als seine unbegrenzte Ergebenheit und Liebe für das angestammte Fürstenhaus darzuthun strebte. Es brauste ihm vor den

Ohren und flimmerte ihm vor den Augen, als jetzt der Sprechende, auf die Preisbewerbung dieses Jahres überlenkend, den Eifer lobte, mit welchem sich die »Commilitonen« an derselben betheiligt; und sein Herz bebte, als zum Beweise dieses Eifers die Anzahl der für jede Preisaufgabe eingereichten Bewerbungen aufgezählt wurde, — eine Anzahl, welche die früherer Jahre bei weitem übertraf. Für die Preisfrage, welche Friedrich zu beantworten versucht hatte, waren noch fünf andere Arbeiten eingereicht worden! Dem Jünglinge sank der Muth. Fühlte er sich gleich manchem Tüchtigen seiner Genossen nicht ebenbürtig, so gab es doch wieder Stunden, und die, welche er jetzt erlebte, war eine der härtesten, in denen er an seinem ganzen Wissen und Können nicht nur zweifelte, sondern auch verzweifelte. Jetzt erschien es ihm gewiß, daß alle seine Arbeit, daß die Anstrengungen und Nachtwachen eines Jahres vergeblich gewesen sein würden, und er segnete die Festigkeit, mit welcher er seinen Entschluß, sich an die Bearbeitung jener Preisaufgabe zu machen, allen seinen Freunden verheimlicht

hatte. Schon stand er im Begriffe sich zu entfernen, bevor die verhängnißvolle Entscheidung ausgesprochen würde, um nicht in Gefahr zu kommen, sich unabsichtlich durch seine Bewegung zu verrathen. Da plötzlich trafen sein Ohr die Worte des Redners: »Von allen eingereichten Arbeiten sind indessen nur zwei, wenn auch im verschiedenen Grade, des Gegenstandes würdig befunden, aber durch einen höchst wunderbaren Zufall führen die versiegelten Zettel, welche die Namen der Verfasser enthalten, ein und dasselbe Motto!« Der Redner recitirte es. Es war ein Vers des Dichters Sophokles in der Ursprache, dessen Sinn lautete:

»Einfach ist von Natur der Wahrheit Spruch!«

Wie von einem elektrischen Schlage durchzuckt, fuhr Friedrich zusammen. Dies war sein Motto, das er aus seinem Lieblingsdichter gewählt hatte. Aber war er jetzt wirklich der Sieger? Um keinen Preis mochte er die so wunderbar verzögerte Entscheidung abwarten. Ein Tuch vor das Gesicht haltend, drängte er sich durch die ihn umgebende Menge der Thür zu, indeß noch

hatte er sie nicht erreicht, als der Klang seines Namens aus dem Munde des Redners sein Ohr traf, der ihn unter den schmetternd einfallenden Fanfaren als den Sieger im Preiskampfe ausrief.

Er sah es nicht mehr, wie alle Blicke sich nach ihm wendeten, er achtete nicht auf den Zuruf seiner Bekannten, und hatte bereits schnellen Schrittes den Universitätshof durchmessen, ehe Erich durch die Menge den Weg zur Ausgangsthüre finden konnte. —

Freudeberauscht eilte er durch die Straßen, ohne sich zu fragen, wohin er gehe? Erst vor dem Hause des Barons stand er plötzlich still, als sei er betroffen, sich hier zu finden. Er wollte umwenden, aber er vermochte es nicht, er mußte Helene sehen.

Zum ersten Male fand er sie allein. Sie saß arbeitend an ihrer Staffelei, als er das Zimmer betrat, und ihr erster Blick verrieth ihr seine Erregung, theilte sie ihr mit.

»Was ist Ihnen begegnet? Was ist geschehen?« fragte sie.

Da brach es wie ein lang verborgenes Feuer

in ihm hervor, und sich ihr mit beiden Armen um den Nacken werfend, rief er fast athemlos: »Ich liebe Dich so sehr!«

Helene war keines Wortes, keines Gedankens mächtig, sie hatte sich an seine Brust gelehnt und die Augen geschlossen. So hielten sie sich sprachlos umfangen, dann drückte er sie noch einmal fest an sein Herz und trat zurück, während Helene sich wie betäubt auf den Sessel an ihrer Staffelei niederließ und die Hand des Geliebten in der ihren hielt, als bedürfe sie dieser Stütze. In ihr Anschauen versunken stand der Jüngling neben ihr.

»Wann haben wir uns denn zuletzt gesehen?« fragte sie endlich, weil ihr neues Empfinden sie ihrer ganzen Vergangenheit entrückte.

Ohne ihre Frage zu beantworten, sagte Friedrich: »Sie sollten es nie erfahren, niemals — aber —« Er hielt inne, denn er hatte vorgehabt, ihr von seinem Siege zu erzählen, nun da er es aussprechen wollte, kam ihm das Errungene so nichtig vor gegen die Gunst ihrer Liebe, daß es ihn beschämte, und sich zu ihr niederbeugend sagte

er mit bebender Stimme: »ich verdiene Sie nicht, ich bin so wenig!«

Seine Augen füllten sich mit Thränen, die Geliebte sah es und ihr Haupt an seinen Arm lehnend, hauchte sie leise: »mein Alles!« drückte seine Hände und verließ schnell, wie über sich selbst erschrocken, das Gemach.

Wonneschauernd in dem Bewußtsein von Helenens Liebe eilte der Glückliche in die Wohnung seiner Eltern, um ihnen Freude zu bringen, die sie sehr bedurften.

Zwölftes Kapitel.

In der Werkstatt war Alles leer, Hobel und Sägen hingen an der Wand, die Werkzeuge ruhten ungebraucht im Kasten. Die Thüre nach der Stube war geöffnet, um mehr Luft darin zu haben, denn der Meister lag noch immer an der Gicht darnieder, die eine Erkältung beim Abladen von Brettern ihm zugezogen. Sie hatte sein Leben in Gefahr gebracht, weil sie sich auf den Kopf geworfen. Jetzt war er lange schon wieder bei Bewußtsein, aber der Krankheitsstoff gährte noch im Körper und hatte die Hände zusammengezogen, daß der rastlos thätige, ganz auf sich

und seine Kraft gestellte Mann, nicht fähig war sich selbst zu helfen, nicht Speise, nicht Trank allein an seine Lippen führen konnte.

Der Doctor hatte ihn mit treuer Sorgfalt gepflegt, hatte unentgeltlich Arzenei für ihn geschafft und würde mehr Hülfe zu bieten versucht haben, hätte er nicht gesehen, wie ängstlich der Sohn die obwaltende Noth zu lindern, die Unzulänglichkeit seiner Mittel zu verbergen strebte

Als Friedrich in die Stube trat, war es still darin. Die Mutter saß, Kartoffeln zur Abendsuppe schälend, an dem großen Tische zwischen den Fenstern, der Vater schlief. Die Gardine von weiß und blauer Leinwand war über das Bett zusammengeschlagen, daß man den Kranken nicht sehen konnte, aber man hörte seine Athemzüge durch die Stille, neben dem gleichmäßigen Ticken der Uhr, die hier seit langen Wochen nur Schmerzensstunden abzuzählen gedient hatte. Die Mutter winkte ihm leise aufzutreten, und reichte ihm die von der Arbeit geschwärzte, an der Schürze gereinigte Hand entgegen.

»Wie geht es?« fragte Friedrich.

Die Mutter zuckte mit den Schultern und seufzte: »Wie soll es gehen? er hat keine Ruhe, nicht Tag nicht Nacht, grade Nacht's ist es am schlimmsten, und ich kann auch bald nicht weiter!«

»Warum lassen Sie mich denn Nachts nicht bisweilen bei ihm? Ich habe Sie so oft darum gebeten!«

»Sollst Du auch krank werden und das Elend erst ganz vollkommen?« wendete die Mutter ein.

»Ich habe manche Nacht durcharbeitet und es hat mir nicht geschadet, das könnte ich hier ebenfalls!«

Arbeiten? wenn ein Mensch sich vor Schmerzen windet wie ein Wurm! Das Stöhnen reißt Einem ja durch's ganze Herz!«

»Und habe ich denn nicht manche Nacht tanzend und in Gesellschaft verlebt, Mutter, die Sie mir statt Ihrer zu wachen nicht erlaubten?«

»Das war auch gut, das wollte ich grade, Fritz! Es arbeitet sich schlecht, wenn man an Nichts zu denken hat, als an Elend und an Sorgen. Unser Herrgott schickt dem Menschen

auch im Winter zuweilen Sonnenschein, weil er am besten weiß, daß man's in ewigem Regen und Schnee nicht lange aushält. Ich schlafe doch nicht, wenn Du hier sitzest bei dem Alten und ich mir denke, morgen muß der Fritz früh an die Arbeit und darf nicht einnicken wie du, wenn du einmal nicht weiter kannst. Es ist genug, daß Du uns Brot schaffst!«

Während dieses Gespräches hatte sie ihre Arbeit beendet, packte die Kartoffelschaalen in die Schürze zusammen und stand auf, um nach der Küche zu gehen. Da hielt der Sohn sie fest und sagte: »Heute bringe ich etwas Neues und etwas sehr Gutes, Mutter!«

»Etwas sehr Gutes!« wiederholten sie und der Vater zu gleicher Zeit, der erwacht war und die letzten Worte vernommen hatte.

Friedrich war an's Bett getreten und hatte die Vorhänge zurückgeschlagen. Der Alte lag bleich und abgemattet da, seine dunkelgrauen Augen sahen unheimlich groß aus den eingefallenen Höhlen unter den buschigen Brauen hervor, und der lange nicht geschorene, schwarz-

graue Bart machte das Gesicht noch blässer und magerer erscheinen.

»Mach' mich gesund, das ist das Allerbeste!« sagte er.

»Es wird Ihnen Gesundheit schaffen, Vater!« antwortete der junge Mann, »ich habe eine Preisaufgabe gelöst und bekomme morgen hundert zwanzig Thaler dafür. Damit können Sie sich ruhig pflegen, bis Sie gesund sind, Vater!«

»Hundert zwanzig Thaler!« rief die Mutter, »hundert zwanzig Thaler!« — und brach dann in Thränen aus, während sie die Schüssel aus der Hand stellte und sich niedersetzte, als könne sie sich nicht aufrecht halten; der Vater aber lag still und regungslos, so daß Friedrich darüber erschrak und sich mit der Frage zu ihm niederbeugte: »Fehlt Ihnen Etwas, Vater daß Sie gar Nichts sagen?«

»Ich glaub's noch nicht!« murmelte der Alte, und schwere Tropfen begannen aus seinen Augen nieder zu fallen. Dann schwieg er eine kleine Weile, bis er mit Heftigkeit die Worte herausstieß: »Nun brauche ich nicht in's Hospital, nun brauchst Du

nicht zu betteln für Deinen alten, kranken Vater!« — Er hob die gelähmten Hände zum Gesicht empor und weinte bitterlich. Friedrich hatte sich zu ihm gesetzt, und auch seine Thränen flossen, während er des Vaters Haupt unterstützte und ihm die Augen trocknete.

»Laß nur, Fritz! laß's gut sein!« sagte der Vater, »es ist mir wohl, daß mir's vom Herzen kommt, ich habe nicht geweint mein Lebetag, daß ich es denken kann. Aber es hat mir das Herz abgefressen Tag und Nacht, wenn ich mir sagte, wie lange wird er es noch machen, er ist auch nicht der Stärkste. Und im Schlafe habe ich Dich schon gesehen leibhaftig vor dem Bezirksvorsteher um Armengeld betteln, und bitten um einen Platz im Krankenhause, und ich wußte, das war mein Tod, wenn mein eigen Fleisch und Blut sollt', betteln gehen für mich. Schon die freie Medizin war mir wie Gift und jeder Tropfen davon bittere Galle!«

Er sprach das Alles gegen seine Gewohnheit mit großer Leidenschaftlichkeit, und weinte dann wieder, aber leiser und ruhiger als zuvor. Der

tief erschütterte Sohn hatte seinen Arm sanft um des Vaters Hals gelegt.

»Sie sollen Niemand brauchen als mich, keinen Menschen auf der Welt, Vater!« beruhigte er, »so lange ich leben und arbeiten kann! Niemand als mich!«

»Ja! Niemand als Dich!« wiederholte der Alte, »Niemand als Dich! — Laß mich elend liegen bei Wasser und Brod, aber gieb Du mir's, von Dir soll's mich nicht drücken, von Dir hab' ich's verdient mit meinem Schweiß und Blut — und Du giebst mir's ja auch gern!«

»Das weiß Gott im Himmel!« rief Friedrich mit solcher Liebe, daß der Vater seinen Kopf an die Brust des Sohnes lehnte, wie das Kind sich vertrauensvoll an den Mutterbusen birgt, seine Zuflucht in aller Lebensnoth.

Das ganze schweigende Leiden des Mannes hatte sich in diesen Ausbrüchen lang verhaltener Sorge Luft gemacht. Nun sank er erleichtert, aber auch erschöpft zurück in seine Kissen, und es verging eine Weile, ehe er die Kraft zum Sprechen wieder gewann.

Friedrich verehrte den Vater in dieser Stunde mehr als je, deutlicher als je trat ihm die Würdigkeit dieser Natur entgegen, die das Leben so belastet hatte, daß die Beweise der Liebe sich nur selten sichtbar aus ihr hervor zu ringen vermochten, und in dem Bewußtsein, wie nahe er dem Vaterherzen stehe, fand er reichen Lohn für seine Anstrengung und seine Opfer.

Als die erste Aufregung vorüber war, sagte die Mutter: »damit haben wir Jahr und Tag zu leben!«

»Womit?« fragte der Kranke.

»Mit dem Gelde, das der Fritz bekommt!«

»Das ist sein Geld und soll's auch bleiben!« sagte der Meister bestimmt.

»Gott weiß, wie gern ich es ihm ließe, daß er sich auch ruhen und was zu Gute thun könnte, denn er hat's auch nöthig,« meinte die Mutter, »aber jetzt, wo Du so krank bist — —«

»Denkst Du,« fiel ihr Jener in's Wort, »daß ich hier ewig fest liegen werde? daß ich einen Menschen um sein sauer Erworbenes bringen soll! Mir wird besser werden, nun ich weiß, daß

der Fritz von Niemand was für mich zu fordern braucht. Er soll mir helfen bis ich auf den Beinen bin, und soll behalten, was ihm übrig bleibt. Das hätt' ich ihm gethan, das soll er mir thun, und nicht mehr nicht minder!«

Mit tiefem Danke gegen Gott verließ Friedrich am Abende das Vaterhaus. Er wußte die Seinen vor Noth gesichert, und er war es, der den Eltern den Schlaf der Nächte wiedergab. »Gott wird Dir's lohnen!« hatte die Mutter gesagt, als er sie beim Fortgehen im Flur gebeten, nicht auf des Vaters Worte zu achten, sondern die ganze Summe als ihr Eigenthum anzusehen, da es ihm nach dem Examen noch leichter sein werde, für sich zu sorgen.

Sein Glaube an seine Kraft und seine Zukunft waren mächtig gewachsen an dem Tage, und die günstigen Folgen seines Sieges in der Preisbewerbung ließen nicht lange auf sich warten. Schon am Abende des Concurrenztages hatte Herr von Plessen im Hause des Barons berichtet, daß, wie er gehört, Friedrich's Arbeit Aufsehen gemacht habe unter den Profes-

soren, und daß man ihm eine Bedeutung in der gelehrten Welt voraus verkünde, wenn er sich entschließen sollte, die Universitätscarrière einzuschlagen. Dieser Gedanke fand in Erich lebhafte Zustimmung. Er war zwei Mal in seines Freundes Wohnung vorgesprochen, ohne ihn zu finden, und hatte mit seiner gewohnten werkthätigen Freundschaft auf Mittel und Wege gesonnen, wie er es ihm möglich machen könne, sich der akademischen Laufbahn zu widmen, die später als ein Pfarramt Aussicht auf Erwerb versprach.

Als Friedrich am folgenden Morgen seinen Freund besuchte, rief ihm dieser seinen Glückwunsch entgegen, und sagte dann im Tone liebevollen Vorwurfs: »Du bist ein sonderbarer Mensch und hast sonderbare Begriffe von der Freundschaft. Deine eigentliche Beschäftigung hältst Du vor mir geheim, Deine folgereichsten Vorsätze fassest Du für Dich selbst, als ob es eine Freundschaft geben könnte ohne Vertrauen. Warum hast Du mir ein Geheimniß gemacht aus Deiner Preisbewerbung?«

»Ich wollte Dir's nicht auferlegen, mich über

das mögliche Mißlingen zu trösten, und mir die Demüthigung ersparen, Dir einzugestehen, daß ich nach einem mir unerreichbaren Ziele gestrebt hätte.«

»Und diese sogenannte Demüthigung hättest Du mir wirklich nicht vertraut!«

»Gewiß nicht! es wäre mir leichter geworden, sie still zu tragen, als mich vor Dir, gerade vor Dir, beschämt zu zeigen!« sagte Friedrich.

Erich blickte ihn liebevoll an und sprach nach einer Pause mit freundlicher Befangenheit: »Du hast mir aber noch mehr verschwiegen und Etwas, worauf ich noch ein größeres Anrecht hätte!«

Friedrich's ganzes Blut strömte nach seinem Herzen und mit unsicherer Stimme fragte er: »Woher weißt Du das?«

»Vom Doctor und von Plessen!«

»Vom Doctor? von Plessen?« wiederholte der Bestürzte, als ob er den Sinn der Worte nicht verstehe.

»Du hast Noth gelitten mit den Deinen und hast es mir verborgen!« beklagte sich der Freund.

Friedrich war unfähig zu antworten, der Um-

schwung seiner Empfindungen war zu plötzlich, er hatte an ein anderes Geheimniß gedacht.

»Warum nahmst Du mir das Recht, Dir zu helfen, warum gönntest Du den Meinen nicht, Dir für Deinen Vater die ihm nöthige Erquickung anzubieten?«

»Du kennst meinen Vater nicht!« rief Friedrich, nachdem er sich gefaßt hatte. »Was ich von Dir mit Freude angenommen hätte, würde ihm Bitterniß gewesen sein. Ich hatte kein Recht, mir eine Erleichterung zu schaffen, die sein schweres Leid noch schwerer gemacht hätte.«

»Wie viel einfacher empfinden wir doch, als Du und als die Deinen!« wendete Heidenbruck ein. »Hätten wir einem unter uns Leidenden Hülfe zu schaffen gewußt durch Dich oder durch die Deinen, mit welch offenem Vertrauen hätten wir sie begehrt, auch wenn es Euch schwerer geworden wäre als uns, Deinem Vater größere Pflege zu bereiten. Wir haben doch mehr Glauben an die Menschen.«

»Weil er Euch durch keine Härte zerstört ward!« wendete Jener ein. »Glaubst Du, daß mir das

Zutrauen zu Dir und zu der Deinen Güte mangelt? Ich wäre nicht würdig Dein Freund zu sein und unter den Deinen zu leben, fühlte ich nicht, was ich Euch schon jetzt verdanke, das Zutrauen zu der höheren Menschenliebe, die alle Lebens- und Standesunterschiede ausgleicht, die mir den Muth giebt, das höchste Gut für mich erreichbar zu glauben, und —« Er hielt inne und fügte dann bittend hinzu: »Tadle meinen Vater nicht, weil ihm die Gelegenheit fehlte, dies Vertrauen zu den Menschen zu gewinnen!«

Der junge Baron sah ihn verwundert an. Er begriff weder die plötzliche Erregtheit, noch das ebenso plötzliche Abbrechen seines Freundes, der nach einer kleinen Pause die Frage hinwarf: »Was wußte Herr von Plessen von meines Vaters Krankheit?«

»Du kennst die Art seiner Armenpflege, die er immer weiter ausdehnt, besonders wo es gilt, schweigender Noth zu helfen. Er sucht von den Armenvorstehern, den Apothekern die Namen derjenigen zu erfahren, die freie Medizin erhalten und dorthin Hülfe und Rath zu bringen. So

hörte er von der Bedrängniß Deines Vaters und forderte die Meinen auf, ihm beizustehen!«

»Gieb das nicht zu!« rief Friedrich mit scheuer Heftigkeit. »Mein Vater ist versorgt, die Summe, welche ich erhalten, deckt seine Bedürfnisse für lange Zeit, tastet sein Ehrgefühl nicht an!«

»Du siehst, ich fragte Dich, ob Du es wolltest?« begütigte der Freund.

»Ich verabscheue dies Spioniren der Wohlthätigkeit, wie dieser Herr von Plessen es betreibt!« fuhr Friedrich fort. »Kein Haus ist sicher vor dieser Menschenliebe, nicht das meiner Eltern, nicht das Eure. Es ist eine herrschsüchtige Liebe, und ich mag die Meinen nicht beherrscht sehen, sei es von wem es wolle!«

»Also mißtraust Du Plessen?« forschte Erich.

»Nein, das nicht! Ich halte ihn für selbstlos und es ist ihm Ernst mit Allem was er thut, aber ich scheue den Einfluß, den er, vielleicht ohne ihn zu erstreben, überall gewinnt.«

Erich hörte nachdenklich zu und sagte dann: »Das ist genau die Ansicht, welche der Vater und auch ich von seinem Wesen hegen, und grade

deshalb wirst Du den Vorschlag begreifen, den ich Dir zu machen habe. Wir bedürfen eines Erziehers für Richard, wenn ich nach beendetem Examen meine Reise antrete, und meine Mutter ist geneigt, Herrn von Plessen zur Annahme dieses Amtes zu überreden, der Vater aber wünscht seine dauernde Anwesenheit in unserem Hause nicht, und auch mir wäre sie zuwider. Könntest Du Dich entschließen des Knaben Gouverneur zu werden?«

»In Eurem Hause?« fragte Friedrich, während sein Herz hoch aufschwoll vor freudiger Ueberraschung.

»Ja! aber es würde Deine Zeit nicht zu sehr beschränken, da Richard nach wie vor das Gymnasium besuchen soll. Du gewönnest die Möglichkeit, Dich als Docent zu habilitiren, mein Vater wüßte den Knaben wohl versorgt und Alle würden sich freuen, Dich zum Hausgenossen zu bekommen!« Dabei blickte er erwartungsvoll in das Angesicht des Freundes und schien einen Ausruf der Zustimmung zu erwarten. Aber der hocherröthende Friedrich blieb ernsthaft und stumm.

»Gönne mir Zeit zur Ueberlegung!« bat er endlich.

»Zur Ueberlegung?« fragte Erich, dem es wehe that, sich in der Freude getäuscht zu haben, die er dem Freunde zu bereiten gehofft hatte, und der es doch nicht aufgeben wollte, für ihn auf diese Art zu sorgen. »Was bedarf's der Ueberlegung noch in diesem Falle! Ist es nicht den Meinen eben so förderlich als Dir?«

»Dringe nicht in mich,« bat Friedrich nochmals, »ich muß erst einig werden mit mir, ob ich's kann!«

»O! Ueberwindung muß es Dich nicht kosten!« rief Heidenbruck mit einem Anflug von Empfindlichkeit. »Es muß Dir kein Zwang sein mit den Meinigen zu leben!«

»Erich, Du bist mir böse!« sagte Friedrich.

»Nein! aber ich verstehe Dich nicht!«

»So glaube an mich!« antwortete er, drückte ihm die Hand und ging von dannen.

Dreizehntes Kapitel.

Es währte geraume Zeit, ehe Friedrich einen festen Entschluß zu gewinnen vermochte. Schon lange hatte er gewünscht, sich für den akademischen Lehrstuhl auszubilden, um in der Stadt zu leben und sich weitere Lebenskreise zu eröffnen, als die Laufbahn eines Geistlichen ihm für die erste Zeit verhieß. Seit er Helenens Liebe sicher war, sah er die schnelle Erlangung einer Professur als das einzige Mittel an, das ihm die Geliebte gewinnen konnte, und immer wieder drängte sich ihm der Glaube auf, Helene habe dem Bruder ihre Liebe vertraut und dieser wolle dem Freunde selbst die Wege für die Zukunft bahnen. Aber die Ansichten, welche er oftmals im Hause des Barons über standesmäßige Ehen, von Erich über heimliche Jugendverlobungen hatte ausspre-

chen hören, straften jene Voraussetzungen Lüge, und er dachte zu ehrenhaft, um Diejenigen zu täuschen, die ihm so zuversichtlich vertrauten. Indeß so oft er sich's auch wiederholte, daß ihm hier Entsagung Pflicht sei, mußte er immer die Augen zurückwenden auf das Glück, in Helenens Nähe zu leben, auf das er zu verzichten hatte, und mehrmals dachte er daran, dem Freunde sein Herz zu offenbaren, ihm die Entscheidung zu überlassen; denn es ist leichter sich in einen fremden Willen zu fügen, als den eigenen vernünftig zu beherrschen.

Mit schwerem Herzen und sichtlicher Befangenheit erklärte er endlich dem Freunde, daß er zwar daran denke, neben dem Examen für das Predigeramt auch das philosophische Doctorexamen zu machen und nicht auf das Land zu gehen, sondern in der Stadt zu bleiben, um sich gleichzeitig zum Prediger und zum Docenten auszubilden, daß es ihm aber nicht möglich sei, die Stelle in seinem Vaterhause anzunehmen.

Jemehr nun der Baron und Erich es wohl gemeint mit ihrem Anerbieten, je lebhafter Hele-

nens Phantasie sich, alle Schranken überflügelnd, dies Beisammensein mit dem Geliebten ausgemalt, um so größer war aller Ueberraschung bei Friedrich's Weigerung. Helene und ihr Bruder fühlten sich gegen ihn verstimmt, ihre Eltern beschuldigten ihn eines falschen Stolzes und ließen ihn das Mißgefühl entgelten, Verschmähung statt des erwarteten Dankes erfahren zu haben, denn die Vorkehrungen für Richard waren der Art getroffen worden, daß er nur wenig Stunden der Aufsicht seines Erziehers anheimgefallen und diesem der größte Theil seiner Zeit zu freier Selbstbestimmung geblieben sein würde.

Dadurch ward das Verhältniß des jungen Mannes zu dem ihm so theuren Menschenkreise plötzlich ganz verwandelt. Man tadelte ihn allgemein, sogar der Doctor wollte die Gründe nicht gelten lassen, mit denen Friedrich ihm das Ablehnen jenes Amtes erklärte, und besonders war es Helene, die ihm ihre Enttäuschung nicht vergeben zu können schien. Verkannt und gedrückt, wie er sich nun im Heidenbruck'schen Hause fühlte, verlor er die Unbefangenheit, dasselbe, wie er sonst gethan, un-

aufgefordert zu besuchen, und Helene sah in diesem Fortbleiben einen neuen Grund dem Jünglinge zu zürnen.

Als er dann endlich, von seiner Sehnsucht getrieben, eines Abends um die gewohnte Stunde den Salon betrat, dünkte ihn Alles wie verwandelt. Erich's Begrüßung, der Empfang seiner Eltern kamen ihm gezwungen vor, und hätte es ihn nicht von Herzen gezogen, sich gegen Helene aufklärend auszusprechen, er würde wieder fortgegangen sein. Aber auch diese erschien ihm kalt. Er glaubte zu bemerken, daß sie absichtlich ihren Platz verlasse, um sich von ihm zu entfernen, und zu befangen ihr zu folgen, ließ er sich von einem gleichgültigen Fremden in ein Gespräch verwickeln, das ihn lange festhielt.

Helene sah es, verargte es ihm als eine absichtliche Vernachlässigung und wollte, ohne ihn zu beachten, an ihm vorübergehen, als sie sich endlich trafen. Sein traurig bittendes Auge hielt sie gebannt, und Beide fühlten sich durch die Anwesenheit so vieler gleichgültiger Menschen, durch die Erinnerung an den Kummer der letzten Tage

beängstigt und verwirrt. Endlich fragte der Jüngling: »Zürnen Sie mir auch?«

»Wie kann man Jemand zürnen, weil er seiner Neigung Folge leistet?« entgegnete sie mit jener Unwahrheit, die den Frauen unter dem Namen des weiblichen Stolzes als Tugend anerzogen wird. Nur die höchste Liebe befreit das Weib von diesem Auswuchs unserer falschen Sittlichkeitsbegriffe. Der Mann kann im Kampfe lächeln, wenn er den Feind verwundet, das Weib thut es dem Geliebten gegenüber und findet eine Lust daran, sich und ihn zu einer Grausamkeit empor zu stacheln, von der sie Beide leiden.

»Meiner Neigung?« wiederholte er und blickte sie an, als müsse er sich überzeugen, ob sie es sei, die so zu ihm geredet.

»Oder Ihrer kalten Vernunft!« verbesserte Helene, und wendete sich von ihm zu einer Gruppe anderer Personen. Sie bemerkte Friedrich's Erbleichen, auch ihr klopfte das Herz krampfhaft und sie litt von ihrer eigenen Härte, aber grade dieses Leiden bestärkte sie in ihrer Selbstverblendung, denn sie machte es nicht sich, sondern dem

Geliebten zum Vorwurfe, der, niedergeworfen durch den Glauben, sie habe die Größe des Opfers nicht begriffen, durch das er ihrer werth zu sein getrachtet, sie liebe ihn also nicht, es nicht ertragen konnte, sie gleichgültig mit Anderen verkehren zu sehen, während er so tief betrübt war. Ihr Bild verzerrte sich ihm, er hätte sie tödten können, um sie nicht mehr lächeln zu sehen, und mit einer Verzweiflung, in der sich Haß und Liebe einten, verließ er plötzlich die Gesellschaft.

Helene sah es mit schmerzlichem Trotze, sie war zufrieden, sich nicht gedemüthigt zu haben. Aber als die Gäste sich entfernt hatten, als sie sich allein mit Cornelie in ihrem Zimmer fand, da kamen das Bewußtsein ihres Unrechts und die Reue über sie. Sie setzte sich nieder an Friedrich zu schreiben, sie forderte seine Vergebung. Das kleine Blatt war gefaltet und versiegelt, da trieb ihr der Gedanke an den Diener, den sie zum Ueberbringer und also zum Vertrauten ihres Geheimnisses machen mußte, die Röthe der Scham in die Wangen. Sie zerriß den Brief, sich tröstend mit der Hoffnung, der Geliebte werde

sie nicht entbehren können, er werde wiederkommen und sie ihm ihre Schuld gestehen, seine Verzeihung erlangen.

Aber Friedrich blieb aus, er erwartete ein Zeichen von Helene, der es leicht sein mußte, ihm eine Einladung zu erwirken, und Beide hatten begonnen, den bitteren Zorn der Liebe gegen einander zu empfinden, als Helene eines Abends in das Zimmer ihres Vaters beschieden wurde.

Die Eltern saßen auf dem Sopha, die Mutter war in sichtlicher Bewegung, der Vater hatte schweigend das Haupt auf den Arm gestützt, Erich stand in der Fensterbrüstung. Eine dumpfe Angst überkam sie als sie eintrat, sie fühlte, diese Zusammenkunft gelte ihr. Man hatte ihre Liebe für Friedrich entdeckt, man sah sie als ein Unrecht an, man wollte sie zur Rechenschaft ziehen, und willen- und urtheilslos wie sie war fühlte Helene sich schuldig, weil sie dafür gehalten zu werden glaubte.

Mit bebender Stimme fragte sie, was ihr Vater befehle?

»Ich habe mit Dir eine ernste Angelegenheit

zu berathen!« antwortete er, »nimm Dir einen Stuhl hier neben mir!«

Die Tochter gehorchte, aber der milde Ton ihres Vaters schnitt ihr in das Herz. Sie hatte den besten der Väter gekränkt, sie wagte nicht die Augen aufzuschlagen, als sie sich niedergelassen hatte. Da ergriff der Baron ihre Hand, reichte ihr einen Brief hin und sagte: »Lies diesen Brief, ich habe ihn vor einer Stunde für Dich erhalten.«

Sie nahm ihn mit zitternder Hand, sie vermochte ihn nicht zu entfalten, denn sie kannte seinen Inhalt, obschon das Couvert keine Aufschrift zeigte. Friedrich hatte, der Qual ein Ende zu machen, den Eltern Alles gestanden, um ihre Hand geworben, und es war keine Hoffnung für sie da. Starr und schweigend blickte sie zur Erde nieder, bis die Mutter sich erhob, das Haupt der Tochter an ihren Busen drückte und sie bat, sich zu beruhigen.

Da brach Helene in Thränen aus und: »Vergebt mir, vergebt mir!« war Alles, was sie sagen konnte.

Alle Anwesenden waren betroffen, der Vater drückte ihre Hand und sagte ermuthigend: »Wie sollte man es nicht entschuldigen, daß diese Stunde Dich erschüttert, aber Du mußtest darauf gefaßt sein, und Du kannst nicht schwanken, denke ich, welchen Entschluß Du zu fassen hast, da Du unsere Ansichten und Wünsche kennst. Soll ich die Antwort für Dich übernehmen, meine liebe Tochter?«

»Ja!« antwortete sie kaum hörbar.

»Wird Dir der Entschluß so schwer?« forschte die Mutter.

»Ja!« wiederholte die Tochter und wunderte sich, daß sie den Muth hatte es zu bekennen.

»Und doch wirst Du ihn segnen!« beruhigte der Vater, »der Graf ist —«

»Der Graf?« fragte Helene.

»Er wird Dir Ersatz werden für uns Alle,« fuhr der Vater fort.

»Der Graf? — Ersatz?« sprach sie in einem Tone nach, als ob ihre Gedanken sich verwirrten.

»Seine Liebe für Dich, seine Welterfahrung —«

»O!« rief Helene, dem Vater in die Rede fal=

lend und in Leidenschaft ausbrechend, »was marterst Du mich mit Worten, die ich nicht verstehe, was willst Du mit dem Grafen jetzt in dieser Stunde, lieber Vater?« Ihre Augen funkelten, ihre Glieder bebten, die Eltern und Erich sahen einander betroffen an.

»Was bedeutet das?« fragte der Baron seine Gattin.

Sie wußte keine Auskunft zu geben und bat, sie mit der Tochter allein zu lassen. Als man ihr gehorsamt hatte, setzte sie sich nieder, nahm Helene in den Arm, öffnete den Brief, der noch ungelesen auf dem Tische lag und bat sie: »Lies den Brief, mein Kind! Die Worte des Grafen, dem Du Dich verlobt, werden Dich am leichtesten beruhigen.«

»Ich mich verlobt? Ich? dem Grafen St. Brezan?« rief Helene aufspringend und der eintretenden Cornelie entgegeneilend, deren Hände sie mit solcher Gewalt ergriff, daß diese davor zusammenschrak.

»Sprich mit mir Cornelie!« flehte sie, »sage mir, daß ich träume, wecke mich, wecke mich,

wenn ich nicht sinnlos werden soll. Ich sollte mich verloben? Friedrich vergessen? Nimmermehr! Das that ich nicht, das kann, das werde ich nicht thun. Wie kommt man denn darauf?«

Sie warf sich weinend der Schwester an die Brust und jetzt war es an der Baronin zu fragen: »Was bedeutet das, Cornelie? Wußtest Du um diese Liebe?«

Die Tochter schwieg. Es entstand eine Pause, die Baronin trat an das Fenster und schaute nachdenkend in den Garten hinaus. Sie hätte wissen mögen, wie nahe die jungen Leute einander standen, aber sie mochte jetzt keine Frage thun, und daß Friedrich die vortheilhafte Stelle in ihrem Hause ausgeschlagen, bürgte ihr für seine Ehrenhaftigkeit.

»Kennt Erich Deine Neigung für seinen Freund?« fragte sie endlich.

Die Tochter schüttelte verneinend das Haupt. »So soll es ein Geheimniß bleiben unter uns; Du sollst vor Niemand zu erröthen haben!«

»Mutter!« bat Helene, »brich mir nicht das Herz! ich liebe Friedrich!« —

»Ich glaube Dir, daß Du so fühlst,« sagte die Baronin, »und ich beklage Dich deshalb, aber Du hast sicher nicht auf eine Ehe mit dem jungen Brand gehofft, er selbst kann nicht daran gedacht haben, Dich Deiner Familie, Deinem Stande, Deinen Verhältnissen zu entreißen, um Dich Leuten, wie seinen Eltern, zuzuführen und Dir ein sorgen- und arbeitsvolles Leben aufzubürden, für das alle Kräfte und Gewohnheiten Dir fehlen.«

Helene hätte Einwendungen machen, sich und Friedrich und ihre Hoffnungen vertheidigen mögen, aber der anerzogene Gehorsam schloß ihr den Mund. Sie warf sich ihr Schweigen als eine Feigheit, eine Schwäche vor, und doch fehlte ihr die Möglichkeit, der Mutter offen zu widersprechen.

Auf die Gewohnheit dieser ihrer Ueberordnung stützte die Baronin sich eben so sehr als auf ihr gutes Recht. Sie setzte der Tochter auseinander, wie ja Friedrich selbst ihr durch sein Fortbleiben aus dem Hause den Weg vorgezeichnet, den sie zu gehen hätte. Sie lobte ihn, daß er seinen

Irrthum erkannt und zu sühnen gestrebt; sie forderte von der Tochter, daß sie seinem Beispiele folge, daß sie entsage, um dem Jünglinge die Freundschaft ihres Bruders, die Achtung ihres Vaters zu erhalten, die es ihm nicht vergeben würden, daß er auch nur einen Augenblick sich so weit vergessen können, unter dem Schutze des Gastrechts Helene in ein heimliches Liebesverhältniß verstricken zu wollen. Daneben sprach sie ihr von den Vorzügen des Grafen, der zum Gesandten in Neapel ernannt worden war, von ihrer Zukunft an seiner Seite. Mit lebhaften Farben schilderte sie ihr das Leben in der schönsten Natur Europas, inmitten einer Kunstwelt, die für Helenens Künstlerseele so reichen Genuß versprach. »Als Gräfin St. Brezan wirst Du in rascher Folge die bedeutendsten Männer unserer Zeit in Deinem Hause sehen,« sagte sie, »glaubst Du, daß vor solchen Eindrücken die Erinnerung an einen armen, jungen Theologen nicht entschwindet? Glaubst Du, daß eine Jugendliebe ein ganzes Leben ausfüllt, auch wenn sie Dich Dir selbst entfremdet, wie diese Neigung für den jungen

Brand? Wird es Dich nie gereuen, Dein an ideale Genüsse gewöhntes Dasein gegen ein Leben voll Mühe und grober Arbeit einzutauschen? Glaubst Du, daß Dich die Liebe entschädigen könne für Alles was Du opferst?«

Helene antwortete nicht. Ihr Verstand begriff die Richtigkeit der Einwendungen, ihr Herz vermochte sie nicht anzuerkennen, auch drängte die Mutter sie nicht zur Entscheidung. Sie bot ihr Zeit an, sich zu fassen, nachzudenken, und übernahm es, den Vater über diesen Aufschub zu beruhigen, da der Graf selbst Helene ermahnt hatte, sich in Ruhe zu prüfen, ehe sie sich entschließe, dem älteren Manne ihre Hand zu reichen, und zärtlich die Tochter umarmend, verließ die Baronin das Gemach mit dem ausdrücklichen Befehle, dem Vater und dem Bruder die Herzensverirrung Helenens zu verbergen.

Vierzehntes Kapitel.

»Wie ist Ihrem Vater der gestrige Ausgang bekommen?« fragte der Doctor am nächstfolgenden Tage Friedrich, als er ihm zufällig auf der Straße begegnete.

»Haben Sie ihm auszugehen erlaubt? Ich war nicht bei ihm und wußte Nichts davon.«

»Es handelte sich um eine Bestellung, — ich glaube sogar im Heidenbruck'schen Hause, — auf die er Werth zu legen schien, und da das Wetter warm ist, so ließ ich ihn gehen, denn das Bewußtsein, wieder arbeitsfähig zu werden, wird ihm gut thun.«

Der Doctor verließ ihn, um noch einen Kran-

ken zu besuchen, und Friedrich schlug den Weg zur Wohnung seiner Eltern ein, weil es ihn zu erfahren drängte, was es mit der Bestellung aus dem Heidenbruck'schen Hause auf sich habe. Je länger er darüber nachdachte, um so fester überzeugte er sich, daß Helene die Veranlassung zu diesem Auftrage gewesen sein müsse, daß sie bereue, den Liebenden gekränkt zu haben, und er war nur zu bereit ihr zu verzeihen, ihr zu danken, daß sie daran gedacht, seinem kranken Vater die Hülfe zu gewähren, die ihm allein willkommen war.

Auch lag es wie neuer Sonnenschein über der Wohnung seiner Eltern. Die Mutter hatte das Ausgehen des Meisters dazu benutzt, das Krankenzimmer recht zu lüften, die Fenster zu waschen, frischen Sand über den Boden zu streuen und ein paar grüne Reiser, aus dem Garten einer Nachbarin gepflückt, hinter dem Spiegel und an den Bettpfosten zu befestigen. Das todte Ansehen der Werkstatt war verschwunden. Der Bursche trug Bretter herzu, der Meister stand auf dem gewöhnlichen Platze und hatte, wenn

auch noch mit unsicheren Händen, die Arbeit wieder angefangen. Freundlicher als jemals klang sein »guten Tag, Fritz!« dem Sohne entgegen und mit einem: »nun soll's wieder losgehen!« reichte er ihm die Hand, als wolle er ihm für seine Hülfe danken und ihm die Zusage geben, sie fortan nicht mehr zu bedürfen.

»Sie sind ausgewesen, Vater, und haben Arbeit bekommen?« fragte Friedrich.

»Du bist wohl dort gewesen?«

»Nein! der Doctor sagte es mir!«

»Es sind hübsche Leute!« meinte der Vater, der eben so viel Neigung zur Mittheilung hatte, als der Sohn zu hören, »und sie sind nicht stolz. Ich wurde gleich eingelassen, ich sollte mich setzen, sagte sie, weil sie grade schrieb, da konnte ich sie mir besehen!«

»Wen konnten Sie sehen?« fragte der Sohn mit klopfendem Herzen.

»Die alte Baronin! aber sie war bald fertig und —«

»War sie allein im Zimmer?« fiel ihm Friedrich in das Wort.

»Die Fräuleins waren auch da, die Eine malte und ich glaube die Andere las. Die Alte aber sagte, als sie fertig war und ich aufstehen wollte, ich sollte nur sitzen bleiben, sie hätte von meiner Krankheit gehört. Ich sagte: man sieht's mir auch wohl noch an! — Ja! meinte sie, und wenn ich gewußt hätte, daß Sie noch so schwach sind, so hätte ich gewartet. Kann man Ihnen denn mit gar Nichts helfen? Da habe ich gedankt und habe gesagt· mein Sohn hat's mir an gar Nichts fehlen lassen, und Sie werden ja gehört haben, daß er den Preis bekommen hat. — Ihr Sohn? fragte die eine Tochter, als wenn sie mich nicht kennte.«

»Welche Tochter fragte das?« rief Friedrich.

»Die an der Staffelei! — Ja, sagte ich, er geht ja hier ein und aus! und die Alte sagte: es ist der Meister Brand, der Vater von dem jungen Brand!«

»Und was that sie darauf?« fragte der Jüngling ungeduldig.

»Sie sagte mir, sie wolle neue Schränke ge-

macht haben, Kienholz wie Eichenholz gestrichen, rund um ihre Vorrathskammer.«

»Und fragte Niemand nach mir?«

»Kein Mensch! — sie sagte, ich sollte Maß nehmen und das Abliefern hätte Zeit bis sie vom Lande kämen!«

»Gehen sie auf's Land?«

»Sie müssen doch wohl! und als sie gar Nichts vom Preise sprach, da fing ich davon an. Sie meinte aber, umsonst könnte Niemand arbeiten und sie wüßte, ich würde sie nicht übertheuern. Da könnnen Sie sich drauf verlassen! sagte ich —«

»Und sprach die Tochter Nichts mit Ihnen?«

»Welche Tochter?«

»Die an der Staffelei!«

»Gott bewahre! kein Sterbenswort. Sie hatte aber Alles liegen lassen und sah mich immer an, und die Andere auch; und da ich merkte, worauf das ging, so sagte ich: Sie denken wohl auch, wie kommt der zu so 'nem galanten Sohne? aber ich hab's ihn Alles ehrlich lernen lassen, durch meiner Hände Arbeit!«

»Was erwiderten sie darauf?«

»Die Alte sagte: das ist sehr brav von Ihnen, und Ihr Sohn macht Ihnen alle Ehre, Sie werden einmal eine rechte Stütze an ihm haben, und was wir zu seinem Fortkommen thun können, das soll gewiß geschehen! — Ich hatt's schon auf der Zunge zu sagen, Du würdest Dir wohl selber helfen, aber ich dachte, wozu? und sagte: wenn sie einmal eine Pfarre auf ihren Gütern hätten, so würden sie wohl nicht Viele kriegen, die es besser machten als Du, und dann könnten wir zu Dir ziehen, ich könnte draußen arbeiten und es wäre uns dann Allen geholfen. Sie hörten mir so zu, daß es mir, ich weiß nicht wie, vom Herzen ging, und sie waren ordentlich gerührt davon. Die an der Staffelei fing mitten drin zu weinen an und ging hinaus!«

Friedrich hörte Nichts weiter, nicht wie der Vater die Maße genommen, nicht wie die Baronin befohlen, ihm ein gutes Frühstück zu geben, denn alle seine Gedanken weilten bei Helene. Er mußte wissen, weshalb sie geweint, weshalb sie das Zimmer verlassen und nicht mit seinem Vater gesprochen hatte?

Und doch waren ihr Schweigen, ihre Thränen nur zu erklärlich. Mit sich selbst beschäftigt, achtlos auf die Vorgänge um sie her, hatte sie, als der Tischler von seinem Sohne zu sprechen angefangen, plötzlich emporgesehen und ihr Blick war auf den kranken finsteren Greis gefallen. Er hatte Kopf und Ohren mit einem blauen Leinwandtuche umbunden, aus dem das knochige Gesicht und die dunklen hohlen Augen gespenstisch und doch hart hervorsahen. Der lange blaue Ueberrock war ihm zu weit geworden, die schwieligen Hände hielten einen abgetragenen Hut, und jener Dunst, der sich aus den schlecht gelüfteten Zimmern der Armen an ihre Kleider heftet, erfüllte, seit er eingetreten, das Gemach.

Wie ein scharfer Schmerz fuhr der Gedanke durch Helenens Seele: »das also ist sein Vater!« So ganz den niederen Ständen angehörend, hatte sie ihn sich nicht vorgestellt. Die rauhe Stimme, die Ausdrucksweise, das ganze Behaben des Meisters, dies Gemisch von Unterwürfigkeit und trotzigem Selbstgefühl wurden ihr um so abstoßender, je mehr sie sich dieselben in irgend

einer Beziehung zu sich dachte. Zu diesem Manne, zu einer ihm ähnlichen Frau in kindlichem Verhältnisse zu stehen, ihn Vater zu nennen, kam ihr unmöglich vor. Sie beklagte und bewunderte den Geliebten, ohne daß es sie milder gegen seinen Vater stimmte, und dieser Zwiespalt ihres Empfindens ward zuletzt so qualvoll, daß sie, wie der Meister berichtet, in Thränen das Zimmer verlassen hatte.

Aber die Einsamkeit ihres Gemaches minderte das Leiden nicht. Sie zürnte ihrer Mutter, daß sie den Vater des Geliebten benutzt habe, sie von diesem zu entfernen, sie nannte es grausam und herzlos, und doch erschrack sie vor dem Gedanken, daß dieser alte Mann ihr hätte begegnen können, wenn er bereits Rechte an sie geltend zu machen gehabt hätte. Sie konnte mit solchen Menschen nicht leben. Wie hatte Friedrich ihr, der edel Gewöhnten, solch selbstsüchtige Zumuthung zu machen wagen dürfen? »Aber hat er nicht in ihrer Mitte gelebt? hat er sich nicht schön und hoch entwickelt neben diesen Eltern? und sollte ich das nicht auch vermögen?« fragte sie sich,

während sie immer wieder angstvoll zusammen=schrack bei der Vorstellung, als dieses Meisters Schwiegertochter, mit ihm und seiner Frau Ver=kehr haben zu sollen.

Unzufrieden mit sich selbst, unfähig, zu einem Entschlusse zu gelangen, und doch nahe genug daran, denjenigen zu fassen, vor dem ihr Herz sich sträubte, so traf sie die Baronin.

»Hast Du mir Nichts zu sagen?« fragte sie, während sie der Tochter liebevoll die Hand gab.

»Ich kenne mich selbst nicht mehr!« antwortete diese, »der alte Mann war mir entsetzlich! und er ist doch so achtungswerth und brav!«

»Friedrich bedarf aber einst einer Frau, wel=cher seine braven Eltern, die ihm mit so schwe=ren Opfern seine Bildung möglich machten, nicht entsetzlich scheinen!« sagte die Baronin, während sie sich setzte und Helene zu sich hinabzog, deren Nacken sie mit ihrem Arm umschlang. »Willst Du ihn und die Seinen unglücklich machen, zum Lohn für seine Liebe?«

Helene schüttelte schweigend das Haupt und sah sinnend vor sich nieder, da ergriff die Mutter

ihre Hand und sprach: »Wenn der Himmel einem Jünglinge wie diesem Friedrich wohl will, so sendet er ihm früh ein Ideal, ihn vor dem Niedrigen zu hüten, ihn zu dem Höchsten hinzuführen — und wehe ihm, wenn er's herabzieht in die Niedrigkeit der Erde. Bewahre ihn vor diesem Elend meine Tochter!«

»O! daß ich's könnte! daß ich ihn glücklich machen könnte!« rief Helene.

»Du kannst es, und Du sollst es thun, mein Kind! Nimm ihm die Möglichkeit, Dich und Dein Leben durch niedrige Alltäglichkeit zu profaniren. Bleibe ihm unerreichbar als Bild der reinsten, höchsten Weiblichkeit, und er wird sein Jugendideal treuer, anbetender lieben durch sein ganzes Leben, als eine durch ihn aus ihrer Sphäre herabgezogene und in seinem Hause unglückselige Frau. Entsage ihm, um Dich ihm zu erhalten!«

Und wortlos auf das Knie sinkend vor der Mutter, reichte Helene ihr die beiden Hände hin zum feierlichen Versprechen des Gehorsams, das sie mit ihren Thränen besiegelte.

Die Baronin gönnte ihr Zeit zur Sammlung,

dann überließ sie sich der Freude, sie mit sicherer Hand vor einem Schritte bewahrt zu haben, den sie der Tochter so verderblich glaubte. Sie eilte, dem Baron Helenens Einwilligung zu melden; die Nachricht der Verlobung brachte das ganze Haus in freudige Bewegung. Der Vater, die Geschwister, die Dienerschaft, bei welcher der freigebige Graf in gutem Gedenken lebte, drängten sich glückwünschend heran, nur Cornelie sah sorgenvoll auf diese Zeichen der Zufriedenheit und drückte leise der Schwester Hand, die, wie von einem Traume befangen, Alles um sich her geschehen ließ und sich fast willenlos in Alles fügte, was man von ihr begehrte.

Während sie dem Grafen schrieb, sie sei bereit ihm zu gehören, und Erich auf des Vaters Wunsch die Verlobung der Schwester dem Onkel meldete, trat Friedrich in sein Zimmer, befangen durch die innerliche, wenn auch nicht ausgesprochene Verstimmung zwischen den beiden Freunden, aufgeregt durch den Gedanken, die Geliebte wiederzusehen. Aber Erich bemerkte davon in seiner Freude Nichts, und dem Kommenden die Hand

zum Gruße bietend, sagte er mit Herzlichkeit: »Du kommst zu guter Stunde!«

»Ist Dir ein Glück begegnet?« fragte Friedrich. »Du leuchtest vor Zufriedenheit!«

»Ja! Helene hat sich mit dem Grafen St. Brezan verlobt!«

»Nein! nein!« rief Friedrich und hielt sich erbleichend an dem Tische, neben dem er stand.

»Um Gotteswillen! was hast Du?« fragte sein Freund und blickte ihn angstvoll an.

»Sage nein! sage nein!« wiederholte der Bebende und preßte seine Hände gegen seine Stirn.

Erich schwieg. Es war eine Weile ganz still in dem Gemache, dann ergriff er Friedrich's Hand, und sagte leise: »Armer Freund!«

Er erhielt keine Antwort. Friedrich hatte sich niedergesetzt und barg sein Antlitz mit den Händen. Erich stand rathlos neben ihm. Jetzt ward ihm das Verhalten seiner Schwester klar. Er beklagte sie, er beklagte den Freund, aber ohne den Gedanken, daß ihr Schicksal anders zu gestalten gewesen wäre, ja er fühlte, daß nur auf diese Weise Beide ihm erhalten worden wären, und in dem

Glauben, dem Freunde damit Trost zu geben, rief er sich selber tröstend: »Sind wir einander doch geblieben!«

»Was ist mir das?« brach Friedrich in der Gewalt des ersten Schmerzes heftig aus; dann sich besinnend, stand er auf und bat: »Vergieb! ich wußte nicht, was ich sagte, mich ängstigen diese Wände!«

Er schritt der Thüre zu, Heidenbruck wollte ihn begleiten, Friedrich bat, ihn allein zu lassen. Helenens Bruder sollte es nicht sehen, wie seine Seele zerrissen war.

Er glaubte sich kaltherzig von ihr getäuscht. Schon an dem Abende, da sie seine liebevolle Annäherung so spöttisch abgewiesen, wähnte er den Verrath von ihr beschlossen, und er hatte sie so sehr geliebt. Er vermochte die Größe seines Schmerzes selbst kaum zu erfassen, es war ihm, als müsse sie ihn vernichten.

Als er an des Doctors Wohnung vorüberkam, trieb es ihn hinaufzugehen und ihm Helenens Verlobung zu erzählen. Er wollte die wollüstige

Qual genießen, sein bitterstes Weh mit kalter Lippe auszusprechen, aber als er nach dem Klingelzuge griff, schauderte er davor zurück, denn er kam sich gespenstisch, wie sein höhnender Doppelgänger vor, in dem Gedanken an dies selbstquälerische Gelüsten. Und doch wollte er Jemand sprechen, um nicht sich selbst anheimzufallen. Er hätte zu seinem Vater gehen mögen, zu blutsverwandten Menschen, die ihn lieben mußten, ihnen sein Leid zu klagen, aber er hörte ja auch jetzt schon immerfort des Vaters tadelndes: »Warum vertrautest Du den Vornehmen?«

Er ging vor's Thor hinaus und kam erst in der Dunkelheit in seine Wohnung, in der ihn ein Billet seines Freundes erwartete. Es lautete: »Du wolltest heute Helenens Bruder nicht mehr sehen, ich verstehe dein Empfinden, aber glaube mir, daß Helene leidet wie Du selbst. Ich versprach ihr, es Dir zu sagen, zum Troste für das unerläßliche Opfer, das sie bringen mußte. Sie wünscht auf's Land zu gehen, wir fahren morgen früh hinaus. Es ist auch Dir das Beste. In wenig Tagen kehre ich zurück; gönne mir und

Dir, gönne meiner Schwester dann die Beruhigung, daß ich bei Dir bin!« —

Wie erlöst athmete der Jüngling auf. Er warf sich auf dem Stuhle vor dem Tische nieder, und den Kopf auf die untergebreiteten Arme stützend, weinte er seine heißen Thränen einsam aus. Endlich gewann der tröstende Gedanke, daß Helene schuldlos sei, daß er sie wieder lieben könne, die Oberhand in ihm. Er vergaß seines Schmerzes, um des ihren zu gedenken, ihr Schicksal, ihre Zukunft beschäftigten ihn allein, und mit einem heißen Gebete um Frieden für sie, schlief er von Kummer ermüdet ein, als schon das erste Tagesgrauen durch die Scheiben flimmerte.

Eine tiefe Lähmung überkam ihm beim Erwachen, denn es dünkte ihn, als habe er jetzt Nichts mehr zu thun auf dieser Welt, da er das Ziel seines Strebens verloren hatte. Mechanisch räumte er die ausgebreiteten Bücher und Papiere wieder zusammen und setzte sich müßig träumend an das Fenster. Aus dieser schmerzlichen Stumpfheit schreckte ihn Larssens Besuch empor.

»Ich hatte die Ferien vergessen,« sagte er,

»und bin in des Schultrapps Gewohnheit um sieben Uhr aufgestanden. Komm ich Dir zu früh?«

Friedrich verneinte es und nöthigte ihn, sich niederzulassen und sich eine Pfeife anzuzünden.

Er that es, aber ohne die ihm sonst eigene Sorgfalt und Behaglichkeit. Während er den Tabak herbeiholte und die Pfeife stopfte, sah er immer verstohlen zu dem Jünglinge hinüber und meinte endlich, in abgebrochenen Sätzen sprechend: »Man muß sich nicht so in sich selbst versenken — man muß sich nicht dem Feinde übergeben — der Schmerz ist unser Todtfeind.« — Dazwischen zündete er paffend seine Pfeife an, ging rauchend im Zimmer auf und nieder und sagte endlich, indem er vor dem zerstreut Zuhörenden stehen blieb: »Ich kam nur zu sehen, was Du machtest!«

»Das ist sehr gut von Dir!« antwortete dieser, ohne weitere Erklärung.

»Fertige mich nicht mit dieser dankbaren Phrase des Don Carlos ab,« lächelte Larssen, »denn ich bin kein sonderbarer Schwärmer wie der Posa, und mit Dir geht es auch noch nicht zu Ende. Heute wirst Du mich nicht los!«

»Ich werde Dir kein angenehmer Gesellschafter sein!« wendete Friedrich ein.

»Ein um so besserer hoffe ich Dir zu werden. Laß uns hinaus gehen vor das Thor!«

»Du willst spazieren gehen?« fragte der Andere verwundert, denn es vergingen ganze Sommer, ohne daß Larssen daran dachte, die Stadt und ihre öffentlichen Gärten zu verlassen.

»Ich werde dick und appetitlos und muß daran denken, mir Bewegung zu verschaffen. Kleide Dich an und laß uns gehen!« wiederholte Larssen, mit selbstischen Gründen eine Theilnahme verbergend, die Friedrich trotz ihrer eigenthümlichen Ausdrucksweise wohlthat. Auch hatten sie kaum das Freie erreicht, als er die Erquickung zu fühlen begann, welche für jedes persönliche Leid aus dem Anblick der Natur erwächst. Sein dumpfer Schmerz löste sich in Traurigkeit, in Wehmuth auf, und Larssen bewachte liebevoll die Stimmung des Jünglings, bemüht, sich jedem Wechsel derselben schweigend oder sprechend anzupassen, ohne den Grund von Friedrich's Kummer mit Worten zu berühren.

So mochten sie eine Stunde gegangen sein, als Larssen erklärte, nun der Ruhe zu bedürfen. Eine kleine Schenke am Wege bot Gelegenheit dazu, und als sie im Schatten der dicht umrankten Kürbislaube Platz genommen hatten, als die Wirthin in ihren rothen Händen, die strotzend aus den weißen Hemdeärmeln hervorsahen, schäumendes Bier und Brod und Schinken herzugetragen und Alles vor den Gästen wohlgeordnet hatte, blickte Larssen mit ungeheucheltem Entzücken in die großen Gläser und sagte, als käme ihm aus dem Gebrodel des Schaumes Einsicht und Verstand: »Wer sich selbst wiederfinden will, muß nicht bei sich zu Hause bleiben, die eigene Wohnung macht beschränkt, wie alles Sonderwesen, denn der Geist erzeugt sich nur in der Masse. Wer wie die Alten stets in großer Gemeinschaft mit anderen Menschen lebt, sei es auf dem Forum oder in der Kneipe, bewahrt sich vor jener Einseitigkeit des Geistes und des Herzens, aus der aller Partikularismus die ganze krankhafte Gefühlsrichtung unserer Zeit erwächst. Die Alten kannten auch unsere Liebesleiden nicht und

das Mittelalter that nur liebeleidensselig, im Grunde war es doch gesund. Es kommt auch Nichts heraus bei der alleinzigen Liebe!«

»Das mag wohl sein!« gegenredete Friedrich, »aber — —«

»Aber Du begreifst es heute nicht! Das kann auch Niemand von Dir fordern!« — Er schnitt dabei das Brod in dünne Scheiben, strich Butter darauf, belegte es mit Schinken und nöthigte seinen Genossen zuzulangen. »Du siehst aus, als hättest Du nicht gefrühstückt, und Nüchternheit macht muthlos!« meinte er. Dann, während er selbst wacker zugriff, sagte er: »So oft ich von Liebesleiden höre, kommt mir immer ein Vers aus einem Stammbuche des sechzehnten Jahrhunderts in den Sinn, der klar und gesund ist, wie guter Wein. Er heißt:

»Ich lasse alle Jungfraun rauschen,
Haben sie zu wechseln, hab' ich zu tauschen,
Scheint ihnen die Sonne, weht mir der Wind!
Manch andere Mutter hat auch ein liebes Kind!«

Larssen lachte laut bei diesen Worten, indeß Friedrich unangenehm davon berührt ward, und

seinen Mißgriff fühlend, wollte Jener einlenken, als ein Posthorn sich hören ließ, und um die Ecke der Straße der Postwagen hervorkam. Das enthob ihn der Mühe, eine andere Unterhaltung zu beginnen, er stand auf, die Passagiere zu betrachten. Kaum aber war er an den die Schenke umgebenden Zaun getreten, als eine Stimme aus dem Wagen dem Postillon ein »Halt! Halt!« zurief. Der Schlag ward aufgerissen und mit einem Sprunge hatte ein junger Offizier den Boden erreicht, der sich Larssen um den Hals warf.

»Wie zum Teufel kommst Du vor's Thor!« fragte er diesen, der ihn herzlich umarmte.

»Ich habe eine Morgenpromenade gemacht!«

Der Offizier lachte laut auf. »Die erste in Deinem Leben!« rief er, »da muß ich dabei sein. Fahr zu Schwager, ich bleibe hier!«

»Aber Ihre Sachen, Herr Lieutenant?« wendete der Conducteur ein.

»Die können in der Post bleiben, ich komme nach!« antwortete der junge Mann, schüttelte den Staub von seinen Kleidern, reckte die sitzens-

müden Glieder und fragte sich umschauend, während die Post davon fuhr: »aber bist Du wirklich ganz allein hier, Larssen?«

»Nein! nicht ganz allein, so kann ich nicht entarten. Ich frühstücke hier mit meinem und Deines Bruders Freunde, mit Brand!«

»So laßt mich den Dritten sein!« bat der Offizier, begrüßte Friedrich, dem er sich als Georg Heidenbruck vorstellte, forderte ein Frühstück und setzte sich zu den Anderen nieder, nachdem er die steife Militairkravatte abgenommen und die Uniform ausgezogen hatte, unter der er keine Weste trug. »Das ist zwar nicht reglementsmäßig, aber um so angenehmer,« meinte er, »und nun erzählt mir, was machen sie zu Hause?«

»Sie sind heute früh auf's Land gegangen!« berichtete Larssen.

»Und was giebt's Neues sonst?«

»Erwartest Du Etwas?« fragte Larssen.

»Nun, um die Sache kurz zu machen, denn Brand wird ja auch darum wissen, wie steht es mit Helene?

»Sie ist Braut seit gestern!« antwortete Larssen.

»Und was denkt Ihr von dem St. Brezan?« forschte Georg weiter. »Erich hat mir schon im Winter in seinem diplomatisch verblümten Stylus über ihn und über die Pläne und Wünsche der Familie geschrieben, da ich aber in die Familienpläne nie eingeweiht zu werden pflege, und die Familienwünsche instinctiv und grundsätzlich fast niemals theile, so weiß ich von der Sache Nichts. Wie alt ist St. Brezan?«

»Im besten Alter!« sagte Larssen.

»Das heißt, im besten Alter sich zur Ruhe zu setzen! Man kennt diese besten Alter, die anfangen, wenn die guten Tage vorüber sind!« höhnte der Lieutenant, während seine Züge ernsthaft wurden, und mit bitterem Ausdruck fügte er hinzu: »also eine standesmäßig ökonomische Verkuppelung! — dazu war Helene im Grunde doch zu gut!«

Friedrich konnte diese Unterhaltung nicht länger ertragen, er stand auf und ging davon. Georg sah ihm eine Weile nach, blickte dann Larssen an und fragte endlich: »Hat Helene ihn auch geliebt?«

»Ja!« lautete die Antwort und dann schwiegen Beide, bis sein ehemaliger Lehrer den Lieutenant darauf aufmerksam machte, daß es Zeit sei in die Stadt zu gehen, weil er sonst das väterliche Gut nicht mehr erreichen könne.

»Um so besser!« meinte dieser, »ich bin nicht begierig, Helene so verkauft zu sehen und bin froh, einmal nicht an die Signaltrommel gebunden zu sein. Ich habe sechs Wochen Urlaub, ehe ich bei den Cürassiren eintrete.«

»So bleibst Du nun zu Hause?«

»Der Alte will es so. Er denkt, doppelter Vorspann reißt nicht! An der Kette des Familienlebens und an der Leine des Dienstes haben sie mich sicher!«

Es lag eben so viel jugendlicher Uebermuth als Spott in seinen Worten, und Friedrich, der inzwischen sich wieder zu ihnen gefunden hatte, betrachtete ihn mit wachsendem Interesse.

Kleiner und stämmiger als der hochschlanke Erich, hatte er Corneliens dunkle Farben, die ihm ein über seine Jahre männliches Ansehen gaben. Sein schwarzes Haar legte sich trotz des militä-

rischen Zuschnitts in vollen Locken um die breite Stirne, die starken Lippen verdeckte ein dicker, schwarzer Schnurrbart, aus dem die Zähne b'endend weiß hervorsahen, und obschon die Formen seines Gesichtes weder edel noch regelmäßig waren, fand Friedrich ihn fast schöner, als den eleganten Erich, wie er so da saß mit der offenen, hochgewölbten Brust und den dunkelblau leuchtenden Augen unter den kräftigen Brauen.

Freimüthig bis zum Leichtsinn, fragte er nach all den kleinen Familienvorgängen, welche der Hausfreund meist erräth, die man ihm aber doch nicht Preis gegeben wähnt, und Friedrich ward dabei gewahr, wie wenig er selbst in die näheren Verhältnisse des Hauses eingeweiht gewesen war. Theils hatte seine Liebe ihn gleichgültig gemacht gegen Alles, was nicht Helene betraf, theils lag es in Erich's Weise, die Familienangelegenheiten auch vor dem Freunde als ein Mysterium zu behandeln, und es überraschte ihn daher, daß Georg die Bande, welche ihn den Seinigen verknüpften, als einen schweren Druck zu fühlen schien.

»Ich glaube,« sagte er zu Friedrich, »Sie ge-

hören auch zu den glücklichen Unglücklichen, die nicht von Familie sind. Danken Sie Gott dafür, denn die Familie von Familie ist des Teufels Erfindung, und um so schlimmer, je besser die einzelnen Mitglieder sind, je mehr sie sich untereinander lieben!«

»Haben Sie davon gelitten?« fragte Jener.

»Wenn mein Bruder Ihnen verschwieg, daß ich der ungerathene Sohn des Hauses bin, so ist das nur ein Act seiner gewohnten Discretion gewesen!« lachte Georg, fügte aber gleich hinzu: »er ist übrigens das Muster eines verständigen Bruders, und ohne ihn wäre ich vielleicht längst in Algier, im Caukasus oder in irgend einem Hinterwalde von Amerika, wo ich denn freilich auch besser hingepaßt haben würde, als in unsere ganze zahme Gesittung. Haben Sie nie Sehnsucht gehabt, Herr Brand, nach Urzuständen voll täglichen Kampfes um das tägliche Leben?«

»Mich dünkt,« antwortete der Gefragte, »man müsse erst allen Ueberfluß des Lebens besessen haben, um solchen Wunsch zu hegen!«

»Ganz und gar nicht! Man braucht nur feder=

kräftig und gedrückt worden zu sein, um den Druck unerträglich zu finden und aufschnellen zu wollen. Tyrannei macht sehnsüchtig nach Freiheit, Disciplin nach Zwanglosigkeit, auch wenn man nicht blasirt ist, wofür Sie mich zu halten scheinen.«

»Das habe ich nicht gesagt!«

»Aber Sie haben es gedacht! Indeß beruhigen Sie sich, im Cadettenhause wird man nicht blasirt. Es macht den Einen zum Sklaven, den Andern zum Empörer, blasiren kann die Knechtschaft nicht!«

Er trank bei diesen Worten sein Glas hastig aus, als wolle er den Groll herunterspülen und sagte, als er es dann niedersetzte: »Ich glaube, es ist die verdammte Heirath, die mir die Galle aufregt und mir die eigene Familiensklaverei wieder so vor's Auge rückt, denn ich war vorher ganz heiter in dem Gedanken sechs Wochen Urlaub zu haben und so lange des verdammten Dienstes quitt zu sein!«

»Und was zwingt Sie im Dienst zu bleiben?« fragte Friedrich.

»Das kann Ihnen Larssen sagen! — Ich bin

der jüngere Sohn und habe außerdem Nichts gelernt. Ich galt für unbezähmbar, für träge.—«

»Du warst es auch!« fiel Larssen ein.

»Ich war es für Dich und für die Meinen, weil Ihr Nichts mit mir anzufangen wußtet. Ich sollte bei den Büchern sitzen, mein Blut litt mich nicht am Schreibtische, ich fühlte mich matt und stumpf und schläfrig in der Enge bei der todten Lernerei. Es langweilte mich, von Gefahren und Heldenthaten, von großen Unternehmungen, von verdienstlichen Werken zu hören, ich hätte als Troßbube, als Laufbursche dienen mögen, wo sie verrichtet wurden. Mein Verstand widerstrebte den absurden Anstandsregeln, ich lernte es nicht, mich einzupassen in die verschiedenen Fächer Eurer Geselligkeit, und der Zwangstall des Cadettenhauses, in den ich dann gesteckt ward, hat mich auch Nichts gelehrt, als knirschend in die Kette zu beißen — bis sie endlich einmal brechen wird.«

Er war aufgestanden nnd ging heftig auf und nieder, bis er vor Friedrich stehen blieb, seine Hand ergriff und sie schüttelnd ausrief: »Aber

verlassen Sie sich darauf, ich revangire mich, und auch Helene wird sich revangiren!« Dabei flog ein Zug von grimmem Spotte über sein Gesicht, der Friedrich unheimlich berührte.

Larssen seinerseits, sonst stets geneigt, derartige Bemerkungen aufzunehmen und fortzuspinnen, sah in diesem Falle die Richtung, welche das Gespräch genommen hatte, offenbar nicht gern, weil er Georg gegenüber es nicht vergessen konnte, daß er einst für ihn verantwortlich gewesen sei, und er drängte zum Aufbruch, damit Georg das väterliche Gut noch am Abende erreichen konnte.

In der Stadt angekommen, fand der Lieutenant aber einen Brief des Bruders vor, der ihn bat dort zu bleiben, weil er selbst genöthigt sei, schon am nächstfolgenden Tage seines Examens wegen zur Stadt zurückzukehren, und eine große Freude haben würde, wollte Georg während desselben bei ihm bleiben. Sobald es beendet wäre, wollten sie dann gemeinsam zu den Eltern hinausgehen, welche mit diesem Vorschlage ganz einverstanden wären.

Georg knitterte das Blatt achtlos zusam-

men und meinte: »Sie haben Furcht, meine gottlose Ehrlichkeit könnte das Eis von Helenens tugendhaften Entschließungen zerschmelzen! Ich hätte wohl hinausgemocht, aber im Grunde bin ich hier freier als dort. Auf Morgen also!«

Vierzehntes Kapitel.

Erich's Examen war schon seit ein paar Wochen vorüber und noch lebten die Brüder in der Stadt beisammen, ohne daß von einem Besuche bei den Eltern die Rede gewesen wäre, und Friedrich, welcher während dieser Zeit ebenfalls seine Prüfungen bestanden hatte, freute sich ihres Verweilens, denn die Nähe seines Freundes that ihm wohl.

Obgleich Erich weit davon entfernt war, die Liebe seiner Schwester für einen mittellosen Bürgerlichen als zulässig zu betrachten, fühlte er jetzt, da er von dieser Neigung für die Zukunft Helenens Nichts mehr fürchtete, ein lebhaftes Mit-

leid mit ihr und mit dem Freunde. Er ward es nicht müde, ihm von der Schwester zu sprechen, die einfache Geschichte dieser Liebe immer und immer wieder anzuhören, bis Friedrich, zu gesund, um sich absichtlich seinem Schmerze zu überlassen, auf's Neue zu seinen Arbeiten zurückzukehren und an allgemeinen Interessen Theil zu nehmen fähig ward.

Die Abwesenheit der Heidenbruck'schen Familie, welche die jungen Männer zu einem Gasthausleben nöthigte, trug das Ihrige dazu bei, auch Friedrich zu zerstreuen, denn wohin man kam, waren die politischen Gespräche so lebhaft, daß man theilnahmloser als Friedrich hätte sein müssen, sollte man das eigene Weh nicht vergessen über den Vorgängen in Frankreich, die täglich eine ernstere Gestalt annehmen und eine große Krisis als wahrscheinlich berechnen ließen.

So sehr man auch im eigenen Lande gewohnt war, sich den väterlichen Absolutismus des greisen Königs Friedrich Wilhelm's des Dritten gefallen zu lassen, so geduldig die Mehrzahl der Menschen für die hie und da erkannten Mängel der

preußischen Zustände, von der Einsicht des Königs und seiner Minister eine Aenderung erwartete, und obschon nur einige Wenige daran dachten, daß sie so gut wie Engländer und Franzosen eine Berechtigung zur Selbstregierung hätten, so waren doch die Blicke aller Männer auf diese Völker gerichtet, und während man in wunderlicher Demuth, sich ein patriotisches Tugendbewußtsein machte aus der Gleichgültigkeit gegen die Zustände seines eigenen Vaterlandes, war man empört über die Reaction in Frankreich, über das Ministerium Polignac, über die fanatische Bigotterie Karl's des Zehnten, und bewunderte mit Enthusiasmus die muthige Opposition, welche sich jenen entgegenstellte.

Da erschienen plötzlich in Paris die berüchtigten Ordonnanzen und wenig Tage später traf die Nachricht von der Juli-Revolution, von der Entthronung Karl's des Zehnten, von der Ernennung des Herzogs von Orleans zum Könige der Franzosen die erstaunte Welt. Die Namen Casimir Perrier's, Lafitte's, jener Bürger, welche einen Fürsten zum Bürgerkönige erhoben hatten

waren in jedem Munde, Tadel und Lob, Furcht und Hoffnung knüpften sich an sie, und wie ein Wetterleuchten aus dumpfer Schwüle, so zuckte überall die Erkenntniß auf von der Gewalt eines einigen Volkswillens. Mochten Greise, welche sich noch der ersten französischen Revolution und ihrer Schrecken zu erinnern wußten, auch mit Besorgniß auf den entfesselten Riesen blicken, mochten viele Männer, welche die Napoleonische Zeit erlebt und das wechselnde Glück entthronter und wieder eingesetzter Fürsten gesehen hatten, auch mit zweifelnder Gleichgültigkeit auf die Ereignisse in Frankreich schauen, so hatte doch im Allgemeinen sich eine Aufregung der Geister bemächtigt, wie man sie nach den Freiheitskriegen in Preußen nicht empfunden. Jeder nahm Partei, Jeder glaubte seine Wünsche und Hoffnungen durch die Ereignisse in Frankreich gefördert oder gehemmt. Die großen Gewerbtreibenden sowohl als die Civil- und Militairbeamten, der Grundbesitzer wie der arme Bürger fühlten, eine solche Umwälzung müsse in weiten Kreisen nachwirken.

Es waren nur noch einige Personen bei dem Restaurant versammelt, als der Doctor, der sich noch spät am Abende die Zeitung von der Post zu schaffen gewußt hatte, mit den ersten Proclamationen Louis Philipp's in das Zimmer trat, und sie den Anwesenden auf ihr Verlangen vorlas.

»Jetzt möchte ich in Paris sein!« rief Erich, »welchen Anblick muß ein Volk gewähren, in dem Bewußtsein seiner Heldenthat und seiner Mäßigung.«

»Ich meine,« sagte ein älterer Hauptmann, »wir werden bald genug satteln müssen, unser rechtes Maß an jene Mäßigung zu legen, und ob Sie nach Frankreich kommen, weiß ich nicht, daß aber Ihr Herr Bruder die neuen französischen Helden kennen lernen wird, darauf will ich wetten, zehn gegen Eins!«

»Thun sie das nicht!« fiel ihm Georg in's Wort, »Sie könnten sich verrechnet haben!«

»So glauben Sie, daß solche aberwitzige Phantasten Ruhe halten werden?«

»Wen nennen Sie aberwitzige Phantasten?« fragte der Doctor.

»Diejenigen, die sich in Paris einbilden, ein Haufe zusammengelaufenen Gesindels werde das Regieren besser verstehen, als ein zum Herrschen geborner, für seine Würde erzogener Monarch, uud ein Conseil von Ministern, welche sich durch Studien und Erfahrung dazu vorbereitet haben!«

»Die Männer, welche nach vielfachen Versuchen einer friedlichen Aenderung der Uebelstände, sich endlich zu der Erkenntniß gedrängt sahen, daß der rechtlosen Gewalt nur mit Gewalt zu widerstehen sei, waren die angesehensten Bürger Frankreichs!« sagte der Doctor mit seiner unerschütterlichen Ruhe, «und wenn solche Bürger, die erwählten Vertreter ihres Volkes und vorzugsweise desjenigen Theiles, auf dessen Schultern die Lasten des Staates ruhen, einstimmig erklären, so könne das Land nicht weiter fortregiert werden, so ist es mindestens — sehr gewagt von einem Haufen zusammengelaufenen Gesindels zu sprechen!«

Der Hauptmann wollte auffahren, allein die

ruhige Kälte des Doctors äußerte auch über ihn ihre Macht. Da traf zufällig sein Blick auf den jungen Offizier, der mit allen Zeichen des Beifalls die Worte des Doctors angehört hatte. »Aber was denken Sie, Herr Camerad?« fragte der Hauptmann plötzlich, sich gegen den jungen Offizier hinwendend.

»Was ich denke?« erwiderte der Gefragte. »Je nun! Gedanken sind zollfrei! und ich meines Theils möchte die Lorbeeren eines zweiten Feldzuges in die Champagne nicht theilen!«

»Was wollen Sie damit sagen, Herr Lieutenant von Heidenbruck?« fragte der Hauptmann, »erklären Sie sich deutlicher!«

»Ich schlage mich nicht für Karl den Zehnten und sein Pfaffenregiment!« wiederholte Georg, »mich dünkt die Worte sind verständlich!«

»Vollkommen!« entgegnete der Hauptmann, erhob sich und verließ mit einer kalten Verbeugung gegen Erich den Saal, ohne Georg und den Doctor weiter eines Blickes zu würdigen. Der Doctor lächelte, aber Erich bemerkte tadelnd gegen seinen Bruder:

»Du hast doch ein wahres Talent, Dir Ungelegenheiten zu machen.«

»Oder vielmehr, ich habe eine Position, in der alles Vernünftige und Wahre mir Ungelegenheiten machen muß.«

»Weil Du es unzeitig und rücksichtslos versichtst. Es war Zeit genug, Deinen Entschluß kund zu geben, wenn der Augenblick die Entscheidung verlangte, wozu ihn erklären mitten im Frieden, gerade jetzt, da Du in das neue Regiment zu treten hast?«

»Hol' der Teufel das Regiment und die Vorsicht! ich bin zum Soldaten und zum Diplomaten gleich verdorben!« rief Georg mit trotziger Verlegenheit. »Es ist, als hörte ich den Vater argumentiren!« und gegen Friedrich gewendet, fragte er diesen, als wolle er die Aufmerksamkeit ablenken von sich selbst; »Warum sind Sie so schweigsam?«

»Ich denke darüber nach, welche Folgen jene Ereignisse für uns mit sich bringen werden?«

»Für uns? gar keine!« meinte der Doctor, »hier ist ja Alles zufrieden, von seinem väterlichen

Könige wie ein unmündig Kind behütet und beglückt zu werden!«

»Sagen Sie das nicht!« entgegnete Erich, »Sie selbst wissen, daß der Wunsch nach ständischer Vertretung sehr lebhaft unter uns ist!«

»Meinen Sie damit einige Standes- und Majoratsherren,« wendete der Doctor ein, »welche es verdrießt, sich unbedingt den Rescripten der Büreaukratie untergeordnet zu sehen, so gebe ich Ihnen Recht!«

»Und sieht nicht ein großer Theil der Intelligenz dem Constitutionalismus als einer Erfüllung seiner Wünsche entgegen?« fragte Friedrich.

»Das bestreite ich!« sagte der Doctor, »denn die Mehrzahl unserer Gelehrten sieht in dem Oberhaupte des Staates den König von Gottes Gnaden; wie sollten sie also zweifeln an der Unfehlbarkeit des Gottgesandten, wie Hand anlegen an die Rechte und die Macht desselben? Woher sollte ihnen die Befugniß kommen, sich der Regierung zu widersetzen, da ihr Heiland ihnen befiehlt, unterthan zu sein der Obrigkeit, die Ge-

walt hat über sie! Und was sind die Aristokratie und die Intelligenz gegen solch zufriedenes Volk!«

»Freilich das Volk ist zufrieden!« bestätigte Erich; der Doctor aber fügte hinzu: »Das heißt, es ist zufrieden wie der Kleinstädter, welcher nie die Heimath verlassen hat und seine Stadt für die schönste, seinen Bürgermeister für einen Solon, sein Dünnbier und sein schlechtes Brod für Nektar und Ambrosia hält, weil ihm jeder vergleichende Maßstab gebricht. Unser Volk ist zufrieden aus Gedankenlosigkeit, und ehe sich nicht im Volke einsichtige Unzufriedenheit verbreitet, ehe nicht die Intelligenz frei wird von dem Glauben an himmlische und irdische Legitimität, ist Nichts für uns zu hoffen!« Er schwieg eine Weile und rauchte ruhig fort, bis er dann, als Schluß seiner Worte, den Ausruf that: »Es ist und bleibt aber doch eine Schande, sich stumpfsinnig mit dem Geringsten zu begnügen, statt mit aller Kraft nach vollem Genügen zu trachten; es ist eine Schmach, sich gängeln zu lassen, wenn man gehen könnte!«

Georg hatte ihm mit leuchtenden Augen zuge=

hört, plötzlich fragte er: »Warum gehen Sie nicht fort, da Sie Herr sind es zu thun? Was hält Sie hier, wo Nichts Ihren Ansichten entsprechen kann?«

»Der Gedanke, daß man bleiben muß, wo viel zu thun ist, wenn man in sich Kraft zur Arbeit fühlt.«

»Und was können Sie, was können wir thun?« forschte der Lieutenant.

»Wir sollen nicht glauben, sondern prüfen, denn der Glaube macht blind, der Zweifel sehend, und nicht der Glaube macht selig, sondern der Zweifel. Der allein führt zur Wahrheit, zur Erkenntniß von der Göttlichkeit des Menschen und von dem ihm eingebornen Rechte freier Selbstbestimmung ohne Hinblick auf ein höheres Wesen, denn der Mensch ist das Höchste.«

»Zu diesem Glauben werden Sie mich niemals bringen!« rief Friedrich.

»Man wird auch nicht von Anderen dazu gebracht, mein Freund! er wird Ihnen aber hoffentlich einst aus dem eigenen Geiste kommen, wenn Sie sich nicht absichtlich verblenden!«

»Er wird auch nicht kommen, denn all mein

Wissen und Erkennen wurzelt in dem Glauben an die Macht, die über uns waltet, und abfallen von diesem Glauben wäre Vernichtung für mich, ich hörte auf, ich selbst zu sein!«

»Wer weiß, ob Sie nicht ein Anderer und doch noch ein Besserer werden könnten!« sagte der Doctor mit freundlichem Ernste.

»Abfall von seinem Glauben erhebt den Menschen nicht!« entgegnete Friedrich.

»Und woran bewährt sich der Charakter des Mannes, als in dem eisernen Festhalten dessen, was er einmal als Recht erkannt!« fügte Erich hinzu.

»Eisernes Festhalten an demjenigen, was man einmal als Recht erkannt hat,« wiederholte der Doctor, indem er das Wort ‚einmal' stark betonte. »Das kann unter Verhältnissen Schwäche und Verbrechen werden, wenn man eines Besseren belehrt wird, denn wie die Blüthe abfällt, wenn die Frucht sich bildet, so muß man abfallen von seiner alten Ueberzeugung, wenn man eine neue bessere gewonnen hat!«

»Mit dieser Anschauung,« meinte Friedrich, »erheben Sie die Unbeständigkeit zur Tugend,

rechtfertigen Sie eine beständige Wandlung der Ansichten, und die Inconsequenz wird höchste Consequenz!«

»Und Talleyrand zu einem Mustermenschen,« lachte Erich.

»Wären die Wandlungen, die man ihn durchmachen sah, eine Folge seiner inneren Ueberzeugungen gewesen,« antwortete der Doctor ernsthaft, »so hätte man ihrer nur lobend zu gedenken. Indeß machen Sie sich die Sache einmal klar. Wir Alle glauben an eine Fortentwickelung der Menschheit, Sie so gut als ich. Wie ist eine solche fortschreitende Entwickelung aber möglich innerhalb unwandelbar gezogener Schranken? Wie denken Sie sich die Fortentwickelung der Menschheit, ohne daß der Einzelne in sich die Wandlungen erlebt, aus denen allein eine fortschreitende Umgestaltung der allgemeinen Ansichten hervorgehen kann? Diejenigen Menschen, die in ihren ererbten und anerzogenen Meinungen unwandelbar geblieben sind, haben die Menschheit nicht gefördert, aber Jesus, der Jude, welcher die national-religiösen Satzungen des Judenthums zerstörte, um

eine neue, die ganze Menschheit umfassende Lehre auf den Trümmern der alten zu bauen, Luther, der gläubige Catholik, der abfiel von seinem früheren Glauben und vom Papste, seinem Oberhaupte; Mirabeau, der Edelmann, der seine ererbten Ansichten als Vorurtheile von sich warf, und die Fahne seiner Standesgenossenschaft verließ, um gegen diese seine Standesgenossen und ihre volksbedrückenden Privilegien anzukämpfen, sie Alle sind abgefallen von ihrem Glauben, sie Alle haben Wandlungen erlitten, und diese Wandlungen sind um so auffallender gewesen, je bedeutender die Männer waren, an denen sie geschahen. Ja, ich behaupte, daß ein Mensch, der unwandelbar in seinen ererbten Meinungen oder in seinen einmal gefaßten Ansichten beharrt, vollkommen unfähig ist, der fortschreitenden Menschheit irgend wie zu nützen, und es giebt auch kaum einen Menschen, der sich solcher Unwandelbarkeit anzuklagen hätte. Wir Alle ändern uns! Je größer unsere Fähigkeit, um so sichtbarer unsere Wandlungen, und wenn wir uns nach zehn, nach fünfzehn Jahren einmal wieder sehen sollten, so

wird, ich hoffe das zu unserm Besten, Jeder von uns seine großen Wandlungen erlitten haben, ohne daß wir uns deshalb des Verrathes an uns selbst und an unserer Ueberzeugung anzuklagen haben werden. Wir sind, ich sagte es Ihnen schon einmal, Theile eines lebendigen, sich stets verwandelnden, sich stets erneuenden Ganzen, es ist also unsere Aufgabe, uns mit offenen Sinnen, mit sittlichem Ernste der allgemeinen Bewegung zu überlassen, damit sie uns umgestalte nach ihrer Nothwendigkeit, nicht uns abzusperren und uns ihr hindernd entgegenzustemmen, aus dem thörichten Glauben, daß es von Stärke zeuge, keine Wandlung in sich zu erfahren. Wollen Sie lebloser sein bei lebendigem Leibe, als Ihr Körper, der selbst nach Ihrem Tode noch lebenzeugende Wandlungen erleidet?«

Er hatte sich bei diesen letzten Worten erhoben. Es war Mitternacht, die anderen Gäste hatten sich allmälig entfernt, die Freunde waren allein im Saale, und da der Doctor stehen blieb, hielten die Freunde es für ein Zeichen zum Fortgehen. Der Doctor aber, sonst allem späten

Trinken und allen pathetischen Scenen abgeneigt, ließ Champagner bringen, füllte die Gläser und das seine erhebend sprach er: »Heute, wo eine neue Umwandlung in Frankreich begonnen hat, lassen Sie uns trinken auf die fortschreitenden Wandlungen in uns und in der Menschheit!«

Die Jünglinge stießen mit ihm an, alle drei mehr oder weniger hingerissen und erschüttert. Dann brach man auf Der Doctor verließ sie gleich vor der Thüre des Hauses, und als sich dann Friedrich von den beiden Brüdern trennte, sagte er: »Mir ist feierlich zu Muthe, als hätte ich das Abendmahl genossen und hätte mich einem neuen Bunde angelobt. Wie kann man ein Gottesleugner sein und alles höchsten Glaubens voll wie dieser Mann?«

»Meine Hauptfreude bei der Sache ist aber doch, daß der, welcher uns in diese Abendmahlstimmung versetzt hat, gerade ein Jude ist!« rief der Lieutenant, und Erich meinte: »Ich habe ihn noch niemals so gesehen als heute, die wandelbaren Ereignisse haben ihn wirklich ganz aus seiner unwandelbaren Ruhe gebracht.«

»Spotte nicht!« tadelte Friedrich. »Er war in heiligem Ernste!«

»Der Ernst ist auch wandelbar!« lachte der junge Baron; »ich möchte aber doch bald reisen, um mir einmal die Wandlungen in Paris mit anzusehen!«

Sechszehntes Kapitel.

Fast noch lebhafter als die jungen Männer, wurde der Baron durch die Nachricht von der Revolution und von der Entthronung Karl's des X. erschüttert, den er noch als Prinzen kennen gelernt hatte und an dessen Hof ihm später ein wohlwollender Empfang bereitet worden war, als er mit seiner Gattin einst Paris besuchte. Die Empörung eines Volkes gegen seinen angestammten Herrn war ihm ein Verbrechen, verdammenswerth wie Vatermord. Das Unglück des entthronten, auf's Neue heimathlos gewordenen Fürsten, dessen Geist und anmuthige Herablassung ihn gefesselt hatten, that seinem Herzen wehe,

und er zweifelte nicht, daß alle Herrscher sich vereinen, daß alle rüsten würden, um den Frevel zu bestrafen und dem vertriebenen Könige seine Krone, dem Recht der Legitimität seine Geltung wieder zu verschaffen.

Gespannt auf den Gang der Ereignisse, auf die nächsten Handlungen der Rebellen und des Usurpators, wie er die Franzosen und ihren neuen König nannte, begierig, sobald als möglich die Maßregeln zu erfahren, welche die alliirten Fürsten und England gegen Frankreich nehmen würden, war er in die Stadt zurückgekehrt, weil ihn das späte Eintreffen der Zeitungen auf seinem Gute ungeduldig machte.

Bei seiner Ankunft war Georg nicht anwesend und die erste Frage, welche er an Erich that, galt den Rüstungen der Großmächte.

Erich meinte, daß nach den letzten Nachrichten eine solche Rüstung nicht anzunehmen sei. »Man scheint von Oesterreich und Preußen aus,« sagte er, »nicht interveniren, die Kräfte nicht nach Außen wenden zu wollen, vielleicht aus der Besorgniß, sie im eigenen Lande zu gebrauchen.«

»Was heißt das?« fragte der Baron mit ungewöhnlich strengem Tone.

»Du mußt es ja gelesen haben, lieber Vater! welch enthusiastische Zustimmung die französischen Ereignisse hervorgerufen haben. Nicht nur in Holland, auch in Süddeutschland und am Rheine hat die öffentliche Meinung — —«

Der Baron ließ ihn nicht zu Ende sprechen. »Und Du?« fragte er, »Du selbst sprichst ja von diesem Wahnsinne mit den Modeworten ‚enthusiastische Zustimmung und öffentliche Meinung!' — Und Du bist doch alt genug, die verschiedenen Volksklassen und den Werth ihrer Meinung, dieser öffentlichen Meinung, zu beurtheilen!«

Er erwartete offenbar keine Antwort, und sagte nach einem kurzen Schweigen: »Denke Dir einmal unsere Bauern und Instleute, stelle Dir einmal das stumpfe, halbpolnische Masurenvolk des Onkels auf Steinfelde vor, oder unsere Dienerschaft und unsere Handwerker, die ich mit einem Befehle oder mit einem Thaler zu meinem Willen zwinge, und frage Dich dann einmal ehrlich: welche Bedürfnisse hat diese Masse, als Ob=

dach, Nahrung und ein Weib zu haben? Welchen Werth hat ihr Urtheil? Was begehren unsere Handwerker und Gewerbtreibende weiter als Erwerb? Was kann der Gelehrte mehr verlangen als Lehrfreiheit und persönliche Achtung? Was fehlt uns auf unseren Gütern? Welcher Theil des Volkes entbehrt in Preußen Freiheit für sein Handeln, so fern es keine fremden Rechte kränkt? Wem gebricht Schutz in unserm Vaterlande, wenn seine Rechte angetastet werden? Von Volksvertretung zu sprechen unter der Regierung unseres Königs, Mißtrauen zu zeigen gegen unser Herrscherhaus ist strafbar, geradezu strafbar — um es nicht eines Edelmannes unwürdig zu nennen!«

Er ging dabei heftig im Zimmer auf und nieder, und schlug unhörbar mit der rechten Hand auf seine linke, wie er zu thun gewohnt war, wenn er eine leidenschaftliche Bewegung niederkämpfen wollte, die zu verrathen ihm gegen seine Würde schien. Auch schwieg der Sohn respectvoll, bis der Vater wieder vor ihm stehen blieb und, ruhiger geworden, also zu sprechen begann: »Es ist möglich, daß die Alliirten, daß der König

es nicht für angemessen halten, in Frankreich zu interveniren, denn der Boden jenes unglückseligen Landes scheint der Art unterwühlt, das Volk so sehr verwildert, daß es unmöglich sein mag, jetzt irgend etwas Bleibendes in jenem Chaos zu begründen, und dann ist es Staatsklugheit, nutzlose Kraftanstrengung zu vermeiden. Aber es ist thöricht,« rief er mit neuer Aufwallung, »zu meinen, Preußen wolle seine Streitkräfte nicht nach Außen wenden, weil es sie im Inneren brauchen könnte. Es lebt Gottlob! noch ein gesunder Kern im Volke. Die Treue für den König ist etwas Angestammtes unter uns, und es ist unsere Pflicht, die Pflicht jedes rechtlichen Mannes, unser Volk davor zu hüten, daß das Gift der Revolution nicht in demselben um sich greife. Ich habe auch unserm Schulzen gleich verboten, den Bauern seine Zeitung zu verborgen, so lange das Unwesen nicht beruhigt ist, und gestern die Leute und die Dienerschaft zusammenkommen lassen, ihnen zu erklären, was in Frankreich vorgegangen ist, damit nicht falsche Darstellungen sie in's Unglück treiben! — Wie sieht's denn in der Stadt aus?«

Erich erzählte, daß die Aufregung bedeutend sei, gab Beweise dafür, suchte aber doch immer seine Ausdrücke zu mäßigen und hüthete sich eine Theilnahme an den Ereignissen zu verrathen, die den Ansichten des Vaters entgegen sein konnte. Das besänftigte diesen, so daß Erich es endlich auszusprechen wagte, wie gern er Paris in diesem Augenblicke sehen würde.

»Was erwartest Du Dir davon?« fragte der Baron.

»Ich möchte es aus eigener Anschauung kennen lernen, wie ein Volk, das die bestehenden Gesetze aufgehoben hat, sich neue Gesetze giebt und sich ihnen unterwirft!«

»Der Anblick wird nicht erfreulich, aber vielleicht lehrreich für Dich sein,« meinte der Vater, »und falls Helenens Hochzeit keinen Aufschub erleiden muß, will ich Dich nicht hindern, gleich nach derselben Deiner Neugier zu willfahren, so wenig ich Dich hindern würde, Dir die Eruption eines Vulkanes anzusehen, vorausgesetzt, daß Du Dich selbst vor Schaden wahrst!«

Erfreut, diese Zustimmung so unerwartet

leicht erhalten zu haben, wünschte Erich zu wissen, weshalb der Vater eine Verzögerung der Hochzeit für möglich halte?

»Ich erwarte, daß der Graf seine Entlassung fordert, und das könnte ihn nöthigen, vor seiner Verheirathung noch Vorkehrungen für einen Aufenthalt auf seinen Gütern zu treffen. Er, der einer der ersten und ältesten Familien des Landes angehört, kann sich doch unmöglich dazu hergeben, in dieser bürgerlichen Königsfarce mitzuspielen!« sagte der Baron, als die Thüre aufging, der Lieutenant eintrat und sich dem Vater um den Hals warf.

Dieser erwiderte die Umarmung liebreich, aber noch während der Lieutenant sich niederbog, in seiner Herzensfreude des Vaters Hand zu küssen, sagte derselbe: »Warst Du schon bei Deinem Chef?«

»Ich habe mich bei meiner Ankunft gemeldet, lieber Vater! seitdem war ich nicht dort; ich habe ja dort Nichts zu holen, da ich auf Urlaub bin.«

Des Barons Gesicht nahm plötzlich einen strengen, harten Ausdruck an. »Und diesen Ur=

laub benutzest Du auf Deine Weise!« sagte er. »Das beweist der Brief, den ich gestern bekommen habe!«

Damit reichte er ihm ein Schreiben seines Regimentscommandeurs hin, der dem Baron nahe befreundet war. Es enthielt eine genaue Mittheilung des Vorganges bei dem Restaurant, den zur Kenntniß des Commandeurs zu bringen, der Hauptmann für seine Pflicht gehalten hatte, und der Obrist fügte hinzu, daß er aus Freundschaft für den Vater die Sache zu vertuschen bereit sei, wenn der Lieutenant seine Aeußerungen zurücknehmen und sich deshalb vor ihm entschuldigen wolle.

Georg war während des Lesens bleich geworden, der Vater beobachtete ihn scharf. »Nun?« fragte er, als der Sohn geendet hatte

»Der Brief enthält die Wahrheit!« antwortete Georg mit kaltem Tone und doch mit Unfreiheit.

»Und?« fragte der Baron weiter.

Der Lieutenant schwieg, aber ein heftiges Zucken seiner Lippen verrieth seinen Kampf. Er

wollte sprechen, unterdrückte es — und es entstand eine Pause, in der Erich voll Besorgniß bald den Bruder, bald den Vater betrachtete, von denen keiner den Anfang zum Sprechen machen wollte, weil keiner das rechte Wort zu finden schien.

Endlich sagte der Baron: »Unser Wiedersehen fällt anders aus, als ich erwartet — sei es drum! Geschehenes ist nicht ungeschehen zu machen, zurückleben kann man nicht. Aber ich rechne darauf, daß Du Dich noch heute zu dem Obristen verfügst und zurücknimmst, was — ich glaube das zu Deiner Ehre — der Wein aus Dir gesprochen hat. Sei künftig mäßiger und respectire meinen Namen und den Rock des Königs, den Du zu tragen die Ehre hast!«

Damit ging er, ohne dem Sohne Zeit zu einer Antwort zu lassen, hinaus. Kaum aber hatte er sich entfernt, als Georg mit einer heftigen Bewegung empor fuhr, und im Zorne gegen sich selbst mit der geballten Rechten gegen seine Stirne schlug.

»Was hast Du?« fragte Erich.

»Was ich habe? — Und Du fragst noch?« rief Georg wie außer sich. »Fühlst Du denn nicht, wie elend ich wieder da gestanden habe einem gescholtenen Schulbuben gleich? — Schämst Du Dich denn nicht mit mir, daß ich nicht den Muth hatte, dem Vater zu sagen, wie verhaßt der Wiedereintritt in den Dienst mir gerade in diesem Augenblicke ist? — Liegt eine Ehre darin, diese Schärpe zu tragen, so verdiene ich sie nicht!«

Seine Blässe, seine starren Züge hatten etwas Furchtbares. Erich war blaß geworden wie der Bruder, und sich liebevoll beruhigend zu ihm wendend, bat er: »Stürme nicht so selbstvernichtend gegen Dich an, Georg! Es ist keine Schwäche, es ist ein natürliches Empfinden, daß Du nach Jahre langer Abwesenheit dem Vater nicht in der Stunde des Wiedersehens in seinen heiligsten Ueberzeugungen entgegentreten mochtest. Ich freute mich Deiner Selbstbeherrschung.«

Der Lieutenant lachte bitter. »Selbstbeherrschung?« spottete er; »ich habe da gestanden, das Wort des Trotzes, das Wort der Wahrheit auf den Lippen, und wenn ich es aussprechen wollte,

fielen meine Blicke auf des geliebten Mannes theures Antlitz und ich mußte schweigen. Ich kann es nicht ertragen, seine Augen zornig auf mich gerichtet zu sehen, und ich werde zum Verräther an mir selber, aus Liebe für den Vater!«

Es entstand eine Pause, Erich war erschüttert, er näherte sich dem Bruder, ihn zu umarmen, entfernte sich dann aber wieder, aus Furcht, dies Zeichen einer beklagenden Theilnahme könne ihn verletzen. Endlich sagte er: »So kann es nicht bleiben, Georg! aber den Vater dahin zu bestimmen, daß er Dich jetzt den Abschied nehmen läßt, ist ganz unmöglich!«

»Ich weiß das!«

»Würde es Dir eine Erleichterung sein, wenn Du Dich als Lehrer an die Schule commandiren ließest? Deine Zeugnisse befähigen Dich dazu und Du hättest dann nur wenig mit dem activen Dienst zu thun?«

»Guter, treuer Junge! Du bist ganz der Alte!« rief Georg plötzlich milder aus, »Du verbindest, wie in unserer Kindheit, meine Wunden in der Stille, damit ich für meine Wildheit nicht ge-

scholten werde. Hier aber hilft das Ueberpfla-
stern nicht!«

»Es schafft Dir Zeit, Georg! und Zeit gewin-
nen heißt hier Alles gewinnen! Der Ausbruch eines
Krieges ist ja ganz unwahrscheinlich, und giebt es
Krieg, nun so ist's ja dann noch Zeit genug,
Deiner Ueberzeugung nachzukommen, vorausge-
setzt, daß sie sich nicht geändert hat!«

»Du nutzest die Lehre von der Wandelbarkeit
des Menschen schnell genug für Dich und mich.
Warst Du doch gestern selbst voll Wärme für
den Freiheitskampf in Frankreich!«

»Kann ich bei Anderen nicht bewundern, was
mir selbst vielleicht nicht angemessen wäre? und
ist's ein Unrecht, wenn ich versuche, Dich zur Füg-
samkeit zu überreden, da Du im Vaterhause blei-
ben sollst? Der Zwiespalt in Dir selbst, Dein
ganzes Verhalten schmerzen den Vater!«

»Es ist nicht meine Schuld, daß ich dahin
gebracht ward, daß man mich trotzig machte, daß
man mich fürchten lehrte, wo ich liebte!« sagte
der Lieutenant.

»Die an dem Knaben verübte Unbill als Mann

noch zu empfinden, ist klein, Georg! Du mußt das von Dir werfen!« stellte der ältere Bruder ihm begütigend vor.

»Ich kann sie nie vergessen! Man hat mich feig gemacht!« rief der Lieutenant. Und wieder entstand eine Pause, aber seine Leidenschaft begann sich durch das Aussprechen zu besänftigen. Er setzte sich nieder, stützte den Kopf in die Hand, mit der er seine Augen verbarg. Und Erich glaubte zu bemerken, daß er Thränen zerdrückte, die sich hervordrängen wollten. Da legte er seine Hand auf des Bruders Schulter und sagte: »Geh zum Obrist, Georg! Der Vater ist in seinen Ueberzeugungen getroffen, und gereizt durch die neue Revolution, tritt ihm nicht entgegen, gerade jetzt nicht, wo er mehr als je geneigt ist, die Rechte seiner Autorität aufrecht zu erhalten. Wir wollen dahin trachten, Dir eine andere Lebensbahn zu finden, rechne unbedingt darauf, nur jetzt gieb nach!«

Er hielt ihm die Hand hin, der Lieutenant zögerte, schwankte, endlich schlug er ein, und ohne ein Wort zu sagen, schritt er der Thüre zu.

»Wohin gehst Du?« fragte Erich.

»Zum Obrist!« antwortete der Lieutenant und verließ das Zimmer.

Diesen Seelenzustand des Lieutenants zu erklären, mußte man den Vater kennen. Der Baron, obschon ein aufgeklärter Mann, sah, wie das bei seinen politischen Ueberzeugungen natürlich war, die Familie stets als den Staat im Staate an und hatte es für Pflicht gehalten, in sich, als in dem Oberhaupte derselben, den Seinen ein Urbild strengster Pflichterfüllung aufzustellen. Orthodox in der Politik, aber ein Zögling der Encyklopädisten in Sachen der Religion, hatte er seine Kinder in einer Gleichgültigkeit gegen dieselbe erzogen, welche der Mutter stets schmerzlich gewesen war, ohne daß sie sich erlaubt hätte, den Ansichten ihres Mannes durch die eigene, abweichende Ueberzeugung entgegen zu treten. Ohne den Hinblick auf den Willen Gottes oder auf einen Lohn und eine Strafe in einem jenseitigen Leben, hatte der Vater den Kindern seinen Willen als einzige Autorität in geistigen und leiblichen Dingen hingestellt, und von ihrer

ersten Kindheit ab ihnen einzuprägen gestrebt, daß es keine Einwendungen gegen den väterlichen Willen gäbe, daß Gehorsam, unbedingte, schweigende Unterwerfung unter den väterlichen Willen, die höchste Tugend eines Kindes sei.

Lag darin auf der einen Seite eine despotische Härte, so machten die Liebe des Barons für seine Kinder und die makellose Ehrenhaftigkeit seines ganzen Lebens, ihnen den Vater theuer und den Gehorsam gegen ihn in ihrer ersten Jugend leicht. Ein rücksichtsvoller, treuer Gatte, aufopfernd und vorsorglich für seine Kinder, ein gerechter Herr seiner Untergebenen, hülfreich mit Rath und That in weitem Kreise, gemeinsinnig und freundlich gegen den Geringsten, galt er, obschon man seinen Eigenschaften Gerechtigkeit angedeihen ließ, dennoch bei Allen, welche ihn nicht näher kannten, für schroff und stolz, weil jede seiner Handlungen den Stempel der selbstherrlichsten Willkür an sich trug. Dies Gefühl der Selbstherrlichkeit, das sich in seinem Hause geltend machte, gab sich aber auch nach allen anderen Seiten kund. Sich den bureaukratischen An=

ordnungen der Regierung zu fügen, konnte nur seine Ergebenheit gegen den König ihn vermögen, denn er sah sie meist als Eingriffe in seine Rechte, in seinen freien Willen an, und so kam es, daß er in seinem Verhältnisse als Landforstmeister ein unerbittlich strenger Beamter sein konnte, während er als Gutsbesitzer ein Gegner der Beamtenherrschaft war und sich fast beständig in kleinen Kämpfen gegen die Regierung befand.

Ein solcher Vater mußte auf die Entwicklung seiner Söhne, je nach ihren Anlagen, sehr verschieden wirken. Er hatte dem von Natur sanften und allzu fügsamen Erich eine Art von sittlicher Haltung gegeben mit der Lehre von der Achtung, die ein Edelmann sich schulde, mit dem Gedanken, daß er einst berufen sei, den Familiennamen fortzuführen und die Stütze seiner Mutter und seiner Geschwister zu werden. Aber beständig auf des Vaters Urtheil, nicht auf sein eigenes Urtheil und Gewissen hingewiesen, hatte der Sohn sich gewöhnt, überhaupt den Maßstab fremder Billigung an seine Handlungen zu legen,

und die ererbten Ansichten, das Urtheil der Welt, zu seinem schützenden Paniere zu erheben, sobald er sich von sittlichen Conflicten bedroht sah, die zu lösen, ihm die in solchen Fällen oft unerläßliche Härte und Energie gebrachen. Ohne starke Leidenschaften, wohlwollend und besonnen thätig, war er dazu gemacht, sich Freunde zu erwerben, versöhnend zu wirken und einen ebenen Lebensweg mit ruhiger Sicherheit zu gehen, während sein Bruder nach Kämpfen und nach Abenteuern schmachtete, um in ihnen einen Ableiter zu finden für eine Kraft, die der Vater, statt sie zu leiten und nutzbar zu machen, als Fehler angesehen und zu brechen getrachtet hatte. Aber die Menschennatur ist glücklicher Weise zähe genug, solchen Mißgriffen nicht zu unterliegen, wenn sie davon auch angetastet und gefährdet wird. War in dem Lieutenant die Fähigkeit selbständigen Entschlusses durch die väterliche Strenge auch gebrochen, so hatte er niemals das Bewußtsein verloren, daß ihm damit ein schweres Unrecht angethan sei, und er hatte nie härter davon gelitten, als in der Stunde dieses Wiedersehens.

Was es gerade ihn kostete, welchen Beweis von Liebe er dem Vater gab, als er sich zu seinem Obristen verfügte, das vermochte sein Bruder ihm nicht in voller Stärke nachzufühlen. Auch der Baron sah in des Sohnes That nichts als die pflichtmäßige Sühne eines unverantwortlichen Leichtsinns Das Einzige, was er Schonendes für ihn zu thun wußte, war, daß er des Vorfalls niemals mehr erwähnte. Die Sache war abgemacht, wie er es nannte, und bald ward die Theilnahme der Familie nach einer anderen Seite hin noch lebhafter in Anspruch genommen.

Siebenzehntes Kapitel.

Gegen die Erwartung des Barons hatte nämlich der Graf seine Entlassung aus dem Staatsdienste nicht gefordert, vielmehr sich der neuen Regierung zur Disposition gestellt, und von ihr die ehrendste Anerkennung seiner bisherigen Dienste mit der Zusicherung erhalten, daß man dieser Dienste nicht entrathen, sondern ihn in seinem Amte lassen wolle. Er hatte seine Handlungsweise als eine sich von selbst verstehende betrachtet, und ihrer nur in einem Briefe an seine Braut Erwähnung gethan, während der Baron in ihr eine Unehrenhaftigkeit erblickte, welche sein Vertrauen in den Charakter St. Brezan's zerstörte.

Sobald er von Helenen diese Mittheilung erhalten, war er auf das Gut zurückgekehrt, und kaum dort angelangt, hatte er der Baronin erklärt, daß er gesonnen sei, die Verlobung seiner Tochter mit dem Grafen aufzuheben. Er habe diese Verbindung gewünscht, so lange er den Grafen als einen Ehrenmann geachtet, in dessen Händen das Schicksal seines Kindes wohl geborgen sei. Ein Edelmann, der seinem Könige die Treue, ein Beamter, der seinen Amtseid breche, ein unloyaler Unterthan könne kein loyaler Gatte werden, und werde seinem Weibe untreu sein und es verrathen, wie er seinen König verrathen in der Stunde der Gefahr. Vor einem solchen Schicksal die Tochter zu bewahren, halte er für Pflicht, und die Mutter möge also Helenen mit aller nöthigen Schonung seinen Entschluß bekannt machen.

Je ruhiger der Baron die Sache nahm, um so bestürzter zeigte sich seine Gattin. Sie erschrak vor den Folgen eines solchen Schrittes. Das Aufsehen, welches er machen, die peinliche Lage, in die er Helene bringen, die kaum be-

kämpften Wünsche und Hoffnungen, welche die wiedergewonnene Freiheit in der Tochter auf's Neue anregen mußte, stellten sich dem Auge der Mutter in schneller Reihenfolge dar, und obschon sie selbst die Handlungsweise ihres künftigen Schwiegersohnes nicht billigte, machten die Freundschaft für ihn und die Sorge um Helene sie doch geneigt, hier nicht so schnell nachzugeben, als der Baron es sonst von ihr gewohnt war. Sie warnte ihn vor gewaltsamen Entschlüssen, sie bat ihn, den Grafen zu hören, ehe er ihn verdamme, und erst, als alle diese Gründe auf ihren Gatten unwirksam geblieben waren, sprach sie ihm von Helenens Neigung für den Candidaten Brand. Ohne sich auf Erörterungen einzulassen, rühmte sie der Tochter und dem jungen Manne die edelste Entsagung nach, und bemerkte aber doch dabei, daß es nothwendig sei, eine unübersteigliche Schranke zwischen den jungen Leuten zu errichten, sollte Helenens Zukunft nicht gefährdet werden.

Ohne ein Wort zu sprechen, hatte der Baron diese Erklärung hingenommen und war nachdenkend ein paar Male im Zimmer auf und abge-

gangen. Weit davon entfernt, es seiner Frau als Vorwurf anzurechnen, daß sie ihm bisher von diesem Verhältnisse nie gesprochen, wußte er ihr Dank dafür. Es lag in seinen Grundsätzen, daß Jeder innerhalb des ihm zugewiesenen Bereiches selbständig handeln müsse, und über das Herz ihrer Töchter zu wachen, war die Aufgabe der Mutter, eine Aufgabe, in welcher er gewohnt war, sie ungehindert gewähren zu lassen.

Er fragte Nichts, er begehrte keinen näheren Aufschluß über diese Neigung, es genügte ihm zu wissen, daß sie unterdrückt sei und daß seine Tochter sich ihrer Eltern werth bewiesen habe. Das Einzige, was er zu überlegen hatte, war die Art und Weise, in welcher man Helenen zu Hülfe kommen müsse, wobei er die Möglichkeit, sie mit dem Grafen zu verheirathen, jedoch ganz außer der Betrachtung ließ. Sein erster Gedanke war, Friedrich zu entfernen. Die Baronin wendete ein, daß dies unmöglich sei, da der junge Mann durch seine Studien und seinen Erwerb an seinen Aufenthaltsort gefesselt werde, aber der Baron erkannte eine solche Unmöglichkeit

nicht leicht an, wo sie den Interessen seiner Familie entgegenstand.

»Man muß nur die Mittel wollen, wenn man den Zweck will!« meinte er, »und hier liegt das Mittel ja so nahe zur Hand! Erich kann den jungen Brand als Reisegefährten mit sich nehmen!«

»Wird Brand das eingehen?« fragte die Baronin.

»Zuverlässig! man muß die Form finden, es ihm so annehmbar zu machen, daß er's nicht wohl ablehnen kann.«

»Aber glaubst Du, daß dieser Plan Erich willkommen sein werde? — Ich weiß, es liegt für ihn ein Reiz darin, sich einmal ganz losgerissen zu fühlen von allen Banden seiner Jugend!« wendete die Baronin abermals ein.

»Von Erich's Wünschen kann nicht die Rede sein, wo es sich um die Ehre und die Ruhe seiner Schwester handelt! Er mag ein ander Mal den Reiz der Ungebundenheit genießen, jetzt paßt es mir, daß ihn der junge Brand begleitet!« antwortete der Baron. — Die Baronin verstummte, denn sie kannte diesen Ausdruck ihres Mannes.

Hatte er einmal erklårt, daß ihm irgend Etwas passend scheine, so war dies ein Ausspruch, gegen welchen keine Einwendungen der Familie geduldet wurden, und er hielt sich überzeugt, daß seine Gattin sich auch diesmal schweigend seinen Anordnungen fügen und sie allmåhlich als die einzig richtigen begreifen lernen werde. Denn wie er für seine Gemahlin von Anderen die höchste Ehrerbietung forderte, so verlangte er von ihr dieselbe auch für sich. Aber stets fügsam in allen Dingen, welche sie selbst betrafen, ließ sich in der Mutter die Sorge um die Tochter nicht unterdrücken, und mit der ihr eigenen ausdauernden Geduld bestand sie darauf, daß es ein Unrecht sei, den Grafen ungehört anzuklagen und in solcher Weise eine Verbindung lösen zu wollen, von der man bisher nach reiflicher Ueberlegung das Lebensglück Helenens erwartet hatte. Sie nannte es grausam, ein Mädchen erst alle Schmerzen der Entsagung durchkämpfen zu lassen, um es dann auf's Neue verbotenen Wünschen und unerfüllbaren Hoffnungen zu überliefern. Ihre Bitten, ihre Vorstellungen brachten es endlich dahin, daß der Baron

sich entschloß, von dem Grafen eine Erklärung seiner Handlungsweise zu begehren, ehe er ihm aussprach, daß er sie für unvereinbar mit den Gesinnungen wahrer Ehre halte. Er befahl aber, daß Helenens Briefwechsel mit demselben nicht weiter fortgeführt werden solle, bis er eine ihn zufriedenstellende Antwort von ihm empfangen haben würde. Vergebens wendete die Baronin ein, daß es ein Werk der Liebe und der Vorsicht sein würde, Helenen diesen Zwiespalt zu ersparen, ihr zu verbergen, daß der Vater an der unbedingten Ehrenhaftigkeit ihres künftigen Gatten zweifle. Vergebens stellte sie vor, daß es ja Zeit genug sei, den Bund zu lösen, wenn wirklich eine Ursache dazu vorhanden wäre; der Baron blieb fest bei seiner Ansicht.

»Gerade weil wir von Helenen das Opfer ihrer Neigung begehrten,« sagte er, »müssen wir ihr darthun, daß wir bereit sind, auch unsere Wünsche aufzuopfern, falls die von uns getroffene Wahl ihr Glück bedroht. Sie muß es einsehen lernen, daß wir sie nur dem untadelhaften Manne geben, soll sie einst von sich selbst untadelhafte Pflichterfül-

lung fordern, soll sie das Zutrauen zu uns behalten, das unseren Kindern das Gehorchen leicht und lieb gemacht hat. Begreife doch, daß es in der Familie wie im Staate ist! Der unverdorbene Mensch hat ja einen Zug zum Glauben und zur Unterordnung, das lehrt uns die Geschichte.«

»Die Geschichte?« wiederholte die Baronin im Tone bescheidenen Zweifelns. »Ach die Geschichte hat uns in den letzten Tagen auch gelehrt, daß die guten alten Zeiten vorüber sind, und daß es nicht mehr ist wie einst. Die Menschen wollen ja nicht mehr gehorchen!«

»Wer hat es dahin gebracht?« rief der Baron. »So lange und so weit Menschen auf der Erde leben, erzeugten sie als die natürlichste Form ihres Zusammenlebens die Herrschaft eines Mannes über die Familie, wie über den Staat, und dies Verhältniß war und blieb überall fördersam, bis die Häupter sich des Vertrauens unwerth machten, das man in sie setzte. Das ist's ja gerade! Könnte eines unserer Kinder mir den Vorwurf machen, daß ich meine oder ihre Ehre, daß ich ihr Bestes nicht gewahrt habe, so würde

ich in demselben Augenblicke auf das Recht verzichten, das ich jetzt auf ihr Vertrauen habe. So lange ich es aber noch verdiene, so lange darf und muß ich fordern, daß sie mir gehorchen. Das weiß Helene auch, danach, sage ihr, möge sie sich richten. Ich werde die Briefe des Grafen, die in der Zwischenzeit für sie eintreffen, ihr aufbewahren und sie soll dieselben aus meiner Hand empfangen, wenn er seine Handlungsweise vor mir vertreten kann.«

In dieser letzten Wendung sah die Baronin, daß ihre Vorstellungen nicht unfruchtbar gewesen waren, daß ihr Gatte selbst zu wünschen begann, es möge das geschlossene Bündniß aufrecht erhalten werden können, und sich auf die eigenen Gründe des strengen Royalisten stützend, sagte sie freundlich: »Wenn Du für Dich, wie Du eben sagtest, nur so lange Gehorsam begehrst, als Du ihn durch Deine Pflichterfüllung fordern kannst, so entbindest Du damit die Völker von dem Eide der Treue gegen einen König, der des Volkes Wohl nicht fördert, lieber Heidenbruck! und der Graf hat — — «

»Hat einen warmen Advocaten in Dir gefunden!« fiel ihr der Baron in's Wort. »Mag einem Volk auch in besonderem Falle das Recht der Selbsthülfe nicht abzustreiten sein, so ändert das Nichts in dem Verhältnisse des Edelmannes zu seinem Könige, Nichts in dem Verhältniß des Beamteten zu seinem Herren. War Graf St. Brezan als Gesandter der freiwillige Diener seines Königes, so muß er auch mit seinem Könige die Folgen der königlichen Handlungsweise tragen, er muß stehen und fallen mit demselben, aber nicht neue Eide schwören einem neuen Herrn.«

»Und wenn er einsähe, daß sein König, daß er selbst geirrt?« fragte die Baronin.

»Wenn St. Brezan einst einsähe, daß er sich in der Wahl seiner Gattin irrte, daß Helene nicht ist, wofür er sie gehalten — was dann, Johanne?«

Die Baronin schwieg. »Wolltest Du, daß er sie verstieße? Daß er sie verantwortlich machte für den Leichtsinn, mit dem er sie gewählt? — Graf St. Brezan war Herr seines Handelns, als

er in den Staatsdienst trat, und wer einen Bund eingeht, sei es mit wem es wolle, wer sich aus freier Wahl einem Anderen oder einer Sache mit seinem Eide verbindet, der muß diesen Eid halten durch sein ganzes Leben, denn der Eid ist heilig!«

»Aber die Einsicht des Menschen kann sich ja ändern nach der Eidesleistung!« meinte die Baronin.

»Weil sie das kann, so sollte der Mensch nicht Herr werden seines Handelns in einem Alter, in dem er solchen Aenderungen seiner Ansichten noch unterworfen ist. Das ist der Sinn der Vormundschaft, und es ist Thorheit, daß die Gesetze sie für alle Menschen auf dasselbe Lebensalter ausdehnen. Der Unmündige ist unverantwortlich, ich stehe ein für jedes Thun meiner Kinder. Aber jeder Mensch, der Mann vor Allem, den das Gesetz mündig gesprochen hat, der muß sich selbst als reif erklären, indem er sich keine Aenderungen seines Sinnes mehr gestattet, indem er eisern fest hält an seinem Glauben, seiner Ehre, seinem Worte!

Und wie Graf St. Brezan dies gethan hat, darüber wollen wir seine Erklärung hören!«

Mit diesen Worten küßte er die Baronin auf die Stirne und die Unterredung hatte ein Ende. Es blieb der Mutter überlassen, Helenen die Anordnungen des Barons so behutsam als sie wollte mitzutheilen. Indeß, trotz aller Vorsicht, konnte sie die Wirkung nicht verhindern, die sie befürchtet hatte. Mochte sie auch die Heirath mit dem Grafen der Tochter beständig als unumstößlich sicher darstellen, mochte sie ihr mit der höchsten Achtung von dem künftigen Gatten sprechen, Helene hielt sich daran, daß der Vater den Namen des Grafen nicht mehr nannte, sie hielt sich an der Möglichkeit ihre Verlobung aufgehoben zu sehen, um bald wieder schönere Hoffnungen daran zu knüpfen.

Ehe in jener Zeit der Brief ihres Vaters den Grafen erreichen, ehe seine Antwort auf dem Gute anlangen konnte, mußten fast vierzehn Tage verfließen, und Wünsche und Hoffnungen, denen wir uns überlassen, erzeugen in uns nur zu schnell den Glauben an die Möglich-

keit ihrer Erfüllung. — Helene zweifelte schon nach wenig Tagen nicht mehr daran, ihre Freiheit wieder zu erlangen, und jetzt gestand sie sich, was sie sich zu verbergen gestrebt, seit sie des Grafen Braut geworden war, daß sie trotz ihres häufigen Briefwechsels mit demselben, ihm nicht näher gekommen war, als an dem Tage, da sie sich ihm verlobte. Sie hatte sich an die Idee gewöhnt, als die Gemahlin eines Gesandten künftig in Neapel zu leben, und sich in die äußeren Verhältnisse dieser Stellung selbst mit Lust hineinversetzt; aber während sich ihre Phantasie in den Reizen des Südens wiegte, des Mannes nur wenig gedacht, an dessen Seite sie das ersehnte Italien betreten sollte. — Weil sie den Grafen nie als ihren Verlobten neben sich gesehen hatte, und alle ihre Erinnerungen sich an Friedrich knüpften, erweckte jedes Liebeswort in den Briefen ihres Bräutigams, in ihr den Gedanken an den einzigen Mann, zu dem sie in ihrem Herzen mit solchen Worten der Liebe gesprochen, und ohne daß sie es bemerkte, hatte sich Friedrich's Bild in ihre Seele geschlichen, so oft sie ihrem

Bräutigam geschrieben, bis sie, sich selbst betrügend, dahin gekommen war, auch den Grafen in eine vollständige Täuschung über ihre Gefühle für ihn zu versetzen.

Jetzt, da dieser Briefwechsel aufgehört hatte, sah sie plötzlich ein, in welcher Verwirrung sich ihr Geist befunden, und kam sich wie erlöst vor, weil sie sich dieses Zwiespalts überhoben glaubte. Unumwunden sprach sie ihren Brüdern, ihrer Schwester die Freude über diese glückliche Wendung ihres Schicksals aus, und so bereit sie sich geglaubt hatte, das Opfer ihrer Wünsche zu bringen, so dankte sie jetzt Gott, daß es nicht mehr von ihr gefordert ward. Sie wagte es wieder, mit Cornelie von Friedrich zu sprechen, sie fragte nach ihm in den Briefen an die Brüder, sie dachte royalistischer und legitimer über die französische Revolution, als selbst ihr Vater, so lebhaft wünschte sie, den Grafen nicht gerechtfertigt zu finden.

Mit wahrer Sorge sahen es die Baronin und Cornelie, wie sich Helene wieder ganz und gar von dem Gedanken an die ihr bestimmte Ehe ent=

fernte, wie sie es von sich wies, wenn man sie erinnerte, daß der Hinblick auf Friedrich's Familie sie zur Entsagung bestimmt habe, und daß dies Hinderniß obwaltend und trennend zwischen ihr und dem Geliebten bleiben werde, sollte sie auch ihre Freiheit wieder finden. Sie lachte der vorsichtigen Schonung, mit der die beiden Frauen sie behandelten, und wie man um so höher schätzt, was man zu verlieren gefürchtet hat, so umfaßte sie jetzt die Ihren mit einer leidenschaftlichen Zärtlichkeit, so genoß sie die Schönheit des väterlichen Landsitzes mit neuer Freude, mit größerem Bewußtsein als je zuvor, unermüdlich ihr gegenwärtiges Glück zu preisen, weil ihr die Möglichkeit einer Hoffnung für die ferne Zukunft wiedergegeben war.

Achtzehntes Kapitel.

Es war ein milder August-Abend, als Helene das Gitter des Parkes öffnete, um in das Dorf zu gehen. Die tiefstehende Sonne vergoldete die Gipfel der Bäume und warf braunroth glänzende Lichtstreifen über das dichte Gras der Rasenplätze und auf die braunen, stark gefurchten Rinden der uralten Eichen und Fichten, deren mächtige Aeste weit hinausragten über das kleine Eisengitter, und breite Schatten warfen auf die Wiese, die sich an den Garten schloß.

Der würzige Geruch des Thymians, der Schafgarbe und des röthlich blühenden Baldrians zog durch die kühler werdende Luft. Nur

langsam schwebten die letzten Tagschmetterlinge noch von einer Blüthe zur anderen, um die Stelle zu finden, auf der sie zur Ruhe das schimmernde Flügelpaar zusammenfalten konnten, während die Nachtfalter erwachten und die Heuschrecken ihre schwirrenden Töne erklingen ließen mitten durch das Säuseln und Flüstern der Bäume.

Ueber die Wiese fort, an den abgemähten Feldern vorüber, auf denen noch hie und da eine Kornblume oder eine rothe Mohnblüthe sich unter dem Hauch des Abendwindes wiegte, schritt Helene dem Hügel zu, an dessen Fuße sich das Dorf ausbreitete.

Athem zu schöpfen stand sie auf der Höhe still und schaute zurück. Da lag das Schloß ihrer Väter, die alte Burg der deutschen Ordensritter, stolz und sonnenbeglänzt im Thale. Stattlich breiteten sich seine vier Flügel um den inneren Hof, an allen vier Seiten von niedrigen Thürmen mit flacher Bedachung flankirt. Die Bogenfenster des Remters, den alle Deutschmeister-Burgen haben, sahen prächtig und feierlich aus,

in den weiten Zwischenräumen, die sie trennten, und die geringe Anzahl der Fenster nach der Außenseite gab den Mauern das Ansehen massenhafter Stärke, dem ganzen Gebäude den Charakter gefesteter Abgeschlossenheit. Hatte das Bedürfniß seiner späteren Besitzer und Bewohner auch die innere Einrichtung der Burg gar mannigfach verändert, so waren ihr doch die breiten, prächtigen Steintreppen, die weiten Corridore mit riesigen Kaminen, die großen Hauptsäle und die tiefen erkerartigen Fensterbrüstungen geblieben, die sie von allen Schlössern der späteren Zeit auffallend unterschieden, und der Baron liebte es hervorzuheben, daß er sein Stammschloß in directer Linie aus den Tagen der Ordensmeister überkommen habe, deren geachteter, heldenmüthiger Comthur sein Ahnherr einst gewesen war.

Alle Familientraditionen knüpften sich an dies Schloß und an das Gut. Vom Kirchthurme herab schaute das Bild der Stammmutter, die goldene Spinnerin am Kreuze, hell leuchtend zu der Burg hinüber, in der sie einst gelebt, und wie in den Tagen der Kindheit blickte Helene

kindlich glaubensvoll zu diesem Wahrzeichen ihres Dorfes empor, das sich auch in dem Wappen ihrer Familie wiederfand.

Die Zeiten, in welcher die Mutter ihr und den horchenden Geschwistern die Sage von der Schönheit und Liebestreue der armen Spinnerin erzählte, zu deren Andenken ihr ritterlicher Geliebter die Kirche erbaut, als sie endlich nach langem Harren und nach schwerem Dulden sein Ehegemahl geworden war, traten ihr so lebendig vor die Seele, als hätten sie gestern noch Alle lauschend und staunend in der großen Kinderstube beisammen gesessen. Wie oft hatte sie sich die fromme Magd vorgestellt, am Wege sitzend und spinnend unter dem großen Kreuze, und die blauen Augen trocknend mit dem langen blonden Haar, um in die Ferne zu spähen nach des pilgernden Kreuzritters fest versprochener Heimkehr. Wie hatte sie sich gefreut, wenn die Mutter endlich die Ankunft des Ritters geschildert, und all die Herrlichkeit, mit der er das schöne Lieb dann eingeführt in seine feste Burg, und wie der Segen dieser treuen Gatten fort und fort geruht

auf ihren Kindern und Kindeskindern und immer Liebe und Treue gewohnt habe in diesen Mauern. — Es war Helenen die liebste Geschichte gewesen und sie hatte sich es stets ausgedacht, einmal auch so treu in der Liebe zu sein und so glücklich zu werden, wie ihre heilige Spinnerin am Kreuze.

Sie mußte lächeln und seufzte doch auf, als erwache sie aus einem Traume. Daß sie von dem Geliebten lassen wollen, daß sie sich einem anderen, ihr fast fremden Manne versprochen hatte, kam ihr ganz unglaublich oder wie in langvergangener Zeit geschehen vor. Sie dachte der Kämpfe und Leiden jener Tage, als lägen sie viele Jahre hinter ihr, so wohlthuend breitete sich der sanfte Friede der Natur auch über sie und ihr Empfinden aus. In freundlicher Klarheit zogen viele andere Erlebnisse ihrer fröhlichen Kindheit, ihrer durch keinen Schmerz getrübten Jugend an ihrem Gedächtnisse vorüber und gaben ihr Vertrauen zu ihrer Zukunft. Was konnte die gepriesene große Welt ihr bieten, das diese selig in sich befriedigte Ruhe des Herzens aufwog? was konnte Italien ihr mehr gewähren, als die

Wonne, die aus der Anbetung der gotterschaffenen Natur in ihre Brust geströmt war!

Mit einem Gefühl des Stolzes und der Freude schaute sie auf das Schloß und auf die Kirche hin. Es that ihr wohl, auf eine lange Reihe von Vorfahren sehen zu können, die alle ihre Heimath hier gehabt, alle mit ihrem Leben und Wirken hier mehr oder minder thätig gewesen waren. Es gab ihrem eigenen Dasein einen sicheren Boden, einen inneren Halt. Selbst die Sagen von den Geistern ihrer Ahnen, die in dem einen nur wenig bewohnten Flügel des Schlosses umgehen sollten und an deren fortdauerndes spukhaftes Erscheinen eigentlich kein Dorfbewohner zweifelte, machten ihr Freude, weil sie bewiesen, wie lange und wie fest die Familie hier zu Hause sein müsse. Mit tiefer Zärtlichkeit betrachtete sie die Gegend um sich her, jeden Hügel, jede Wiese, auf denen sie gespielt, jeden Baum, unter dessen Schatten sie geruht, jedes Haus, dessen Bewohner sie kannte und in denen sie oft, von der Mutter gesendet, als ein hülfreicher, trostbringender Bote erschienen und gesegnet worden war. Das

Gefühl, diesem Flecken Erde ganz so wie ihre Vorfahren anzugehören mit ihrem Sein und Wirken, das Gefühl der Heimath und die Liebe für dieselbe wurden plötzlich in ihr wach, und mit Inbrunst klammerte sie sich an diese Heimath an, als fürchte sie, ihr einst dennoch entrissen zu werden.

An einem kleinen Hause hart an der Landstraße stand sie endlich, nachdem sie den Hügel herabgestiegen war, stille. Ihre Eltern hatten es der alten Anna, der treuen Wärterin der Heidenbruck'schen Kinder eingeräumt, die immer noch an ihre Pfleglinge die alten Liebesrechte geltend machte, und sie noch immer Du und ihre Kinder nannte. Helene guckte durch das kleine, von roth blühenden Feuerbohnen und schweren Kürbisblättern umrankte Fenster. Die alte Anna saß, den Rücken gegen dasselbe gewendet, eifrig zählend und grübelnd vor einem Spiele ausgebreiteter Karten. Helene pochte leise an die Scheiben, um die gute Alte nicht durch einen plötzlichen Zuruf zu erschrecken, aber diese, in ihr Spiel versunken, blickte nicht empor, bis das Fräulein ihr

lachend in das Zimmer hineinrief: »Nimm Dich in Acht! Anna daß der Vater Dich nicht sieht, Du bist schon wieder bei Deinen Hexenkünsten!«

Die Alte wendete sich um, und bot ihrem Lieblinge das herzlichste Willkommen, während eine helle Freude über ihr gutmüthiges Gesicht flog. Sie sah gar stattlich aus. Ein großes Tuch von dunkelbrauner Seide mit einem breiten, in allen Regenbogenfarben schillernden Rande, war nach der Sitte des dortigen Landvolkes um ihren Kopf gebunden, daß kein Haar zu sehen war, und über der Stirne zu einer Riesenschleife zusammengeknüpft, deren befranzte Enden an beiden Seiten bis zu den Ohren herniederfielen. Die großen goldenen Ohrringe, die ihr der Baron bei Erich's Taufe einst gegeben hatte, glänzten, als hätten sie eben erst den Laden des Goldschmiedes verlassen, und der Rock und die Jacke aus dunklem Kattun, die schwarz seidene Schürze und das mit vielen Nadeln stramm festgesteckte Brusttuch von feiner Wolle, zeigten, daß Frau Anna die Sorgfalt für ihr Aeußeres auch noch in ihrem Alter nicht verloren hatte und daß sie es liebte, unter den

Dorfbewohnern ihren Wohlstand und ihre Vornehmheit als Kinderfrau vom Schlosse gebührend zur Schau zu tragen.

Mit froher Hast war sie Helenen entgegengegangen, hatte ihr beim Eintritt in das Zimmer den Hut abgenommen, und noch ehe jene sich niedersetzen konnte, ihr die weiße Pellerine festgesteckt, aus der die haltende Nadel herausgefallen war.

Helene dankte ihr. »So wie Du uns Alles an den Leib zu nageln pflegtest, liebe Anna,« sagte sie scherzend, »macht es jetzt freilich Niemand mehr, aber für wen legtest Du die Karten?«

»Für mich selbst, Helenchen!«

»Was wolltest Du denn wissen?«

»Ob ich es wohl noch erleben werde, wieder in das Schloß zu kommen? Denn das hat die gnädige Frau mir fest versprochen, wenn der Erich Kinder hat, so wartet sie kein Anderer als ich.«

»Da Erich es jetzt aufgegeben hat, Dich zu heirathen, wie er Dir stets versprochen, so ist er Dir wenigstens diesen kleinen Ersatz schuldig!«

meinte Helene. »Aber, was haben die Karten Dir gesagt?«

»Er wird heirathen in drei Jahren, und zwar ganz aus der Nähe, und ich werde es mit Gottes Hülfe noch erleben!« antwortete die Alte mit fester Zuversicht.

»Das hoffe ich auch, denn Du bist ja frisch und munter und kannst es abwarten, wenn es auch länger dauern sollte!« meinte das Fräulein, aber glaubst Du denn noch immer an Deine alten Karten, Anna? Sie haben Dich ja so oft im Stiche gelassen.«

»Sag das nicht, Helenchen!« bedeutete die Wärterin. »Es ist nur, wenn Leute dabei sind, die nicht daran glauben, dann schlagen die Karten fehl. Wer daran glaubt, dem treffen sie immer zu! ich habe es ja erlebt zehntausendmal, daß sie Recht behalten haben, wie neulich, wo die kleine Lene drüben vom Schmied, Deine Namensschwester, die mit Dir auf denselben Tag geboren und getauft ist, doch noch den Müller aus Bergen bekommen hat, was kein Mensch, sie selbst nicht mehr, gedacht hätte. Da lag freilich zwischen dem Herzbuben und dem Herzkönige fast die

ganze Reihe schwarz, immer Pique und Treff zusammen, aber drunter und drüber lagen die rothen Asse und die Könige auf den beiden Ecken, und dann hat's immer keine Noth damit. Sie hat mir gestern den größten Hochzeitskuchen geschenkt, er ist noch ganz frisch, Du mußt was davon schmecken!«

Da sie wußte, wie gern die Alte sie und ihre Geschwister bediente und bewirthete, verlangte Helene augenblicklich nach dem Kuchen. Anna legte eine Serviette über den Tisch, holte das Backwerk und einen Krug Milch herbei und setzte Teller, Messer und Glas mit jener Peinlichkeit zurecht, in der sich die Gewohnheit früherer pünktlicher Dienstbarkeit mit der Lust, es einem lieben Gaste angenehm zu machen, schön vereinten. Helene ließ es sich nach dem Gange in der Abendluft wohl schmecken, und sah dabei halb scherzend, halb nachdenklich auf die beiden Päckchen vergriffener Karten hin, welche Anna zusammen genommen und neben sich gelegt hatte, bis sie endlich forderte, Anna solle ihr die Karten legen.

»Dir?« fragte die Wärterin, »Du glaubst ja nicht daran!«

Helene lächelte. »Bei des Schmieds Lene ist's ja aber eingetroffen!« sagte sie.

»Bis auf's Haar! und auf Tag und Stunde!« versicherte die Alte.

»Nun! so leg mir auch die Karten, Anna! ich werde ganz ernsthaft sein, dann trifft's ja zu, wie Du meinst.«

Die Alte wußte noch nicht recht, ob sie Helenen willfahren solle oder nicht. »Was möchtest Du denn wissen?« fragte sie.

»Was ich wissen möchte? Nun, wie mir's gehen wird?«

»Das weißt Du ja! Du bist ja Braut! was soll Dir noch begegnen, Kind?«

»Kann denn eine Heirath nicht zurückgehen?« fragte das Fräulein.

»Gott bewahre! Helenchen male den Teufel nicht an die Wand! So Etwas muß man gar nicht in den Mund nehmen!« warnte die Alte ganz erschrocken, und konnte es nicht fassen, als das Fräulein lachend versicherte, vom Sprechen geschehe gar kein Unglück und wenn ihr ein solches bestimmt sei, so wolle sie es wissen. Damit

setzte sie selbst den Kuchen und das gebrauchte Geräthe auf die Commode unter dem Spiegel, nahm die Karten zur Hand und sagte: »Ich schwöre Dir's, Anna! ich will daran glauben, aber lege mir die Karten und zwar gleich, denn ich muß zum Thee zurück sein!«

Frau Anna ließ sich das nicht nochmals sagen. Froh, ihrer Neigung folgen zu können, mischte sie vorsichtig die Karten, ließ Helene viermal abheben, und nun begann die Alte, nachdem sie vorher den Tisch sorgfältig gesäubert hatte, die Blätter in wohlgeordneten Reihen neben- und übereinander auszubreiten. Ueber den Tisch gebeugt sah das junge Mädchen dem Eifer zu, mit dem Anna's faltige Hände die Karten ordneten, und mußte lächeln über den Ernst, mit dem die Alte dann ihr Werk betrachtete. Sie schien sich nicht in die Verkündigungen ihres Orakels finden zu können, denn sie tupfte mit dem Finger hin und her auf den Karten, schüttelte bedenklich den Kopf und wußte Anfangs offenbar die verschiedenen Gruppen nicht in einen ihr verständlichen Zusammenhang zu bringen, so daß ihre Zuschauerin un-

geduldig wurde und schon zwei Mal ein: »Nun Anna?« gerufen hatte, ehe diese ihre Forschungen beendete.

Endlich richtete sie den Kopf auf, stützte den Ellenbogen des linken Armes auf den Tisch, lehnte die Wange auf die Hand und mit der Rechten auf die Karten zeigend sagte sie: »Die Karten liegen sonderbar, Helenchen! Da sind erst um Coeur Zehn, um's Vaterhaus, die vier Vieren, die Kreuzwege, die zeigen in die weite Welt, und Du wirst weit herum kommen und auf große Reisen gehen!«

»Damit incommodire Dich nicht!« rief Helene, »darauf leiste ich Verzicht. Ich danke Gott, daß ich hier bleiben werde!«

»Hier bleiben? wie soll das zugehen, Kind? — Da steht ja der Coeur Bube dicht an der Coeur Zehn, nur der Vater steht dazwischen,« sagte die Alte, »aber freilich die schwarzen Siebenen liegen drüber und drunter und —«

»Was bedeutet das?«

»Das bedeutet Thränen, viele Thränen, und all' die ungleichen Zahlen sind auch nicht gut!

Es liegt schon Kummer hinter Dir — und auch noch welcher vor Dir!«

Helene wollte lachen, aber es ging ihr nicht von Herzen, das glaubens- und sorgenvolle Wesen ihrer Wärterin befing ihr den Sinn. Weil unsere Zukunft uns so undurchdringlich ist, hat jeder Blick auf dieselbe für uns etwas unheimlich Mystisches, wir möchten sie schauen und zittern vor ihrem Anblicke wie vor dem Begegnen eines Doppelgängers; und ein Doppelgänger ist sich auch der Mensch, mag er sich in der Vergangenheit betrachten oder sich sein Wesen in zukünftigen Verhältnissen vorzustellen streben. Er wird sich spukhaft auf die eine wie auf die andere Weise. Denn wie nur der Augenblick sein eigen ist, so ist der Mensch nur er selbst in diesem Augenblicke und vorher und nachher oft ein ganz Anderer. Mit einer Spannung, welche sie sich nicht erklären konnte, mit einem Ernste, der ihr selbst komisch dünkte, hörte Helene der Kartenlegerin zu. Und mit einem Tone, den die Alte nicht gläubiger begehren konnte, fragte das junge Mädchen:

»Wird der Kummer vorübergehen?«

»Ja! er wird! denn die rothen Asse, die ja auch der Lene Gutes brachten, haben ihn zwischen sich!«

»Aber wird er lange dauern?« forschte Helene, immer tiefer hineingezogen in den Wunderglauben, der sich in solchen Augenblicken auch reiferer und festerer Naturen zu bemächtigen weiß, und der aus dem Bedürfniß des Menschen entspringt, an einen Zusammenhang zwischen sich und den geheimnißvollen Kräften zu glauben, welche er wirksam sieht, wohin er seine Blicke wendet.

Die Alte antwortete nicht gleich. Sie zählte und zählte, ihr Gesicht wurde immer heiterer, plötzlich rief sie: »Das ist mir noch nie begegnet, ich habe mich verzählt. Es liegen vierzehn Karten in der Oberreihe, die letzte muß herunter, nun kommt Alles anders! Dann kommt der Coeur Bube gleich an's Vaterhaus, die schwarzen Siebenen kommen dahinter, und vor Dir, ganz nahe vor Dir liegt Nichts wie reine rothe Freude! Da sei Gott für gedankt!«

Sie schlug frohlockend die Hände zusammen und auch Helenens Gesicht hatte sich aufgehellt. »Sind nun die Reisen fort?« fragte sie lebhaft.

»Nein! Die stehen fest!«

»Und nun steht Nichts mehr zwischen mir und meinem Liebsten?« forschte sie scherzend weiter, und doch jeder erwünschten Kunde zu glauben bereit.

»Nicht das Geringste! es sollt' mich gar nicht wundern, käm' er gleich hier herein!«

»Ach! Anna! wenn er das thäte!« jauchzte Helene und nahm die alte treue Seele bei dem Kopfe, ihr Gesicht mit herzlichen Küssen bedeckend, und sie im Kreise herumdrehend, daß ihr fast das seidene Tuch vom Kopfe fiel und sie Noth hatte sich auf den Beinen, und das Tuch auf ihrem Haupte zu erhalten. Lachend und nach Athem suchend wehrte sie den Liebling von sich ab, da klang ein Posthorn durch das stille Dorf, ein Wagen rollte heran. —

— »Das ist er!« rief die Alte; sie und das Fräulein eilten scherzend an das Fenster, und kaum hatte Helene den Kopf hinausgebogen, als der

Reisende sie erblickte und sich mit lebhafter Bewegung von seinem Sitze erhob.

»Halt! Halt!« befahl er dem Postillon, so daß der Diener sich verwundert umwandte, aber noch ehe er absteigen konnte, nach dem Befehle seines Herren zu fragen, hatte dieser mit leichtem Sprunge den Wagen verlassen und im nächsten Augenblicke befand er sich schon an Helenens Seite. »Der Graf!« rief diese erbebend, hüllte ihr Gesicht in ihre Hände und sank todtenbleich in die Arme ihrer Wärterin zurück.

Das Alles war das Werk eines Augenblickes. Erschreckt trugen der Graf und Anna die Ohnmächtige auf das Canapee. Der Graf hielt neben ihr knieend, ihren Kopf in seinem Arme, er streichelte ihre kalten Hände, er rief dem Diener, ihm sein Necessair zu bringen, er rieb ihr die Schläfe, die Alte überbot sich in verständiger Sorglichkeit, aber es währte eine lange Weile, ehe der erste tief aufathmende Seufzer Helenens Lippen entfloh, ehe sie die Augen öffnete. Als sie den Grafen erblickte, brach sie in heftiges Weinen aus.

»Das wird ihr gut thun, gnädiger Herr!«

sagte Anna, die, obschon ihr die Bestürzung und die Angst des Grafen leid thaten, sich doch freute, daß Helene einen so zärtlichen Bräutigam bekommen habe. »Lassen Sie sie nur weinen. Sie hat sich gar zu sehr auf ihren Bräutigam gefreut und nun kam es so plötzlich!«

»Wer sind Sie, liebe Frau? und wie kam das Fräulein hieher?« forschte der Graf.

»Ich?« fragte die Alte wie verwundert, daß er sie nicht kenne. »Ich bin ja die Kinderfrau vom Schlosse! zu Eurer Gnaden Befehl! und die Herrschaft hat mich, Gott sei Dank! nicht vergessen. Fräulein Helenchen kommt oft in's Dorf und zu mir, gnädiger Herr! und sie war auch ganz wohl und munter, gnädiger Herr! die Kinder sind ja, Gott sei Dank! auch alle kern gesund; sie war ganz frisch und munter!«

»Aber woher diese plötzliche Ohnmacht, liebe Frau?«

»Wie ich Euer Gnaden sagte! Bloß die Freude. Sie aß hier von dem Kuchen und ließ sich Karten legen und wie ich ihr sagte, daß

Nichts mehr stehe zwischen ihr und ihrem Liebsten, da war sie ganz außer sich vor Freuden und drehte mich im Zimmer herum, daß mir der Kopf nur so wackelte, und gerade da sind der gnädige Herr angelangt und das muß sie so überkommen haben, denn allzu große Freude wirft auch den Stärksten um!«

Mit eigenthümlichem Behagen horchte der Graf dem Geplauder der Wärterin, während seine Augen unverwandt auf seiner Braut verweilten und er ihre Hände in den seinen hielt. Er wagte nicht sie an sich zu ziehen, sondern hielt sie wie ein Kind in seinem Arme, und um ihr Zeit zu gönnen sich zu erholen und zu sammeln, verließ er das Zimmer mit der Bitte, man möge ihn zurückrufen, sobald Helene sich wohl genug fühle, auf das Schloß zu fahren.

Kaum hatte er sich entfernt, da richtete sich das Mädchen langsam empor, schaute mit scheuen, unruhigen Blicken um sich her, als müsse sie sich erst zurecht finden, sich auf sich selbst besinnen, griff dann nach der Hand der alten Frau und

sie fest drückend flüsterte sie: »Deine Karten lügen, Anna! wirf sie fort!«

Das aber hieß Anna in ihrem Glauben kränken, dessen Berechtigung sich nach ihrer Ansicht gerade in diesem Augenblicke so unwiderleglich bewährt hatte Sie war überzeugt, Helene halte die Ankunft des Bräutigams für ein Traumgebild ihrer Bewußtlosigkeit, und jede Erklärung verschmähend, wo die Thatsachen für sie sprachen, öffnete sie die Thüre, um den Grafen zum Eintritt zu nöthigen.

Als dieser seine Verlobte in aller ihrer Schönheit vor sich stehen sah, da hielt er sich nicht länger. Mit der Lebhaftigkeit eines Jünglings eilte er auf sie zu und schloß sie mit dem Ausruf: »Helene! theure, liebe Helene, wie glücklich macht mich Ihre Freude!« an sein Herz, sie mit seinen Küssen bedeckend.

Wie sie in den Wagen gekommen war, was der Graf zu ihr auf dem Wege nach dem Schlosse gesprochen, was sie ihm geantwortet hatte, wußte Helene später sich selbst nicht mehr zu sagen. Der Umschwung ihrer Empfindungen war zu

plötzlich gewesen, und keiner Ueberlegung, kaum ihrer Sinne mächtig, hatte sie sich willenlos der Zärtlichkeit des Grafen überlassen, dem sie selbst mit ihrem Worte das Recht zu derselben gegeben hatte. Aber jetzt erst, erst in diesem Augenblicke fing sie an zu ahnen, was sie damit gethan, zu ahnen, was es heiße, die Liebesbeweise eines ungeliebten Mannes zu ertragen, und dieser bittere Schmerz reifte in der kindlichen Jungfrau plötzlich das Bewußtsein des Weibes, ohne ihr die Kraft des Weibes zu geben, das selbsthandelnd keine Schwierigkeiten kennt, wo es gilt, sich vor Erniedrigung und Unwahrheit zu schützen.

Verzweiflung im Herzen langte sie auf dem Schlosse an, ohne daß Jemand bemerkte, was in ihrer Seele vorging. Der Graf hielt ihr Schweigen, ihr scheues Wesen, ihre Thränen für die Folgen ihrer Ueberraschung, für eine Schüchternheit, die ihn, den Weltmann, an seiner Braut entzückte. Die Baronin war erfreut, weil St. Brezan's persönliche Ankunft ihren Wünschen begegnete, auch Cornelie hielt es für die Ruhe ihrer Schwester förderlich, daß ihrer hoffnungsvollen

Spannung ein Ziel gesetzt ward, und der herzliche Willkomm dieser beiden Frauen ließ den Grafen die Zurückhaltung des Vaters weniger empfinden.

Neunzehntes Kapitel.

Fast niemals gestalten die Verhältnisse sich in der Weise, die man erwartet hat. Mögen Verstand und Phantasie sich mit ihnen noch so lange beschäftigt, mag man alle Wahrscheinlichkeiten noch so vorsichtig berechnet haben, der Dämon des Zufalls weiß unsere Voraussicht zu Schanden zu machen und Combinationen zu erzeugen, die wir nicht erdenken konnten und die alle unsere Vorsätze und Grundsätze mit einem Stoße in die Luft schnellen.

Der Baron hatte es, wie er den Grafen kannte, für möglich gehalten, daß derselbe es vorziehen werde, sich mündlich statt schriftlich gegen

ihn zu erklären; aber er hatte erwartet, daß er in diesem, ihm nicht erwünschten Falle doch mindestens seine Ankunft melden werde, und sich vorgenommen, ihm dann entgegenzufahren, die Unterredung am dritten Orte abzumachen, und je nach ihrem Erfolge, schonend für beide Theile die weiteren Schritte zu thun. Daß St. Brezan sich gleich nach Empfang seines Briefes auf den Weg machen, daß er zwölf Stunden früher auf dem Gute eintreffen werde, als die Meldung seines Kommens, daß er Helenen im Dorfe begegnen, die Ohnmächtige in seinem Wagen als seine Braut in's Schloß geleiten werde, das war ein Zusammentreffen von Umständen, welches auch der Scharfsinnigste nicht vorauszusehen vermochte.

Die unbefangene Weise, mit welcher der Graf sich einführte, sein scherzendes: »Ich hoffe, daß Sie mich nicht auch für einen Usurpator halten, mein theurer Freund! weil ich so unerwartet gekommen bin, die Rechte zu vertheidigen, welche Ihre Freundschaft und Helenens Vertrauen mir gegeben haben!« mißfielen dem Baron. Er fand sie leichtsinnig. Aber dem Gastfreunde, der sein Haus

betreten hatte, dies auszusprechen, hielt seine Achtung vor dem Gastrecht ihn zurück, und er begnügte sich, ihm zu erwiedern: »Sie sind mir dreifach willkommen, lieber Graf! wenn es uns gelingt, uns zu verständigen!«

»Das wird mit wenig Worten leicht gethan sein!« versicherte St. Brezan. »Sobald ich von der Güte der Frau Baronin Gebrauch gemacht und mich auf meinem Zimmer von dem Staube der Reise befreit habe, stehe ich Ihnen für die Erörterung zu Dienste, die sicher kürzer sein wird, als eine Debatte in den Kammern, denn Sie werden mir bald zugeben, daß man sich dem fait accompli zu fügen habe.«

Damit entfernte er sich und ließ die Familie in einer unbehaglichen Stimmung zurück. Die Baronin, welcher jede Miene ihres Gatten verständlich war, sah deutlich was in ihm vorging, ohne daß sie es wagte, die Art des Grafen zu vertreten oder den Vorschlag zu machen, der Baron möge, wie die Verhältnisse sich jetzt einmal gestaltet hätten, die ganze Sache auf sich beruhen lassen: denn sich durch Andere in seinen Entschlüs-

sen bestimmt zu fühlen, war ihrem Gemahl so unerträglich, daß der geringste Versuch einer Einwirkung ihn um so fester auf der eigenen Ansicht beharren machte. Indeß in ihm selbst hatte ein Kampf begonnen. So sehr auch gerade in diesem Augenblicke sein Zutrauen gegen St. Brezan erschüttert war, so widerstrebte es seiner Ansicht von dem Schicklichen und Würdigen, jetzt dem Manne, der bereits vor den Augen der ganzen Dienerschaft die Rechte von Helenens Bräutigam behauptet hatte, feindlich entgegenzutreten und ihn, den Edelmann, durch die Auflösung der Verlobung in eine seinem Stande und seinen Verhältnissen gleich unangemessene Lage zu versetzen. Er verwünschte die Eilfertigkeit des Grafen, er verwünschte den Zufall, der seine Tochter in das Dorf geführt hatte, und ging noch verdrießlich nachdenkend in den Zimmern auf und nieder, als der Graf bereits zurückkehrte, und sich mit der Versicherung dem inzwischen hergerichteten Theetische näherte, daß er sich auf der ganzen Reise des Augenblickes gefreut habe, in dem er sich zum ersten Male als ein Glied der Familie

in dem Kreise der Baronin befinden würde. Die Herzlichkeit der Mutter, die Sicherheit des Grafen waren neue drückende Fesseln für den Willen des Barons, und als St. Brezan sich dann behaglich niedersetzte und heiter sagte: »Lassen Sie uns nun, mein verehrter lieber Freund! unsere große Streitfrage friedlich schlichten!« ward diese Weise, die Dinge zu behandeln, dem Baron unerträglich.

»Ehrensachen, wie diese,« sagte er mit ablehnendem Tadel, »sind zu wichtig, um in den Bereich der Frauen gebracht zu werden. Sie werden mich verbinden, Graf! wenn Sie mich später auf mein Zimmer begleiten wollen!«

Diese Zurückweisung mußte den Grafen verletzen. Er ward plötzlich ernsthaft, aber weit entfernt, den Forderungen seines Wirthes nachzugeben, rief er: »Im Gegentheil! es handelt sich hier um meine Rechtfertigung nicht nur vor Ihnen, sondern vor Helenen, Herr Baron! und Sie werden mir gestatten müssen, mich hier in ihrer Gegenwart über mein Handeln auszusprechen, da Sie aus demselben Veranlassung genommen

haben, mir Helenens Briefe zu entziehen, ja mir meine Braut versagen zu wollen!«

Damit rückte er näher zu Helene heran, nahm ihre Hand und fragte: »Nicht wahr, Helene? Sie haben nicht an mir gezweifelt, und Sie wünschen, daß ich mich in Ihrer Gegenwart über meine Handlungsweise erkläre?«

Helene, mehr noch als die Mutter und Cornelie gepeinigt durch diese Scene, sah den Vater an, als wolle sie seine Entscheidung fordern, der Graf aber wartete diese nicht ab. »Lassen Sie mich denn sagen, lieber Baron!« erklärte er, »daß ich Ihre Bedenken von Ihrem Standpunkte aus vollkommen begreiflich finde. Ich würde wie Sie urtheilen, ich würde ganz nach Ihrer Ansicht gehandelt haben, wären meine, unsere Verhältnisse nicht gerade wesentlich verschieden! Wäre für mich in Frankreich zulässig, was in Ihrem Vaterlande Ihnen eine gebotene Pflicht erscheint und sein mag!«

»Das gerade ist der Punkt, den ich bestreite!« rief der Baron, »die Pflicht der Ehre ist überall dieselbe.«

»Das ist sie nur bedingungsweise, werther Freund! Sie hier in Preußen, die Sie in einem absoluten Staate leben, übernehmen mit dem Huldigungseide, mit dem Beamteneide eine Pflicht und — verzeihen Sie mir den Ausdruck — eine Art von Knechtschaft!«

Der Baron fuhr auf und wollte eine Einwendung machen, der Graf ließ es nicht dazu kommen. »Ich sage eine Art von Knechtschaft,« wiederholte er, »weil es darauf ankommt, in solcher Streitfrage die Sätze auf die Spitze zu stellen. Der Diener eines absoluten Herrschers, dessen Wille, wie hier bei Ihnen in Preußen, das alleinige Gesetz ist, der Diener eines solchen Fürsten giebt mit dem Beamteneide sein eigenes Urtheil, seine Ansicht, und damit auch natürlich die Freiheit seines Handelns auf, denn er schwört sich zum Werkzeug des einzigen Willens, der im Staate Geltung hat. Diesen höchsten Willen zu tadeln, ihn nicht anzuerkennen, sich seinen Anordnungen zu widersetzen, ist für den Beamten Eidbruch — — und dessen habe ich mich nicht schuldig gemacht, denn solchen Eid würde ich nie geleistet haben!«

Die Züge des Barons waren immer düsterer geworden, seine Frau sah besorgt bald zu ihm, bald zu dem Grafen hinüber und erbleichte, als ihr Gemahl mit kaltem Tone fragte: »Meinen Sie mir einen Vorwurf damit zu machen, daß die Erfüllung dieses Eides mir höchste Ehrensache ist?«

»Nimmermehr!« rief der Franzose, der es fühlte, daß er zu weit gegangen war, »aber schon jetzt müssen Sie mir zugestehen, daß unsere Verhältnisse verschieden sind, daß also auch unsere Pflichten, unsere Handlungsweise verschieden sein müssen. Das absolute Königthum ist für Frankreich eine Unmöglichkeit geworden. Ob wir dies als ein Glück, als ein Unglück für das Land betrachten müssen, gilt hier gleich — die Thatsache ist da. Die Revolution hat für alle Zeit der Nation das Recht erobert, gesetzgebend und sich selbst vertretend neben dem Könige zu stehen. Frankreich ist constitutionell. Das Volk erkennt in seinem Herrscher den Schützer der Gesetze, es schwört ihm Treue als solchem, aber es giebt damit sein Recht nicht auf, über die Erhaltung der

Gesetze zu wachen, sein Recht nicht auf, den König in ihrer Ausübung zu controliren, denn es steht als selbständige Macht neben dem Throne. Der Eid in einem constitutionellen Staate ist die feierliche Unterzeichnung eines Contractes, der nur Dauer haben kann, so lange beide Theile ihn erfüllen. Karl der Zehnte hat nach meiner Ueberzeugung den Contract gebrochen, er hat die Verfassung angetastet, er — —«

»Wer ist der Richter über ihn?« fragte der Baron mit dem Tone geringschätzenden Tadels.

»Die Majorität der Volksvertreter, die öffentliche Meinung!« sagte der Graf bestimmt.

»Eine öffentliche Meinung, deren Allmacht aus Millionen käuflicher Seelen und Millionen von Nullitäten besteht, die wollen Sie, Sie Graf St. Brezan! erkennen als Richter über einen legitimen Herrn?«

»Ich erkenne die öffentliche Meinung vielleicht mit Widerstreben als meinen Herrn an, aber ich erkenne sie als letzte Instanz für einen constitutionellen Staat, und wollte ich es nicht, ich müßte es thun — denn die Gewalt der öffentlichen

Meinung steht als Thatsache in Frankreich vor uns da. Hätte die öffentliche Meinung sich gegen mich in der Verwaltung meines Amtes ausgesprochen, so hätte ich es verlassen müssen. Der König selbst würde gezwungen worden sein, mich zu entfernen, wäre er persönlich auch von meiner Unschuld überzeugt gewesen. Jetzt forderte die öffentliche Meinung seine Entfernung — und wie er sich dieser Gewalt fügen müßte, füge ich mich ihr, ganz abgesehen davon, daß überhaupt von Fügsamkeit nicht mehr die Rede sein kann vor der vollendeten Thatsache. Selbst der Arm eines Titanen hält den Gang der Weltgeschichte nicht zurück in ihrem Laufe. Folgerechte Ereignisse haben Napoleon zerschmettert, Ludwig den Achtzehnten erhoben, Karl den Zehnten gestürzt, dem Herzoge von Orleans die Königswürde in die Hände geworfen — — auf wie lange, das wird die Zeit uns lehren, das werden seine Handlungen bedingen. Jetzt verlangte das Volk, jetzt verlangte Frankreich nach dem Bürgerkönige Louis Philipp, die Majorität ist zufrieden gestellt durch ihn, und gegen diese sich aufzulehnen, das allein ist Mein=

eid in einem constitutionellen Staate. Den Dienst in solcher Krisis zu verlassen, wäre Mangel an sich selbstverläugnender Vaterlandsliebe, wäre fruchtlos und unklug gewesen gegenüber dem fait accompli!«

Er hatte mit Ernst und mit großer Wärme gesprochen, nun wendete er sich Helenen zu und sagte plötzlich mit ganz verändertem Tone: »Nicht wahr, theure Helene! Sie stimmen mir bei, und die Lehre von dem fait accompli wird Ihnen einleuchten, denn Sie giebt Ihnen unwiderstehliche Waffen gegen mich in Händen. Vor dem fait accompli werden Sie mich immer fügsam finden, in der Ehe wie im Staate, und da Sie mir fortan alle Frauen der Welt ersetzen, so wird meine schöne Helene auch ewig der Majorität mir gegenüber sicher sein!«

Er hatte, so mächtig er des Deutschen war, die ganze Unterredung französisch geführt. Das gab ihm, ob gesucht ob zufällig, einen bedeutenden Vortheil über seinen Gegner, denn die fertigen Phrasen, welche das öffentliche, politische Leben der Franzosen erzeugt hatte, boten sich ihm

willig dar, und die anmuthige Galanterie, mit der er von der Discussion sich schnell wieder zu seiner Verlobten zurückwendete, machte auf diese und auf die anderen Frauen einen angenehmen Eindruck. Zum ersten Male gefiel der Graf Helenen, zum ersten Male faßte sie Zutrauen zu ihm, weil seine biegsame Weltanschauung ihr neben der Starrheit ihres Vaters mild und versöhnlich vorkam.

Sie reichte ihm die Hand, der Graf küßte dieselbe, und während der Baron sich anschickte, mit den edeln, aber schweren Waffen seines legitimen Glaubens das Unrecht darzuthun, welches in der Anerkennung des fait accompli liege, eben weil es ein solches sei, sah er sich gezwungen, hier in seinem Privatleben, in dem ihm Nächsten, Theuersten, in seiner Familie, die Gewalt der erfüllten, bestehenden Thatsache gegen seine Ansicht gelten zu lassen. Er fühlte, er habe jetzt noch die Möglichkeit seine Tochter dem Grafen, dessen Gesinnung ihm nicht zusagte, zu verweigern, er konnte sogar auf ihren Gehorsam, auf die mehr oder weniger schnelle Fügsamkeit seiner Gattin

rechnen. Niemand konnte ihn tadeln, er achtete auch fremden Tadel nicht, wo es nach einer Ueberzeugung zu entscheiden galt — und doch folgte er dieser Ueberzeugung nicht, weil die Nachtheile, die Unbequemlichkeiten, welche solches Handeln für den Augenblick herbeigeführt haben würden, sich ihm zu deutlich aufdrängten. Der starre Vertreter unwandelbarer Grundsätze fügte sich zum ersten Male der ihm so verächtlichen Lehre von der Gewalt der erfüllten Thatsache, aber er that es mit Schmerz.

»Frankreich hat sich nicht Glück zu wünschen,« sagte er, »daß es zu solchen Doctrinen seine Zuflucht nehmen muß, sich vor der Wiederkehr der Anarchie zu wahren, und ich beklage Sie, ich beklage jeden Edelmann, der gezwungen ist, sie zu den seinigen zu machen. Ich freue mich, daß unserem Volke eine andere Straße vorgezeichnet ist, denn ich für mein Theil würde mich durch Nichts in der Welt bewegen lassen, einem constitutionellen Staate zu dienen, und mich und meine Handlungen dem bestechlich grillenhaften, millionenköpfigen Phantome zu unterwerfen, das man

die öffentliche Meinung nennt. — Die öffentliche Meinung!« wiederholte er nochmals spöttisch mit den Achseln zuckend — und gegen Helene gewendet, fügte er hinzu: »Diese öffentliche Meinung wird also künftig auch Dein Richter werden! Halte Dich aber lieber an die Zufriedenheit des Grafen, das wird Dir und ihm in allen Fällen das Ersprießlichere sein!«

Die Tochter küßte seine Hand, die beiden anderen Frauen athmeten auf, als wären sie einer Angst entledigt, und der Graf, dem es überall mehr auf die Erreichung seiner Absichten, als auf den Sieg in einem Prinzipienstreite ankam, suchte mit der geselligen Leichtigkeit, die ihm zu Gebote stand, sich und die Anderen über das Unbehagen fortzuhelfen, das die ganze Besprechung in ihnen erregt hatte. Ihm selbst aber war der Vorgang bei Helenen von dem größten Nutzen gewesen. Die Eile, mit der er gekommen war, sich ihren Besitz zu retten, schmeichelte ihr, trotz der Freude mit der sie noch vor wenig Stunden an die Wiedererlangung ihrer Freiheit gedacht, und weil sie mit dem Grafen von dem kalten Empfange ge-

litten hatte, den ihr Vater ihm bereitet, war sie, ohne daß sie es wußte, auf die Seite St. Brezan's getreten, so daß sie seinen Sieg als den ihrigen betrachtete.

Der erste Augenblick ruhiger Ueberlegung hatte es ihr klar gemacht, daß sie ihren Herzenswünschen jetzt wie früher zu entsagen habe. Die ersten Umarmungen, die ersten Küsse des Grafen hatten ihr mit dem Erschrecken über ihre Unfreiheit doch unwiderleglich das Gefühl der Abhängigkeit von ihm und seinem Willen aufgedrungen.

Das verbreitete den Ausdruck einer Weichheit, einer Hülflosigkeit über ihr Wesen, der dem Grafen sehr reizend war. So abhängig von fremdem Willen, so unberührt vom Leben hatte er sich seine Gattin stets gewünscht. Diese Strenge häuslicher Zucht bei vollendeter Bildung für die große Welt, hatte er stets als die Bürgschaft seines Glückes angesehen. Von einer Liebe in dem Sinne der Jugend, von jener Leidenschaft, wie sie die Schönheit heißen Sinnen abgewinnt, konnte bei dem Grafen nicht die Rede sein, der alle Regungen des Herzens, alle Genüsse des

Lebens, wenn auch nicht erschöpft, so doch in reichem Maaße gekostet hatte. Er verheirathete sich, weil er einer Hausfrau bedurfte, um sich eine angenehme Ruhe, seinem Hause eine liebenswürdige Wirthin zu geben. Helenens Wesen hatte ihn angezogen, ihre Schönheit erfreute ihn, er wünschte sich Glück zu ihrem künftigen Besitze, er hatte zu seinen Freunden mit selbstgefälligem Lobe von ihren Vorzügen gesprochen, und hätte sein Herz auch nicht eben schwer davon gelitten, diese Heirath scheitern zu sehen, so wäre ein solches Ereigniß gerade, für das Selbstgefühl des ältern Mannes ein schwer zu überwindender Verlust gewesen. Diese Rücksicht hatte seine eilige Reise bestimmt. Sie ließ ihn den kalten Empfang, den Tadel des Barons nicht achten, und die Eitelkeit, die so oft als Stellvertreter der Tugend die Handlungen der Menschen bestimmt, ersetzte in diesem Falle, was der Liebe des Grafen an Wärme fehlte. Sie machte Helenen an eine Leidenschaft glauben, die zu empfinden ihr Bräutigam seit langer Zeit verlernt hatte.

Die politischen Verhältnisse, welche dem Grafen die Pflicht auferlegten, so bald als möglich wieder auf seinem Posten einzutreffen, die Ueberzeugung der Baronin, daß es für den Seelenzustand ihrer Tochter eine Erleichterung sei, ihr Schicksal möglichst schnell für immer zu entscheiden, und die nicht beseitigte Verstimmung des Barons gegen seinen künftigen Schwiegersohn, veranlaßten, daß man den Beschluß faßte, die Trauung schon nach wenigen Tagen auf dem Gute vollziehen zu lassen. Erst nach derselben wollte man in die Stadt gehen, um in einem Abschiedsfeste Helenens Bekannte noch einmal zu vereinen, ehe sie das Vaterhaus verließ. Gleich nach der Hochzeit sollte dann auch Erich seine Reise antreten, und beide Brüder wurden jetzt schleunig auf das Gut hinausberufen, damit die Familie noch einmal vollzählig beisammen wäre, ehe die Lebenswege der Geschwister sich zu trennen begannen.

Die Eltern sowohl als die Kinder fühlten, daß sie an einem Wendepunkte ihres bisherigen Daseins ständen, und wie man gern noch ein=

mal zurückblickt auf eine uns liebgewordene Stätte, ehe man von ihr scheidet, so sahen Alle mit wehmüthiger und dankbarer Liebe auf die Vergangenheit zurück. Erst jetzt, da man sich trennen sollte, glaubte man vollkommen zu verstehen, was man an einander besessen hatte, erst jetzt meinte man recht zu würdigen, was man an Glück und Freude hier genossen. Man konnte es nicht müde werden, jeden Tummelplatz der kindlichen Spiele noch einmal zu besuchen, jeden Baum, jeden Strauch noch einmal zu sehen, den man gepflanzt oder unter dessen Schatten die fröhlichen Familienfeste begangen worden waren, und mitten in diesen fröhlichen Rückerinnerungen, brach dann der Schmerz über das nahe Scheiden mit erschütternder Heftigkeit sich Bahn.

So natürlich der Graf diese Zustände fand, so ermüdend wurden sie ihm bald. Ihn knüpfte Nichts an jene Vergangenheit, er konnte sich nicht mehr in die schuldlose Wollust solcher kleinen Leiden und Freuden zurückversetzen, aber er mochte sein Unbehagen daran nicht äußern, um es Helenen nicht fühlbar werden zu lassen, wie

groß die Kluft sei, welche seine Weltanschauung von der ihrigen, sein und Helenens Alter trennte. Mit richtigem Takte überließ er sie sich selbst. Er verstand die Kunst zurückzutreten, um sicherer vorschreiten zu können, er verstand sich zu fügen im Privatleben wie in der Politik, sobald es seinen Zwecken diente.

Gegen seine Voraussetzung fand sich Georg zu dem Grafen hingezogen. Er hatte erwartet, in ihm einem Manne von den strengen Grundsätzen seines Vaters zu begegnen und sich den Grafen kalt, höfisch geschmeidig und abweisend gedacht. Nun lernte er mit Ueberraschung in seinem Schwager das gerade Gegentheil dieser Eigenschaften kennen. Weit davon entfernt, den Unterschied der Jahre zwischen ihnen geltend zu machen, oder, wie der Baron es that, von jüngeren Männern ehrerbietige Unterordnung zu verlangen, stellte er seine Schwäger als gleichberechtigt neben sich. Er ritt und jagte mit ihnen, hatte Theilnahme für alle ihre jugendlichen Interessen und ward für Georg schon nach wenig Stunden ein Gegenstand der Zuneigung, weil alle Erzäh-

lungen des Grafen aus dem eigenen Leben, alle Mittheilungen aus den Kreisen, in denen er sich bewegte, das Gepräge einer Lebensanschauung trugen, nach deren Freiheit der junge Offizier bisher vergebens geschmachtet hatte. Wie viel Antheil an diesem Auftreten des Grafen sein Bestreben hatte, Helenen nicht als älterer Mann zu erscheinen, das berechnete Georg nicht, der es sich bald zum Vorwurf machte, ihn falsch beurtheilt und ihm in seinen Aeußerungen gegen Friedrich und Larssen Unrecht gethan zu haben.

Auch währte es nicht lange, bis er dieses dem Grafen selbst erklärte. Es schien ihm eine Art von Pflichterfüllung zu sein, eine Gerechtigkeit, die er ihm schuldete, eine Buße, welche er sich auferlegte. »Ich habe noch etwas gegen Sie auf dem Herzen,« sagte er, als sie eines Abends aus dem Billardzimmer in das Freie traten, »das ich Ihnen endlich aussprechen muß.«

»Kann ich Ihnen irgend dienlich sein, lieber Georg!« entgegnete der Graf, »so sagen Sie es mir. Ich weiß von Helene, daß Sie im Gan=

zen nicht vollkommen befriedigt sind durch manche Ihrer Verhältnisse, und kann ich — —«

»Nein! davon ist nicht die Rede,« fiel ihm der Lieutenant in das Wort, »und gerade in diesem Augenblicke merke ich doch zum ersten Male an Ihrem »»daß Sie im Ganzen nicht vollkommen befriedigt sind durch manche Ihrer Verhältnisse,«« daß Sie doch ein Diplomat sind. Um es denn kurz zu machen, ich hatte ein Vorurtheil, einen wahren Haß gegen Sie!«

»Das ist sonderbar, da Sie mich nicht kannten!« wendete der Graf lächelnd ein, und es lag in seinem Tone Etwas, das Georg verlegen machte, weil es urplötzlich eine Schranke zwischen ihnen errichten zu wollen schien. Er fühlte, daß er eine Unschicklichkeit begangen habe, und seine Befangenheit zu überkommen, wollte er sich mit einem noch entschiedeneren Worte befreien, ohne zu bedenken, daß wir den Knoten nur fester schlingen, den wir gewaltsam zu lösen trachten. »Die Diplomatie ist mir immer schrecklich zuwider gewesen,« rief er, »weil das ewige Unterhandeln, Ausgleichen und Vermitteln den

Charakter ruiniren. Man soll gut gut, und schlecht schlecht nennen. Daß man gerade drauf losgeht, ist das Beste am Soldatenleben. Wer das nicht thut, der bleibt kein ehrlicher Kerl, und das ist doch die Hauptsache!«

»Ehrlich sind Sie freilich, mein lieber Georg!« entgegnete ihm der Graf, indem er ihm auf die Schulter klopfte, »was Sie aber mit solcher Ehrlichkeit erreichen werden, das ist eine andere Frage!«

Der junge Offizier empfand den Tadel. »Ich sage eben, was ich denke,« meinte er, »es mag nicht weltklug sein, — aber — —«

»Es ist auch nicht die Klugheit des Soldaten!« unterbrach ihn St. Brezan, »denn wo Sie im Felde keinen Frontangriff riskiren können, da müssen auch Sie, trotz Ihrer Schwärmerei für Ehrlichkeit, den Feind umgehen und ihm in die Flanke fallen oder ihn im Rücken attakiren. Es kommt nicht immer darauf an, eine Parade von Grundsätzen zu machen, sondern zu parveniren; und nehmen Sie, so verhaßt Ihnen die Diplomatie auch sein mag, von einem Diploma-

ten die bekannte Lehre an, daß en voyage l'essentiel est d'arriver!«

Es entstand eine Pause, die der Graf absichtlich verlängerte. Er wollte dem jungen Manne seine Unschicklichkeit fühlbar werden lassen, indeß er mochte niemals eine gewonnene günstige Meinung einbüßen, und unberührt durch die jugendliche Uebereilung des Lieutenants, war er es, der die Unterhaltung wieder aufnahm.

»Es ist Schade,« sagte er, »daß Sie nicht in Frankreich leben, Ihr Streben nach Freiheit — —«

»Ja! das würde dort Genügen finden!« unterbrach ihn Georg.

»Das würde sich beschränken lernen,« bedeutete der Graf, »in einem Lande, in welchem Jedermnn Freiheit für sich selbst beansprucht. Die Freiheit, welche Sie zu wünschen scheinen, finden Sie eher in Rußland als bei uns!«

Der Lieutenant sah ihn betroffen an, der Graf merkte, daß der junge Mann ihn nicht verstanden hatte. »Eine Kanonenkugel, die grade aus ihren Weg verfolgt, kann man eher in einer öden Steppe dulden, als in den Straßen einer men=

schenvollen Stadt,« erklärte er. »Wollen Sie sich frei fühlen lernen, so bewegen Sie sich so vorsichtig in der Menge, daß Sie auf Ihrem Wege vorwärts kommen, ohne an die neben Ihnen Gehenden zu stoßen. Kraft und Rücksichtslosigkeit mögen Freiheit erkämpfen in der Barbarei, in einem civilisirten Staate machen nur Fügsamkeit und Schonung gegen Andere uns persönlich frei!«

»So werde ich also unter die Barbaren gehen oder auf Freiheit verzichten müssen!« rief der junge Offizier.

»Vielleicht werden Sie beides thun!« meinte St. Brezan sehr ruhig.

Georg war ganz ernst geworden und sah nachdenkend vor sich nieder. Da nahm der Graf seinen Arm und mit der scherzenden Anmuth, die ihm zu Gebote stand, sagte er, während sie sich dem Hause wieder näherten: »Wenn Sie sich in der Barbarei genug gethan haben werden, lieber Freund, so werden Sie denkbarer Weise einmal einen Vermittler für Ihre Rückkehr in die Civilisation gebrauchen. Denken Sie dann an

mich. Vielleicht ist Ihnen dann auch die Diplomatie nicht so verhaßt, die zwischen Gut und Böse noch ein Drittes kennt, und die zu toleriren und zu unterhandeln weiß. Wie wollte die Jugend fertig werden mit dem Leben, wenn die Gesellschaft nicht mit sich unterhandeln ließe?«

Die letzte Bemerkung, die ganze Art und Weise seines Schwagers bestachen Georg. Während er im Grunde deutlich einsah, wie fern die Ansichten des Grafen seinen eigenen Meinungen und Wünschen standen, wuchs sein Zutrauen zu demselben mehr und mehr. Immer begieriger nahm er die Bilder eines heitern, üppigen Lebensgenusses in sich auf, dessen flimmernde Farben, dessen verlockende Reize durchblicken zu lassen der Graf ab und zu, selbst in den Unterhaltungen mit den Frauen, nicht verschmähte, und die, wie buntstrahlende Arabesken auf dunklem Hintergrunde, um so mächtiger auf die jugendlichen Hörer wirkten, je weniger sie dafür Ebenbilder in ihrem bisherigen Dasein zu finden vermochten.

Ohne daß sie es merkten, hatten die Mädchen seit der Ankunft St. Brezan's von Liebes=

händeln, von Ehescheidungen, von Abenteuern aller Art in einer Weise sprechen hören, die ihnen vollkommen fremd war, und die sie auch an ihm früher nicht gekannt hatten. Sie thaten plötzlich Blicke in eine Welt, in der die Leidenschaften dem Gesetze Hohn sprachen oder es geschickt zu umgehen wußten, ohne daß das Gesetz oder die öffentliche Meinung dafür Rache nahmen; aber diese Blicke waren so kurz, so flüchtig, die erwähnten Gegenstände so geschickt verschleiert, daß kein Bild sich ihnen störend oder verletzend aufdringen konnte. Sie waren vor dem ersten Schauen befremdet zurückgewichen, hatten die Augen davon abgewendet und gelauscht, ob die Mutter, ob der Vater solche Mittheilungen, die sonst in ihrem Hause nie geduldet worden waren, nicht als Ungehörigkeiten tadelnd zurückweisen würden. Die leichte Art des Grafen, die Natürlichkeit, mit der er jene Verhältnisse als alltäglicher Erscheinungen flüchtig erwähnte, machten jedoch daß er meist lange darüber fortgeschlüpft war, ehe eine Entgegnung möglich wurde; und äußerten die Eltern sich darüber, so geschah es nur

in einer Weise, die die Thatsache anerkannte und sie mehr beklagte als verdammte. Ob dies aus Rücksicht für den Grafen, ob aus irgend einem andern Grunde so geschah, machten die erstaunten Mädchen sich nicht klar. Sie fühlten nur, es sei eine Schranke niedergerissen zwischen ihnen und der Welt. Die Eltern, die Brüder selbst, hätten vor ihnen bisher eine absichtliche Zurückhaltung beobachtet. Diese Alle kannten andere Seiten des Lebens, Alle schienen die Reize derselben zuzugeben und Niemand tadelte sie so strenge, als man bisher die geringste Abweichung von den Regeln einer als allein berechtigt aufgestellten Sitte, in ihrer Gegenwart verdammt hatte.

St. Brezan und die Zukunft, die er ihr zu bieten hatte, gewannen dadurch einen geheimnißvollen Reiz für seine Braut. Ihre unentweihte Phantasie ward aufgeregt. Es war ihr, als umfange sie der berauschende Duft fremder Wohlgerüche, als locke sie ein auftauchender Lichtglanz, das leise Heranklingen einer Musik, die uns geheimnißvoll ladend vorwärtsziehen, wenn wir in unseren Träumen die Schwelle eines mystischen Tempels

betreten haben, und wie von einem Zauber befangen, der ihr den Blick in die Vergangenheit verhüllte, sah sie ihrem Hochzeitstage entgegen.

Am Vorabende desselben, als man die letzten Geräthschaften ihres Schreibtisches, die Portraits und jene tausend Kleinigkeiten verpackte, die ihr als liebe Erinnerungen in die neue Heimath folgen sollten, fielen ihre Augen auf ein Heft Gedichte, die ihr Friedrich einst gegeben und die sie noch immer zurückbehalten hatte, um ein Andenken an ihn zu besitzen. Sie schlug es auf, es waren einfach gefühlte Lieder, wie sein stilles Knabenleben sie erzeugt hatte, aber sie erschienen ihr viel reiner, viel schöner, als je zuvor. Es war ihr, als läge die Zeit jenes friedlichen Empfindens, jenes begnügten Genusses an der Natur, jenes ahnungsvolle Hoffen auf Freundschaft und auf Liebe jahreweit hinter ihr. Ein Gefühl von Bedauern gegen sich und Friedrich, eine unbestimmte Reue und Sehnsucht nach der Vergangenheit kamen über sie. Sie konnte es nicht ertragen diese Blätter durchzulesen und doch zauderte sie, sich von ihnen zu trennen. Endlich nahm

sie ein Band, das sie viel getragen hatte, schlang es um das Heft, schrieb das Datum darauf, versiegelte es, und als sie es dann Cornelien gab, mit der Bitte, es Friedrich nach ihrer Abreise zuzustellen, stürzten ihr die Thränen aus den Augen und sie entfernte sich schnell.

Diesem Schmerze gegenüber fühlte sie die Nothwendigkeit, sich gegen den Grafen zu erklären, ihm zu sagen, wie schwer ihr das Opfer ihrer Neigung geworden sei und sich vertrauend an seine Brust zu legen, denn es war ihr, als bedürfe sie seines Beistandes gegen sich selbst. Schnell, damit der Muth ihr nicht entschwinde, eilte sie die Treppe hinab in den Salon, an dessen Fenster sie ihn kurz vorher mit dem Lesen einer Zeitung beschäftigt gesehen hatte, so daß sie hoffen durfte, ihn allein zu treffen. Ihre Rede, des Grafen Antwort, die ganze Scene schwebten ihr in fester Vorstellung vor der Seele, als sie aber die Thüre öffnete, war St. Brezan nicht mehr allein. Die Baronin saß auf dem Sopha und fragte nach einer jungen Dame, die sie in Karlsbad gemeinsam kennen gelernt und die sich seitdem verheirathet hatte.

»Die Ehe war bald nach der Hochzeit nahe daran unglücklich zu werden!« sagte der Graf.

»Wie das?« fragte die Baronin.

»O, durch eine falsche Sentimentalität von beiden Theilen. Die kleine Caroline hatte eine Herzensgeschichte gehabt, eine Liebe, wie jedes Mädchen sie mit siebzehn Jahren für einen armen Cousin oder für irgend einen andern jungen Mann ohne Aussichten hegen zu müssen scheint, damit das Herz klopfen lernt. Diese Liebe hielt sie sehr hoch, was ihrem Alter besser anstand, als der Erfahrung ihres Mannes, der jenes schuldlose Gefühl wie eine ernste Sache ansah. Sie machte Confidenzen, ihr Mann verlangte Schwüre, und die Sache ward durch Mißverstehen zu einem Drama erhoben, während sie kaum den Stoff zu einem Vaudeville darbieten konnte. Indeß es ist Alles ausgeglichen und Caroline ist zufrieden, wie mir scheint!«

Die Baronin hatte Helene flüchtig angeblickt, aber das hatte genügt, die Wangen des Mädchens mit dunkler Gluth zu überziehen. Ihr Entschluß, sich dem Bräutigam vertrauend mit-

zutheilen, war zerstört. Sie schämte sich, ohne zu wissen weshalb, und es dünkte sie leichter, das Gefühl einer Unredlichkeit in sich zu tragen, als von ihrem künftigen Gatten belächelt zu sehen, was ihr eine heilige Erinnerung war. Aber zum ersten Male beklagte sie es tief, daß der Graf nicht jünger sei, daß er nicht mehr zu empfinden, zu denken vermöge, wie sie selbst.

Endlich kam der Tag der Trauung heran. Im weißen bräutlichen Gewande, dessen Falten schwer herniederflossen, den Myrthenkranz auf den dunkeln Locken, so führte die Mutter Helene in das Zimmer des Barons. Erich befand sich bereits bei ihm. Er sollte bald nach Helenens Hochzeit seine Reise antreten, und der Vater hatte gewünscht, die beiden Kinder, welche fast zu gleicher Zeit sein Haus verlassen sollten, noch einmal in besonderer Unterredung zu sprechen, ehe sie schieden.

Die Fenster des Gemaches waren geöffnet, die letzten Strahlen der Sonne fielen hinein. Ein starker Blumengeruch drang aus dem Garten empor, in den Blättern des Weinlaubes, das

seine Ranken bis in die Fenster hineinbog, zwitscherten die Vögel. Sonst war Alles still, und die schöne Einfachheit, mit der das Zimmer ausgestattet war, gaben ihm in dieser Ruhe das Ansehen einer Kirche, während es zugleich einen würdigen Hintergrund bildete für die edle Gestalt seines Besitzers, der in schwarzer Kleidung, die Brust mit Ordenzeichen bedeckt, der Tochter entgegentrat, ihre beiden Hände erfaßte und sie schweigend eine Weile mit liebevollem Ernst betrachtete. Dann wendete er sich ab, umarmte ihre Mutter und auf die beiden Kinder zeigend sagte er: »Du hast mir treulich geholfen, sie so weit zu bringen, ich danke Dir!«

Die Baronin umarmte ihn und küßte dann seine Hand, er ließ es ruhig geschehen. »Noch sind sie unser!« sprach er, »aber nur noch diese Stunde! Noch sind wir für sie verantwortlich! Welch ein Trost liegt darin, verantwortlich zu sein für die Menschen, die man liebt! Welch ein Trost, welch eine Erhebung! und ich darf es mir und Dir in dieser Stunde sagen, wir haben die Jugend unserer Kinder zu einer glücklichen ge=

macht. Nichts Unedles hat sie berührt, kein übles Beispiel ist ihnen gegeben worden. Mit edlem Namen, mit reiner Ehre und mit reinem Herzen entlassen wir sie bei ihrem Eintritt in die Welt.«

Die Mutter weinte, Helene war vor dem Vater niedergekniet, Erich ihrem Beispiele gefolgt. Da legte er seine Hände auf ihre Häupter, und mit bebender Stimme sagte er leise: »Sei das Gedächtniß an Eure Eltern Eure Schutzwehr gegen jedes Unrecht, und wo mein Auge Euch nicht mehr erreichen, meine Hand Euch nicht mehr leiten kann, da sei Gott mit Euch!«

Die Geschwister richteten sich empor, umarmten die Eltern, umarmten einander. Es war still im Zimmer und der Friede der äußeren Natur erhöhte die Feier dieses Augenblickes.

Als die Erschütterung ausgeklungen hatte, setzte sich der Baron auf seinen Divan und nöthigte die Anderen ebenfalls Platz zu nehmen. »Ihr werdet nun Beide in wenig Tagen in eine Welt gehen,« sagte er, »in der andere Ansichten, andere Begriffe, ja eine andere Ehre herrschen, als die, nach deren Grundsätzen ich Euch erzog.

Der Ehrenbegriff der sogenannten großen Welt ist locker und dehnbar. Laßt ihn nie den Euren werden. Wortbruch, Treulosigkeit, Gesinnungslosigkeit, Leichtsinn, Coketterie, ja jeder Verrath lassen sich verbergen unter dem Deckmantel jener Gesellschaftsehre, jener Cavalierehre, die sich zur wahren Ehre eines Edelmannes verhält, wie der Paradedegen eines Hofmannes zu der festen Waffe, die unser Freund ist in der Stunde der Gefahr, wie fremdes Lob zu unserm eigenen Bewußtsein. Was Ihr nicht vertreten könntet hier vor mir zu jeder Stunde, das ist sündhaft und ehrlos, und wenn alle Welt das Gleiche thäte, und wenn alle Welt Euch darum lobte. Ich, der ich Euch erzog, der Euer Gewissen bildete, ich bin und bleibe Euer Richter, denn mir schuldet Ihr den Namen, den Ihr als Eure edelste Mitgift hinaus nehmt in das Leben, mir seid Ihr dafür verantwortlich. Erhaltet ihn rein, er ist der meine! Gebt mir die Hand darauf!«

Helene that es schweigend. Erich aber stand auf und seine Rechte in die des Vaters legend, sagte er: »Ich schwöre Dir, den Namen rein

zu erhalten, der mein Stolz ist und den ich Dir als mein höchstes Gut verdanke! Ich schwöre Dir's!«

»So werden Deine Kinder einst Dich segnen, wie Dein Dank mich segnet!« entgegnete der Baron mit hoch erhobenem Haupte, umarmte seine Kinder nochmals, und hatte sie freigesprochen zur Wanderschaft in das Leben.

Zwanzigstes Kapitel.

Während in solcher Weise das Schicksal seiner Geliebten und seines Freundes einen Wendepunkt erreichte, hatte Friedrich eifrig darnach gestrebt, ein neues Ziel für sich zu gewinnen, und der Umgang mit dem Doctor schien ihm dafür förderlich zu werden. Er hatte eines Tages mit Friedrich plötzlich ohne alle Vorbereitung über dessen gescheiterte Liebeshoffnungen gesprochen, um ihm auf seine Weise zu Hülfe zu kommen.

»Die meisten Menschen,« hatte er ihm gesagt, »sind wie Kinder, sie wollen vergessen, was ihnen unangenehm ist, und sie bedenken dabei nicht, daß sie keine Errinerung verlieren können, ohne

an ihrem eigenen Werthe einzubüßen, denn was ist der Mensch anders, als das Resultat seiner Erfahrungen? Seine Leiden und seine Freuden sind ein Theil seines Wesens. Wer vergessen, wer die Erinnerung an seine Schmerzen von sich werfen will, ist ein thörichter Verschwender!«

»Aber das Leben hat der Schmerzen viel. Die Last muß schwer werden, wenn man sie beständig mit sich trägt!« wendete der Jüngling ein.

»Wer fordet das, mein Freund? Trägt denn der Reiche sein Vermögen beständig in der Tasche? Wie der Erwerbende seine Capitalien zurücklegt und sie aufzeichnet in sicherem Register, während er von ihren Zinsen lebt, so sollen wir unsere Erfahrung festhalten und zurücklegen, ihre Lehren uns nutzbar machen, und durch sie zu neuen Erfahrungen zu gelangen suchen. Ein persönlicher Wunsch ist Ihnen fehlgeschlagen, Sie hegen augenblicklich keinen anderen, aber es giebt viel Wünschenswerthes in der Welt, viel Erstrebenswerthes und Nothwendiges für die Allgemeinheit. Haben Sie Nichts zu erringen für sich selbst, so helfen Sie den Anderen und machen

Sie allgemeine Zwecke zu den Ihrigen! Arbeit nimmt Ihnen Ihre Erinnerungen nicht, aber sie legt sie zurück und macht sie fruchtbar. — Arbeiten Sie!«

Er setzte ihm dann auseinander, wie seine bisherigen Studien ihn im Ganzen dem Leben und der Gegenwart entfremdet hätten, wie alle gelehrten Untersuchungen nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zwecke wären, und wie die Kenntniß der Vergangenheit an sich vollkommen werthlos bleibe, wenn sie nicht für die Gegenwart und Zukunft nutzbar gemacht werde. Er stellte die politischen Ereignisse in Frankreich den Revolutionen der Vorzeit gegenüber, und wußte in Friedrich die Neigung zu historischen und philologischen Studien zu erwecken, während er seine Theilnahme zugleich auf die staatlichen Entwicklungen der Gegenwart lenkte.

Indeß so sehr diese Forschungen und Ereignisse ihn auch zu fesseln begannen, so blieb der Gedanke an Helene doch übermächtig in ihm. Mochte er sich noch so tief versenken in das Studium alter Geschichte und ihrer Jahreszah-

len, immer wieder stand das Datum ihres Hochzeitstages vor seiner Seele, immer wieder zählte er die Tage und Stunden, die bis dahin zu vergehen hatten, in verwirrender Angst.

Endlich war es geschehen, Helene war verheirathet, war das Weib eines Andern geworden. Er vermochte den Gedanken nicht zu fassen und mußte doch bis zur fieberhaften Erregung seiner Sinne bei ihm verweilen. Je mehr er die marternden Bilder und Vorstellungen zu verscheuchen strebte, um so deutlicher drängten sie sich ihm auf. Ein kalter Schauer überlief ihn, wenn er sich die Möglichkeit dachte, ihr zu begegnen. Es war ihm, als müsse ihre Schönheit erblichen, als könne sie nicht mehr dieselbe sein, nicht mehr die Helene, welche er geliebt hatte, und es däuchte ihn höchste Wohlthat, sie nicht wieder zu sehen.

Erich hatte ihn gleich besucht, aber weder der Hochzeit noch Helenens war zwischen ihnen Erwähnung geschehen. Er hatte nur den Tag seiner Abreise genannt. Von Larssen indessen hatte Friedrich erfahren, daß Graf St. Brezan vor ihm aufbrechen, daß an dem Abende vor dem Fortgehen

der Neuvermählten ein großer Ball im Hause ihrer Eltern stattfinden werde.

Als der Abend herankam, litt es Friedrich nicht bei seinen Büchern, nicht in seinem Zimmer. Er konnte nicht allein bleiben. In seiner Qual ging er zu Larssen, er war schon zum Balle gefahren. Er suchte den Doctor auf und fand ihn beschäftigt, sich für denselben Ball anzukleiden. Alle sollten Helene wieder sehen, ihm allein, ihm, der jetzt plötzlich nach ihrem Anblick schmachtete, der immer leidenschaftlicher nach ihr verlangte, je näher die Stunde rückte, in der sie ihm für immer entzogen werden sollte, ihm allein war ihr Anblick versagt. Eine aufreibende Unruhe, eine herzbeklemmende Angst kamen über ihn. Er wußte nicht, was er thun sollte und wollte doch irgend Etwas thun, um dieser Angst, um seinen Gedanken und Schmerzen zu entfliehen. Zerstreut und verwirrt langte er bei seinen Eltern an, ohne daß er eigentlich vorgehabt hatte, sie zu besuchen. Sein Vater hatte vor einigen Tagen einen Rückfall erlitten und lag schwer darnieder. Aber selbst die stillen Leiden des Kranken, die Klagen der

Mutter machten keinen Eindruck auf ihn, und mit der Todesmattigkeit des gehetzten Hirsches brach er zusammen vor dem unentfliehbaren Feinde, vor jenem übermächtigen Schmerz, den nur tiefe, starke Naturen in sich zu erzeugen vermögen.

Er konnte seinen Zustand nicht verbergen und ging nach seiner Wohnung. Es war neun Uhr. Als die Wirthin ihm das Licht auf sein Zimmer brachte, gab sie ihm einen Brief, der für ihn vor zwei Stunden angekommen war. Er erkannte Helenens Handschrift. Mit bebender Hast riß er das Couvert auf. Der Brief lautete:

»Und gälte es meiner Seele Seligkeit, ich muß es sagen, Einem muß ich es sagen, wie elend ich bin, und der Eine bist Du!«

»Ich wußte nicht was ich that, ich kannte mich selbst, ich kannte das Elend nicht, als ich versprach, Dich zu vergessen, als ich versprach, das Weib eines Mannes zu werden, der mir fremd ist, fremd bis tief in das innerste Herz!«

»Weißt Du was das heißt, das Weib eines Mannes werden, den man nicht liebt? — Kein Mann, auch Du nicht, kannst dies Entsetzen ver-

stehen. Diese Qualen, diese Selbstverachtung, diese Vernichtung alles Heiligsten im Weibe!«

»Dein Ideal wollte ich bleiben, es sollte mich trösten, Dir als reines Bild der Liebe, der Entsagung vorzuschweben — und ich bin mir selbst verächtlich geworden!«

»Vergieb mir! vergieb mir! ich wußte nicht, was ich that!« —

»Ich sollte die Ehre unseres Namens aufrecht erhalten, ich habe gelobt, die wahre Ehre heilig zu bewahren, meinem Vater habe ich es gelobt, der die Ehre der Weltmenschen verachtet. — Und ich habe, der Weltehre zu genügen, mich und meine Frauenehre mit nie zu verlöschender Schmach bedeckt! — Dahin hat mich der Wille meiner Eltern, dahin hat meine Schwäche mich gebracht!« —

»Mir fehlte der Muth, Dein mühevolles Leben zu theilen, ich verschmähte die reine Ruhe an Deinem Herzen aus elender Feigheit. Jetzt habe ich Reue, ewige Reue eingetauscht um Glanz und Pracht. Dich und mich, Dein Leben und das meine, habe ich zerstört. Ich verachte mich selbst

und Du wirst mich verachten, verachten was Du einst geliebt hast!«

»Es ist geschehen! es ist Alles zu Ende —«

Der Brief brach plötzlich ab. Friedrich sank mit einem Schrei der Verzweiflung auf sein Lager nieder. Aber schon im nächsten Augenblicke raffte er sich auf und stürzte auf die Straße, dem Heidenbruck'schen Hause zu.

Als er es erreichte, schallte ihm Musik entgegen aus den hellerleuchteten Fenstern. Es waren die Töne eines Walzers, nach denen er oftmals mit Helene getanzt hatte. Wie brennende Dolchstiche bohrten sie sich in sein Gehirn. An den Vorhängen schwebten die Schatten der Tanzenden vorüber, Helene mochte unter ihnen sein. Vor der Thüre hielten die Equipagen der Gäste. Er stand stille und sah sie in stumpfem Hinbrüten an, so daß er vor sich selbst erschrak und den Platz verließ.

Und doch zog es ihn in ihre Nähe. Er wollte das Haus betreten, in dem sie jetzt zum letzten Male weilte. Er wollte sie sehen um jeden Preis.

Das Haus lag mit seiner Rückseite in einem Garten, der sich bis zu dem großen Teiche hinabzog, welcher die Stadt durchschneidet und rings von Privat= und öffentlichen Gärten umschlossen ist. Nach einem der Letzteren wendete er seine Schritte, eilte an das Ufer hinab, nahm ein Boot und ruderte über das Wasser.

Der Himmel war dunkel, die Nacht warm, die Sterne schimmerten aus dem Teiche wieder, das Wasser fiel kühltropfend von den schlanken Rudern herab. Die tiefe Stille, die Einsamkeit, das Dunkel wirkten beruhigend auf ihn ein. Es war ihm, als sei der letzte Kampf vorüber und die selige Ermattung des Todesschlafs ihm nahe. So oft das herabsinkende Ruder die dunkle Fluth zertheilte, so oft zog es ihn, sich in ihre tiefe Stille zu versenken, aber er hatte noch einen Wunsch, einen Zweck — er mußte Helene sehen.

Lautlos legte er das Boot an der Treppe an, die zu dem Garten ihres Hauses führte. Das kleine Gitter, das sie schloß, war leicht überstiegen. Er schritt die dunkle Allee empor, an deren Ende der Lichtglanz der Festerleuchtung

schimmerte. Jetzt war er am Ziele — und doch wie fern von ihr.

Was hatte er denn gewollt? Sollte er sie rufen lassen? Plötzlich hineintreten? — Er lachte über sich selbst mit bitterm Spotte, er schalt sich thöricht, sinnlos, und vermochte doch nicht von der Stätte zu weichen. Bald stand er still und sah nach den Fenstern hinauf, bald setzte er sich nieder, um so ängstlich auf das Fallen eines Blattes zu horchen, als erwarte er die Ersehnte. — Aber das Blatt lag am Boden, die Luft säuselte leise durch die Zweige und Alles blieb still, und er war einsam wie zuvor.

Endlich erhob er sich und ging dem Hause zu. Als er aus der großen Hauptallee in eine der vier Lauben bog, die im altfranzösischen Geschmacke aus glattgeschornen Hainbuchen gebildet waren, glaubte er Schritte zu hören. Er wich zurück in den Schatten. Die Schritte näherten sich. Ein Lichtstrahl aus dem Hause fiel auf ein helles Gewand, eine leichte Figur trat in den Eingang der Laube.

»Helene!« rief Friedrich mit unterdrückter Stimme, und beide Arme wie zum Dank-

gebet im Gefühle der Rettung erhebend, stürzte sie ihm entgegen und warf sich an seine Brust. Wie sie hieher gekommen, wie sie sich gefunden, sie wußten, sie fragten es sich nicht. Jener dunkle Trieb hatte sie geleitet, der in entscheidenden Augenblicken oft so mächtig in uns wirkt.

Er preßte sie an sich, sie hing sich an ihn, als wollte sie ihn nimmer lassen. Das war nicht mehr die zagende Jungfrau. Es war ein Weib in seiner vollen Leidenschaft, in einer Leidenschaft, die der Jüngling nicht gekannt hatte, und vor der er erbebte.

»Und Du verachtest mich nicht?« fragte sie ihn.

Nur seine Küsse antworteten ihr.

»Kannst Du mich noch lieben?« fragte sie wieder.

»Ich bete Dich an!«

»So laß uns scheiden!« rief sie, und wollte sich seinem Arme entwinden, aber Friedrich hielt sie fest.

»Ich muß fort!« flehte sie, und schmiegte sich doch an ihn, »laß mich, Friedrich! ich muß fort!«

Aber er zog sie nur angstvoller an sein Herz.

Da hörten sie ein Geräusch dicht neben sich. Sie fuhren erschreckend empor.

»So sei Gott uns gnädig!« rief Friedrich und drückte einen letzten Kuß auf ihre Lippen. Sie riß sich von ihm los — der Doctor stand vor ihnen. Er hatte Helene in den Garten gehen sehen, und Sorge um sie hatte ihn getrieben ihr zu folgen, als man ihre Entfernung bemerkte.

»Kommen Sie, Helene!« sagte er mit mildem Tone, »der Graf vermißt Sie!«

Er nahm ihren Arm, drückte Friedrich die Hand, und führte die Gräfin in das Haus zurück.

Zwölf Stunden später fuhr ein eleganter Reisewagen dem Thore zu, das gegen Süden führte. Eine bleiche junge Frau lehnte thränenmüde in den Kissen an der Seite eines Mannes. Auf der Chaussee sahen sie einen Jüngling einsam seiner Straße gehen. Als der Wagen sich ihm näherte, wendete er den Kopf, seine Blicke hingen an der Gräfin, ihre kaum versiegten Thränen strömten wieder hervor, und sie verhüllte das Gesicht. Der Wagen flog an ihm vorüber.

»Kanntest Du den Menschen?« fragte der Graf gleichmüthig.

Die Gräfin antwortete nicht und er forschte nicht weiter. Er ließ sie ruhig weinen, denn er hatte es oft erfahren, wie leicht die Jugend es überwindet, von der Heimath zu scheiden.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wenn das wilde Feuer ausgetobt hat, wenn die prasselnden Flammen erloschen sind, deren Gluthen in sturmgefachter Eile die Habe eines Menschen verschlangen, wenn Angst und Hoffnung, wenn die Möglichkeit der Hülfe und die durch sie wach erhaltene Anspannung der Seelenkräfte vorüber sind, dann ist die Stille, welche dem Werke der Zerstörung folgt, noch grauenvoller, noch herzzerreißender als selbst der Vernichtungskampf. Alles, was der Mensch besessen hat, ist dahin. Was er geliebt, was er geschaffen und gepflegt, die Stätte seiner Ruh, seiner Arbeit sind nicht mehr. Kalte, graue Asche, zerbröckelnde

Trümmer liegen vor ihm, und er kommt sich spukhaft vor, weil er dasjenige überdauerte, was er sich gewöhnt hatte, als zu sich gehörend zu denken, als sein Eigenstes zu empfinden. Noch vor wenig Stunden wäre er sich beklagenswerth erschienen, hätte man ihm die Hälfte seines Besitzes geraubt — und wie reich würde er sich dünken, fände er jetzt unter den Trümmern nur das Geringste wieder! Wie ängstlich sucht er, irgend ein Etwas zu entdecken, das er hinüber tragen könnte in die neue, ach, so leere, arme Zukunft.!

Friedrich fühlte sich wie vor solcher Stätte der Zerstörung. Die Geliebte war ihm entrissen, entrissen in der furchtbarsten Weise, von Selbstverachtung bedroht, hinausgeschleudert in eine ihm fremde Welt, die ihm jetzt feindlicher und verderbensvoller dünkte, als je zuvor. Erich hatte die Stadt verlassen, und sich selbst glaubte Friedrich verloren zu haben.

Er kannte sich nicht wieder. Ein wildes, verzehrendes Verlangen brannte in seinen Sinnen. Er begehrte nach Helenens Besitz, nach dem Weibe eines Andern, und sie selbst, die er wie eine Heilige geliebt in reiner

Anbetung, hatte diese Gluth in seine Sinne, den verbrecherischen Wunsch in seine Seele geschleudert. Wie hätte er es ihr gedankt, wäre sie ihm unnahbar geblieben, das leuchtende Ideal seines Lebens! Und doch liebte er sie mehr als jemals, denn sie war ihm menschlich näher getreten, sie war ihm unauflöslich verbunden durch das Verbrechen geistigen Ehebruchs, dessen Schwere der gewissensstrenge Jüngling doppelt tief empfand. Brütend über seinem Schmerz, über einer Schuld, die er sich nicht weg zu läugnen wußte und deren Unfreiwilligkeit anzuerkennen er sich sträubte, zog er sich in sich selbst zurück, um aus den Trümmern seiner Vergangenheit sich eine rettende Stütze zu suchen.

Er vermied es, den Doctor zu sehen, oder Larssen und Georg zu begegnen. Er scheute den Erstern, und fürchtete Helenens Namen von den Anderen zu hören. In solchen Krisen, in denen der Mensch irre wird an sich und seinem eigenen Werthe, treten die natürlichen Verhältnisse und Gefühle als unsere Erretter auf. Das Bewußtsein, daß sein Leben seinen Eltern theuer, daß

er ihnen nothwendig, und ihre Liebe auch dem Verirrten unverloren sei, hielt ihn aufrecht. Der Gedanke, Pflichten gegen sie zu haben, gab ihm Muth und Fassung. Sich zur Pflichterfüllung erziehen, heißt sich das Anker bereiten, das uns im Sturm der Leidenschaften vor dem Untergehen bewahrt.

Als wichen die Dämonen von ihm, so erleichtert fühlte der Sohn sich in der Nähe seiner Eltern. Die Trennung, welche die Verschiedenheit ihrer Bildung zwischen ihnen aufgethan hatte, ward jetzt durch das gegenseitige Bedürfniß, Liebe zu empfangen und zu gewähren, ausgefüllt: und die immer bedenklicher werdende Krankheit des Vaters erklärte den Eltern die fast unausgesetzte Anwesenheit des Sohnes an dem Schmerzenslager des Greises.

Obschon der Doctor nicht ohne Hoffnung für seine Herstellung war, glaubte der Meister selbst seinen Tod nahe und sah ihm ruhig entgegen. Seit er es aufgegeben hatte, an die Rückkehr zur Arbeit zu denken, war es, als ob er sich zum ersten Male Ruhe gönnte, als ob er diese ge-

zwungene Ruhe genieße. Es war ein Behagen über seine Züge ausgebreitet, wie es der Arbeiter in der wohlverdienten Rast des Feierabends empfindet, und mit Freude sah er den Sohn oder den Doctor an seinem Bette verweilen, sich in langen Unterhaltungen mit ihnen zu ergehen.

In des Vaters Krankenstube hatte der Doctor Friedrich zum ersten Male nach dem Abschiede von der Gräfin wiedergesehen, und war betroffen worden durch das veränderte Aeußere des jungen Mannes. Seine Stirne war bleicher geworden, ein schwermüthiger Ernst hatte sich um Mund und Augen gelagert, wenige Tage ihn um Jahre reifer und älter werden lassen.

Als der Doctor sich entfernte, nöthigte er Friedrich ihn zu begleiten, und fragte ihn, weshalb er ihn so lange vermieden habe?

»Sie wissen es!« antwortete ihm derselbe. »Anderen unsere Gesellschaft aufzudringen, wenn wir uns selbst zur Last sind, ist so demüthigend!«

»Im Gegentheile, lieber Freund! Es liegt ein großer Egoismus darin, seine Schmerzen allein tragen zu wollen aus falschem Hochmuth.

Wer die rechte Liebe zu den Menschen, das rechte Vertrauen zur Gutartigkeit ihrer Natur hat, dem widerstrebt es nicht, sich mitzutheilen und Mitgefühl zu fordern,« sagte der Doctor. »Zu dem Spruche ihres Heilandes: Was Du nicht willst, das Dir die Anderen thun, das thue ihnen auch nicht, gehörte von Rechts wegen der Nachsatz: und was Du Dich fähig hältst den Anderen zu leisten, das fordere von ihnen und nimm von ihnen ohne Rückhalt und Bedenken an!«

»Ich würde das auch thun — aber Sie können mir nicht helfen!«

»Es käme darauf an!« meinte der Doctor.

»Ich bin mit mir zerfallen!« sagte Friedrich gepreßt. »Der Boden, auf dem ich stand, hat unter mir gewankt. Die Elemente meines bisherigen Lebens und Glaubens beginnen aufgelöst und haltlos um mich herum zu wirbeln. Was ich als Verbrechen tadeln müßte, fühle ich als unfreiwillige Schuld, als ein Werk des Zufalls, eines Zufalls, vor dem ich irre werde an der Vorsehung. Wohin aber kommen wir, wenn

wir unsere Handlungen nicht mehr als freies Thun erkennen?«

»Zunächst zu der Frage: was ist Schuld?« erklärte der Doctor, »und nach ihr zu dem Schlusse, daß dasjenige, was wir bei ernster Prüfung nicht als Schuld empfinden, keine Schuld für uns ist.«

»Aber es giebt eine positive Schuld, eine positive Sünde!« behauptete Friedrich.

»Positiv?« wiederholte der Doctor. »Vieles, was man Schuld, Sünde, Verbrechen nennt, ist ein Widerspruch gegen die Ordnung der Dinge, welche eine auf falschen Grundsätzen fußende Weltanschauung erzeugt hat, und welche die Ausgeburten dieser falschen Weltanschauung, die richtende Kirche und der absolute Staat, zu ihrer eigenen Erhaltung fortdauernd als Verbrechen darzustellen sich gezwungen sehen.«

»Das Gewissen des Menschen stimmt ihnen aber bei!« wendete der Jüngling ihm ein.

»Weil die Erziehung die Gewissen nach vielen Seiten hina bsichtlich mit falschen Grundsätzen mißleitet hat. Es ist bequemer, das Gewissen der

Menschen über ihr angebornes Recht zu verwirren, als den Staat und seine falschen Einrichtungen so zu entwirren, daß das angeborne Recht des Menschen in ihm seine Geltung findet!«

Der junge Mann antwortete ihm nicht. Der Doctor fand das in der Ordnung. Er schritt ruhig neben ihm her. Erst als sie auf den Punkt gekommen waren, auf dem ihre Wege sich trennten, sagte er: »Das Eine übrigens halten Sie fest, ein Schwerbeladener kann sich und Anderen Nichts nützen. Wollen Sie wirken, so streben Sie nach jener Erkenntniß, die den Menschen einsetzt in sein Recht und ihm das ewige Schuldbewußtsein eines gegen unvernünftige Gesetze sich empörenden Sklaven nimmt. Kein Sklave, kein Schuldbewußter hat je Großes geleistet — und Christus, dünkt mich, nahm alle Schuld der Menschheit nur darum über sich, damit sie sich frei fühle, sich zu Thaten aufzurichten!«

Diese letzten Worte überraschten Friedrich. Sie leuchteten ihm ein, weil sie seinem Bedürfnisse entgegenkamen. Man könnte den Menschen meist die Wahrheit schnell und sicher zugänglich machen,

wüßte man stets den Augenblick zu finden, in dem sie auf dieselbe durch eine innere Nothwendigkeit hingewiesen werden. Zum ersten Male schrak der Jüngling nicht vor den skeptischen Ansichten des Doctors zurück, sondern begann weiter auszudenken und in sich zu entwickeln, was Jener in ihm angeregt hatte. Zum ersten Male gab er es sich zu, daß neben der orthodox=dogmatischen Auffassung des Christenthumes eine andere Deutung, eine menschlich symbolische zulässig sein könne, ja daß gerade diese unter Verhältnissen höheren Trost, größere Ermuthigung zu geben vermöge, als jene. Es dämmerte in ihm auf, daß es Erhebung und nicht Zerknirschung sei, was eine erlösende Religion dem Menschen bieten müsse, um fruchtbar zu werden. Er hatte bisher sich ausschließlich die Studien und Forschungen Anderer auf dem Gebiete der Theologie zu eigen zu machen gestrebt, jetzt kam ihm der Gedanke der Selbstprüfung und der Quellenstudien.

Mit neuem Eifer wendete er sich dem Hebräischen und den alten Sprachen zu, und die

Untersuchungen über die Gnostiker brachten ihn dem Alterthume, den alten Philosophen näher. Die Genußfreudigkeit, der Schönheitssinn der Griechen erquickten ihn. Sie machten ihn begierig, die Kunst verstehen zu lernen, in der die ganze Lebensfülle jener Zeit und jenes Volkes zur Blüthe gekommen war, und die geistigen Elemente herauszufinden, an welche später sich als ihre Fortentwicklung das Christenthum anschloß. Aber mit dem Gedanken an eine solche Folgerechtigkeit der Erkenntniß war er im Grunde schon der Hauptlehre des Christenthums, der Lehre von der göttlichen Offenbarung, zu nahe getreten, ohne daß er sich dessen bewußt ward, und er wäre vielleicht schnell auf dem begonnenen Wege fortgeschritten, hätte nicht die wachsende Besorgniß um seinen Vater ihn mehr und mehr beansprucht und seine Studien unterbrochen.

Denn des Meisters Empfinden hatte ihn nicht getäuscht, sein Leben näherte sich dem Ende, und er selbst war es, der die trostlose Frau mit dem Gedanken an ihre Vereinsamung auszusöhnen strebte.

Eines Abends, als Mutter und Sohn an seinem Lager saßen, hatte der Vater Fieber gehabt, und in der beängstigenden Unruhe desselben bald dieses, bald jenes gefordert, sich heftig beklagend, daß man es ihm nicht recht zu machen wisse. Dann war er eingeschlafen, und ruhiger erwacht, sah er die Seinen freundlich an und sagte: »Wie ich so einschlief, war mir's ordentlich lieb, daß ich Euch nicht mehr zu quälen brauchte. Du, Mutter, wirst es brauchen können, daß ich Dich in Ruhe lasse!«

»Wenn Du nur erst gesund wärst!« seufzte die Meisterin, putzte das Licht, um an der dunklen wollenen Jacke fortzustricken, die ihn warm halten sollte, wenn er aufstand, und fügte hinzu: »Das Licht brennt auch so elend, es will mit meinen Augen nicht mehr fort. Vor'm Jahre hatte ich noch Regine, wenn mir eine Masche hinfiel. Nun muß ich sehen, wie ich mit der Brille fertig werde!«

»Ich habe oft an die Regine gedacht,« sagte der Meister, »wenn ich so still lag diese letzten Tage. Es ist schade, daß sie fort sind. Ihr hät-

tet zusammenziehen können, das wäre billig gewesen, und der Alte war gut zu leiden, man konnte gut durchkommen mit ihm.«

»Er ist auch viel krank gewesen, schrieb er ja zuletzt dem Fritz!«

»Um so besser könnt' er Dich gebrauchen, denn Dir wird's fehlen, wenn Dich Niemand plackt, wie ich.«

»Du wirst noch so lange vom Sterben reden,« sagte die Mutter, »bis —«

»Bis ich sterbe!« fiel ihr der Vater in's Wort. »Aber so seid ihr Weiber! Vom Winter, der kommen soll, und von Allem, was noth ist für den Winter, da könnt ihr den ganzen Sommer reden und euch darum sorgen und Einen darum plagen, und vom Tode, der ebenso gewiß kommt und der seine Sorgen hat so gut wie der Winter, davon mögt ihr Nichts hören, wenn er noch so dicht vor eurer Thür sitzt. Und der Tod geht nicht vorbei wie so ein Winter.«

Die Mutter war aufgestanden und hinausgegangen, sich in der Küche auszuweinen. Der Meister sah ihr nach und sagte dann zu Friedrich:

»Wenn ich's ihr nicht vorhalte von früh bis spät, so ist nachher kein Auskommen mit ihr. Du wirst sie aber nicht verlassen!«

Friedrich reichte ihm die Hand und bat, er möge sich für den Fall seines Todes um der Mutter Schicksal keine Sorge machen.

»Ich thue es auch nicht, aber ich weiß doch nicht, wie es werden soll. Nähen kann sie nicht mehr viel, auf Arbeit gehen und sich heut da, morgen dort von Fremden chikaniren lassen — das würd' ihr hart ankommen!« —

»Es soll ihr an Nichts fehlen, Vater! verlassen Sie sich darauf,« versicherte der Sohn.

»Nichts fehlen? Arbeit muß sie doch finden, was soll sie denn sonst? Soll sie sitzen und sich drum haben, daß ich todt bin? Sie muß es doch verarbeiten und vergessen, wenn sie auch denkt, daß man sich wiedersieht!«

»Und glauben Sie das nicht?« fragte Friedrich.

»Narr!« antwortete der Alte, und zuckte mit den Achseln.

»Sie glauben nicht an die Unsterblichkeit unserer Seele, Vater?« wiederholte Friedrich im

Tone eines schmerzlichen Erschreckens, »nicht an unsere Fortdauer nach dem Tode?«

»Fritz!« sagte der Meister, und versuchte sich mühsam aufzurichten, »spiel' nicht Comödie mit mir, wie die Pfaffen auf der Kanzel Dazu hab' ich Dich nicht studiren lassen, daß Du es machst wie sie!«

»So wahr Gott lebt, ich glaube an unsere Unsterblichkeit!«

»Schlimm genug für Dich!« meinte der Alte, und legte sich auf die Seite zurück, das Gesicht gegen die Wand gewendet.

Friedrich war bis in das Innerste erschüttert. Was in ihm als heilige Ueberzeugung lebte, was ihm eine Richtschnur, eine Stütze gewesen war im Leben, was ihn tröstete am Sterbebette seines Vaters, von diesem mit kaltem Spotte verworfen zu sehen, gerade jetzt, wo der Greis vom Leben scheiden, und die Hoffnung auf ein Wiedersehen im Jenseits die sicher verbindende Brücke zwischen den Lebenden und Todten bilden sollte, zerriß ihm das Herz. Es zog ihn, seinen ganzen Glauben auszusprechen, aber der Doctor hatte es verboten, den Kranken irgend wie aufzuregen,

und Friedrich mußte alles in sich gewaltsam zurückdrängen, was ihn bewegte und beängstigte.

Der Meister lag ruhig da, als die Mutter wieder kam. Sie brachte die Wassersuppe, welche sein und der Seinen Abendbrod ausmachte. Als sie gegessen hatten und das Geräth fortgeräumt war, meinte die Mutter, Friedrich könne ihnen wohl einmal Etwas aus dem Gesangbuche vorlesen, wie er es in früheren Jahren oft gethan. Er lehnte es ab, aber der Vater selbst sagte ihm:

»Ja! Lies doch, Fritz!«

Er hörte den Ton der Gleichgültigkeit in den Worten, mochte aber nicht widersprechen. »Was soll ich lesen?« fragte er.

»Laß die Mutter aussuchen!«

Sie nahm das Buch, blätterte, wählte ein Auferstehungslied und legte es dann vor Friedrich nieder. Er hatte es ihr als Kind oftmals vorlesen müssen, es war von je ihr Lieblingslied gewesen und auch das seinige geworden. Es hatte der sterbenden Frau Reyne Erhebung gewährt, und noch in ihren letzten Augenblicken hatte

sie es leise vor sich hingesprochen. So bewegte ihn auch jetzt wieder das alte Klopstock'sche Gedicht:

Auferstehn, ja auferstehn wirst du
Mein Staub nach kurzer Ruh';
Unsterblich Leben
Wird, der Dich schuf, Dir geben! Halleluja!
Aufzublühn werd' ich gesäet.
Der Herr der Ernte geht
Und sammelt Garben
Uns ein, uns ein, die starben. Halleluja!
Tag des Danks, der Freudenthränen Tag
Du meines Gottes Tag!
Wenn ich im Grabe
Genug geschlummert habe,
Erweckst Du mich! Halleluja!
Wie den Träumenden wird's dann uns sein.
Mit Jesu gehn wir ein
Zu seinen Freuden;
Der müden Pilger Leiden
Sind dann nicht mehr. Halleluja!
Ach, in's Allerheiligste
Führt mich mein Mittler,
Dann leb' ich im Heiligthume
Zu seines Namens Ruhme. Halleluja!

Aber je weiter er las, je mehr ihn der Gedanke ergriff, diesen Auferstehungstrost am Sterbebette

seines Vaters zu sprechen, um so marternder ward ihm das Bewußtsein, daß sein Vater keinen Trost in diesem Liede finde, daß er geringschätzend auf ihn und die Mutter herabsehe, die daraus Beruhigung schöpften, daß er ihnen die Erbauung gönnte, wie man dem Kinde die Lust an seinen Spielen gönnt, welche ihren Werth für uns verloren haben. Es schnürte ihm den Hals zu, er hätte weinen können, wäre sein Empfinden nicht zu mächtig gewesen für die Thräne. Die Mutter aber weinte still vor sich hin, und der Meister lag ruhig da und ganz unbewegt.

Als das Lied beendet war, stand Friedrich auf, und bot den Eltern gute Nacht, er mußte mit sich allein sein. Jene geheimnißvollen Fragen, vor denen der Glaube sich bescheidet, und die er sich gewöhnt hatte, als durch die Offenbarung gelöst zu betrachten, drängten sich ihm mit Allgewalt auf. Der scharfe prüfende Verstand des Doctors, des Vaters schlichter Sinn verwarfen den Glauben, sie hatten Beide gezweifelt, Beide den Zweifel überwunden, ohne zum Glauben zurückzukehren, und Beide waren ruhig in

sich gefaßte Männer, jeder in seiner Art. Warum schauderte ihn denn, diesen Glauben aufzugeben? Warum mochte er dem Zweifel nicht in's Auge sehen? Er konnte es sich nicht verbergen, ihm fehlte der Muth dazu, ihm fehlte die Festigkeit, welche ohne alle Stütze in sich selbst zu beruhen vermag. Er sah es ein, daß der Glaube eine unerläßliche Stütze für den Schwachen sei, er hätte gewünscht, ihn entbehren zu können, aber er konnte es nicht. Er fühlte sich gedrungen mit dem Empfinden fest zu halten, was sein Verstand zu bezweifeln begonnen hatte.

Früh am andern Morgen war sein erster Gang sich nach dem Vater zu erkundigen. Es war ein Sonntag. Die Glocken läuteten zur Kirche, die Straße war feiertäglich still. Ein klares Herbstmorgenlicht schien in die Fenster hinein, die Mutter hatte das Zimmer aufgeräumt, so gut es gehen wollte, und der Meister, der eine unruhige Nacht gehabt, hatte sich am Morgen umbetten lassen. Darnach hatte er Ruhe gefunden und ein Paar Stunden geschlafen.

Als Friedrich eintrat, erwiederte er auf dessen

Frage um sein Befinden, es gehe ihm besser als seit langer Zeit. »Mir thut Nichts weh!« sagte er, »und so ist der Mensch! nun ich Woch' über Nichts mehr arbeite, will ich doch noch meinen Sonntag haben. Ich hab mich waschen und rein anziehen lassen, und wenn Du hier bleiben kannst, soll die Mutter in die Kirche gehen. Sie hat all die Zeit darnach gejammert!«

Der Sohn erklärte sich bereit, des Vaters zu warten. Die Mutter ließ sich nöthigen, setzte aber endlich doch die gute Haube auf, nahm ihr gutes Tuch um, wickelte das Taschentuch um das abgegriffene Gesangbuch und machte sich auf den Weg.

»Bleib' nur ruhig bis zum Aufbieten und Abdanken,« rief der Vater ihr nach, »ich brauche Dich nicht!« Denn zu wissen, wer sich verheirathete, wer krank und des Gebetes bedürftig sei, hatte immer zu den spärlichen Genüssen der Meisterin gehört.

Als sie fortgegangen war und der Meister sich mit dem Sohne allein fand, sagte er: »Ich hab' sie fortgeschickt, denn ich muß mit Dir reden, Fritz! heut geht's mit mir zu Ende!«

So sehr er darauf gefaßt sein mußte, erbleichte der Sohn vor diesem Ausspruch, und sich selbst tröstend, erinnerte er den Vater daran, daß dieser sich wohler und kräftiger fühle, als seit langer Zeit.

»Gerade darum!« antwortete der Kranke. »Ich hab' es oft erlebt an Anderen, zuletzt kommt Ruh.«

Die vollkommene Fassung, mit der er von seiner Auflösung sprach, hatte etwas Ueberwältigendes. Friedrich vermochte den Gedanken nicht zu fassen, daß diese selbstbewußte Kraft nun plötzlich erlöschen, noch weniger, daß sie für immer erloschen bleiben sollte mit dem Tode. Es war ihm, als müsse auch er sterben, wenn der Vater verschied, dem er sein Leben dankte, — welken doch die Blätter, wenn der Stamm gefällt wird. Aber der Meister ließ ihm nicht Zeit zu seinem Nachdenken und Empfinden.

»Es ist mir gestern schwer auf's Herz gefallen,« sagte er, »wie Du gesprochen hast vom ewigen Leben und vom Jenseits nach dem Tode. Es ist Nichts damit. Ich hab' es auch geglaubt,

vor langen Jahren, wie ich jung war, aber es ist Nichts damit!«

»Ein Trost im Sterben ist es jedenfalls!« rief Friedrich — »und der Tod ist — —«

»Mir gar nicht schwer!« unterbrach ihn der Alte. »Ich hab mein Theil gethan, Du kannst Dir selber helfen und der Mutter auch, müd' bin ich, ob ich da ein Paar Jahre länger esse und trinke, ist mir gleich! In der Jugend da mag's anders sein!«

Er hielt inne, fuhr aber nach kurzer Zeit zu reden fort. »Sie vertrösten unser Einen auf das andere Leben, das ist billig, und wir haben es zu unserm Schaden lang genug geglaubt. Das solltest Du ihnen sagen, dazu wollt' ich Dich zum Prediger machen, zum Prediger für die armen Leute. Pfaffen, die da sagen: »hungert und duldet gelassen, es kommt dort besser,« die haben wir genug! Aber es kommt Nichts und Nirgends was besser von selbst, und sie sind Narren, die sich's weiß machen lassen.«

»Wie haben Sie Ihr mühselig' Leben ertra=

gen, Vater? wie haben Sie es ausgehalten ohne den Glauben an eine Vergeltung Gottes?«

»Was ist da zu vergelten? ich hatte den Profit davon, wenn ich meine Schuldigkeit that, und that ich's einmal nicht, so kam mir's bald zu Hause!«

Jedes Wort des Vaters that dem Sohne weh, und doch mußte er ihn bewundern, wie er da lag in seiner vollen Klarheit. Endlich glaubte Friedrich zu bemerken, daß des Kranken Stimme allmählich schwächer werde. Er schien sich auch angegriffen zu fühlen, denn er schwieg meist und hielt die Augen geschlossen. Als er sie nach einer Viertelstunde wieder öffnete, glaubte er lange geschlafen zu haben, und verwunderte sich, daß es noch Tag sei. Dennoch kam er von selbst wieder auf die frühere Unterredung zurück.

»Wenn der Wurm das alte Holz zu Staub zerfressen hat,« sagte er, »bringt's keine Macht mehr zusammen. Sind wir was Anderes, wenn wir Staub sind? Glaub' doch so was nicht!«

»Vater!« rief Friedrich, seiner nicht mächtig, »haben Sie denn keine Sehnsucht fortzudauern?

Mir zerreißt's das Herz zu denken, daß Sie Nichts mehr von uns wissen, daß Sie nicht mehr sein werden, daß ich Sie verlieren soll für jetzt und ewig!«

Die Thränen stürzten ihm aus den Augen, er hatte des Vaters Hände ergriffen und hielt sie fest umschlungen. Zum ersten Male wurde der Vater bewegt. Er machte die eine Hand frei, trocknete sich die Augen und legte sie auf des Sohnes Haupt, als segne er ihn. »Du bist ein gutes Kind gewesen alle Zeit!« sagte er, und wieder schwiegen Beide.

Die Mutter kam inzwischen aus der Kirche, Friedrich winkte ihr, sich still zu halten, der Vater ruhte sanft. Sie legte geräuschlos ihre Sachen fort, und erneuerte mit Spänen das Feuer in dem Ofen. Es was Alles so gewohnt alltäglich in der Stube, daß Friedrich sich immer wiederholen mußte, es werde das Schwerste geschehen, um es glaublich zu finden. Der Mensch faßt den Gedanken an des Menschen Ende so furchtbar schwer, wenn er ihn liebt. Bald dachte er an den ihm drohenden Verlust, bald an wun=

derbare Krisen und Errettungen, die sich ereignet hatten. Mehremals glaubte er den Athem des Vaters nicht mehr zu hören, seine eigenen Pulse stockten dann, er neigte sich über ihn, und lauschte, glücklich über das fortdauernde Leben, als wäre jeder Athemzug eine lange Zukunft werth.

Auch der Mutter theilte sich allmählich die angstvolle Spannung ihres Sohnes mit, obschon sie die Todesverkündigung des Kranken nicht vernommen hatte. Es schweben wunderbare Schauer über den Stätten, auf denen ein Leben geboren wird, auf denen ein Leben erlischt. Sie hatte sich an das Kopfende gesetzt und lehnte in dem großen, alten Stuhle, an dessen weiß und blauen Leinwandkissen des Vaters Haupt geruht in den kurzen Feierstunden seiner Tage. »Ob er je wieder auf dem Stuhle sitzen wird?« fragte sie sich.

Sie sah die Kleider an, die vor dem Bette lagen, den langen blauen Rock, der an der Wand hing, die Pfeife, den Kalender, Alles was er gebraucht hatte. »Was soll mit all den Sachen

werden?« dachte sie. Es fielen ihr lauter Aeußerlichkeiten, lauter Kleinigkeiten ein, weil sie dem großen Gedanken der Vernichtung ihres Mannes, dem Schmerz über ihre Verlassenheit nicht in's Auge zu sehen vermochte. Kleine Naturen werden darum von Leiden so zerschmettert, weil sie ihnen immer unerwartet, unbegriffen kommen, mögen sie noch so lange und so nahe über ihrem Horizont gestanden haben. Ihre Herzensangst wurde immer größer, sie hielt es nicht aus, so wartend da zu sitzen. Sie mußte etwas zu thun haben. Mit der einen Hand faßte sie des Sohnes Linke, die andere legte sie leise auf des Mannes Stirne. Instinktmäßig hatte sie nach einer Stütze gegriffen, sich zu halten, hätte sie die Stirne kalt gefunden.

Unter dieser Berührung schlug der Vater die Augen auf. Er hatte nicht geschlafen, nur erschöpft geruht. Mit stiller Freundlichkeit reichte er Frau und Sohn die matten Hände. »So lang Ihr an mich denkt, so lang bin ich unsterblich!« sprach er und ein mildes Lächeln, wie die Seinen es nie an ihm gesehen hatten, glitt über

seine Züge. Dann legte er sich wieder in die Kissen zurück.

Eine Stunde verging nach der andern, er lebte noch; aber er bewegte sich nicht mehr. Um Mittag kam der Doctor. Er saß lange an dem Bette; als er fortging sagte er: »Das wird ein leichter Tod nach schwerem Leben. Er hat ihn verdient!«

Als es sechs Uhr war und der Tag sich neigte, athmete der Greis dreimal tief auf, der Ton klang ganz besonders. Sie bebten zusammen, neigten sich über ihn, — es war still geworden in der Brust. Weinend fielen die Ueberlebenden sich in die Arme.

Drei Tage darauf trugen sie den Meister früh im schönsten Sonnenschein zur Ruhe. Er hatte sich vor langen Jahren schon selbst den Sarg gezimmert, in dem er begraben werden wollte, als Knabe hatte Friedrich ihn in der Bodenkammer stehen sehen. Der Meister hatte sich Alles selbst verdanken wollen. Die übrige Begräbniß=

Ausstattung ward von der Beerdigungskasse bestritten, zu der Friedrich seit Jahren auf der Mutter Wunsch die Beiträge gezahlt hatte. Es fehlte Nichts. Sie hatte ein neues schwarzes Kleid und eine schwarze Haube, das Begräbniß war ansehnlich, des Predigers Rede von der Auferstehung sehr erbaulich für ihr gläubiges Gemüth.

Den Nachbarn, die zum Gefolge eingeladen waren, hatten sich der Doctor, Larssen und Georg freiwillig angeschlossen. Des Lieutenants volle Uniform war der Mutter Stolz und Trost. Auch die Nachbarn meinten: »Schade, daß der Meister die Ehre von den drei Herren nicht erlebt hat!«

Als Friedrich am Mittage in seine Wohnung kam, war ihm als sei er jetzt ganz allein in der Welt. Er hatte Alles verloren: die Geliebte, den Vater und die Zuversicht in seinen Glauben.

Wandlungen.

Zweiter Band.

Wandlungen.

Roman

von

Fanny Lewald.

Zweite Ausgabe.

Zweiter Band.



Berlin, 1864.
Verlag von Otto Janke.

Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Erstes Kapitel.

Noch war kein Jahr verflossen, seit die beiden ältesten Kinder des Barons aus dem Vaterhause geschieden waren, als auch in diesem der Tod sein Opfer gefordert hatte. Die Baronin war nach kurzem Krankenlager gestorben, und das sonst so heitere, gastliche Familienleben dadurch für immer zerstört worden. Bei der Unterordnung, in welcher der Baron selbst die von ihm innig geliebte Gattin zu halten gewohnt gewesen war, hatte er nie bemerkt, welch segensreichen Einfluß sie auf ihn ausgeübt, wie nöthig ihm ihre Milde gewesen, um die Starrheit seiner Grundsätze mit den Ansprüchen und Forderungen des Lebens zu ver=

mitteln. Jetzt, da sie ihm entzogen war, empfand er es um so tiefer, je mehr die Wendung, welche die öffentlichen Zustände in Europa genommen hatten, seinen Ueberzeugungen widersprach.

Den französischen Julitagen waren die Revolution in Belgien und die Erhebung in Polen gefolgt, ganz Süddeutschland befand sich in lebhafter Gährung, das Hambacher Fest hatte es dargethan, wie verbreitet der Wunsch nach einer ständischen Vertretung, wie weit er eingedrungen sei in die arbeitenden Volksklassen. Die Namen Börne's, Siebenpfeifer's, Wirth's waren in jedem Munde und der Unparteiische konnte es sich nicht verbergen, daß es in Hambach nur an entschlossenen Führern gefehlt habe, um die dort versammelten Massen zu einem Unternehmen für die Befreiung Deutschlands von der absoluten Herrschaft zu bewegen. Auch in der Literatur gab sich eine neue frische Richtung kund. Börne, Heine, Wienbarg stachelten jeder auf seine Weise das erwachte Bewußtsein des Volkes zur Empfindung seiner Knechtschaft auf, andere Talente trugen den Gedanken der Freiheit in die gesellschaftlichen und in

das Verhältniß der Geschlechter zu einander über, und forderten, wenn auch oft in mißverstandener Weise, die Wiedereinsetzung des Menschen in einen freieren Genuß der Erdenfreuden.

Man wollte nicht mehr entbehren und entsagen, man wollte besitzen und des Besitzes froh werden, man war es müde, in müssigem Weltschmerz darüber zu klagen, daß die Wirklichkeit dem Ideale Hohn sprach, man wollte sie idealischer gestalten, aber man hatte kein allgemeines, kein sittliches Ideal, und Jeder versuchte sich seine Grillen oder Leidenschaften zum Ideale zu erheben. Die Literatur der Selbstbespiegelung und mit ihr der Selbstverschönerung begann. Neben der tiefsten und reinsten Poesie machte der Cynismus sich in ekelerregender Weise breit und verlangte Anbetung vom Volke, weil er individuell und das Recht der Individualität nicht länger zu bestreiten sei. Tagebücher, Reiseskizzen und eine große Anzahl phantastischer Productionen überraschten und verwirrten das Publikum, fesselten die Einen verlockend und zur Nachahmung reizend, stießen die Anderen eben so lebhaft ab, und wie immer

in solchen Epochen, bemächtigte sich die Menge der technischen Phrase, um sie, verstanden oder nicht, fanatisch als Parteiwort zu gebrauchen. Während es sich darum handelte, den Geist zu befreien, schwor man auf die Emancipation des Fleisches oder kämpfte wider sie, vergessend, daß der Absolutismus dem Sinnengenusse immer volle Freiheit gewährt hatte, daß die orthodoxeste Hierarchie, der Katholicismus, sich leicht mit ihm verständigte, und daß es nur die Emancipation der Geister war, gegen die man mit Censur und Waffen aller Art zu Felde zog.

Auch that die Lehre von der Emancipation des Fleisches und die Leichtfertigkeit, mit denen man sinnliche Ausschweifungen als Gegenstände der Verherrlichung behandelte, im Grunde wenig Schaden. Sie gaben den träge gewordenen Gemüthern einen Anstoß und wirkten fast das Gegentheil von dem, was man gefürchtet hatte. Der Deutsche besitzt im Allgemeinen nicht den Esprit, der im Franzosen die Frivolität erzeugt. Die Sinnlichkeit schlägt bei ihm in Rohheit oder in Sentimentalität um, und endet meist in Ver-

thierung oder in Askese. Mochten Menschen wie Larssen sich auch behaglich dehnen in der Nebelsonne dieser falschen Aufklärung, mochte der Trotz des Lieutenants Alles mit Leidenschaft ergreifen, was sich gegen die bestehende Ordnung richtete, so schuf es in solchen Naturen doch nichts Neues. Wo aber Jugend und Unschuld mit diesen Lehren in Berührung kamen, da entstand höchstens ein Rausch, von dem der Ernst des Lebens sie bald wieder ernüchterte und zur Besinnung brachte.

Neben diesen zum Lebensgenusse ladenden Elementen, mahnte aber jene Zeit auch vielfach an den Ernst des Daseins und an die Vergänglichkeit des Irdischen. Das Schicksal der zum zweiten Male gestürzten französischen Dynastie, die Leiden und die Verbannung, welche die Mehrzahl des polnischen Adels getroffen hatten, von dem Viele durch Preußen geflohen waren, während Andere dort in tiefer Zurückgezogenheit lebten, trauernd um den Tod der Ihrigen und Stärkung suchend in der Religion, das Alles, und endlich das Hereinbrechen der Cholera mit ihrem furcht-

baren memento mori, war ganz dazu gemacht, ernste Gemüther grade im Gegensatze zu der neuen Schule der Genußfordernden in eine dem Genuß entsagende Richtung zu treiben.

Das war Corneliens Fall gewesen. Der Tod der Baronin hatte ihr plötzlich eine neue Stellung, neue Verpflichtungen gegeben, und das Bestreben, dem Vater die treue Gefährtin zu ersetzen, sie dahin gebracht, dem Verkehr mit ihren Altersgenossen fast gänzlich zu entsagen. Die Bälle und andere derartigen Lustbarkeiten waren in ihrem Vaterhause meist um Helenens willen veranstaltet worden, ihre Entfernung und das bald darauf folgende Trauerjahr hatten ihnen ein Ende gemacht, und da Cornelie keinen Werth darauf legte, hatte man auch nach dem Ablaufe der Trauerzeit die zur Gewohnheit gewordene stillere Lebensweise beibehalten.

Der Stimmung des Barons gereichte das nicht zum Vortheil. Er vermied es, zu seinem kleinen Kreise Personen zuzulassen, welche nicht seine Ansichten theilten, und konnte bald nicht mehr den leisesten Widerstand gegen dieselben oder das freie Aussprechen einer abweichenden Mei-

nung ohne Mißmuth neben sich ertragen. Die alten Freunde des Hauses, wie der Doctor, schonten ihn und hüteten sich ihn zu verletzen, Fremde, welche eine solche Rücksicht nicht zu nehmen nöthig fanden, wurden ihm allmählich immer lästiger, er verweigerte es, neue Bekanntschaften zu machen, und schon nach zwei Jahren beschränkte sich sein näherer Umgang, soweit er nicht den von ihm hochgehaltenen Familienverbindungen galt, fast ausschließlich auf den Doctor, auf Plessen und auf Friedrich, und auch mit diesen war er meistens unzufrieden. Hatte er früher den Andersdenkenden gegenüber die Milde gehabt, welche aus dem Gefühl der eigenen Unfehlbarkeit gegen den Irrenden hervorgeht, den man früher oder später zu überzeugen hoffen darf, so fühlte er sich durch die Zeit und ihre Forderungen jetzt gedrängt, seine Weltanschauung, seine aus ihr hervorgehenden vielfach angefochtenen Rechte zu vertheidigen, und dies mit Strenge zu thun, mußte einem Charakter wie dem seinigen, als Pflicht erscheinen.

Corneliens Lage war unter diesen Verhält-

nissen nicht leicht. So jung sie bei dem Tode ihrer Mutter gewesen war, hatte diese gewünscht, daß keine Fremde zur Verwaltung des Hauses und zur Erziehung der beiden Pflegekinder in die Familie aufgenommen werden möge, während die Tochter im Vaterhause weilte. Ihr allein hatte sie die Sorge für Augustens Fortbildung übertragen, während Richard der Aufsicht des Herrn von Plessen übergeben worden war, ohne daß derselbe als Gouverneur des Knaben in dem Hause lebte.

Von dem Plane, ihn durch Friedrich erziehen zu lassen, war der Baron zurückgekommen, nachdem er sein Verhältniß zu der Tochter kennen lernen, aber kurz nach der Abreise der Neuvermählten hatte die Baronin selbst mit einem freundlichen Schreiben ihn zu sich entboten und es war zu einer Erklärung zwischen ihnen gekommen. Sie hatte ihm ausgesprochen, wie sehr sie und der Baron sein ehrenhaftes Verhalten, seine freiwillige Entsagung zu schätzen gewußt, wie hoch er in ihrer Freundschaft gestiegen sei, und die wahrhaft mütterliche Zuneigung, welche sie ihm

bewies, die achtende Anerkennung, mit der der Baron ihm begegnete, würden ihm eine Genugthuung, eine Erquickung geworden sein, hätte er sich ihnen gegenüber unter solchen Verhältnissen nicht doppelt gedrückt gefühlt durch die Art seines letzten Begegnens mit der Gräfin.

Er hatte lebhafte Theilnahme bei ihnen gefunden für den Tod seines Vaters, er war oft in den letzten Lebenstagen der Baronin noch an ihrer Seite, und sie selbst war es gewesen, die ihm von Zeit zu Zeit Nachrichten über das Ergehen ihrer Tochter mitgetheilt. Aber diese Nachrichten hatten ihn nicht beruhigt, denn so hoch sie die äußeren Lebensverhältnisse Helenens auch angeschlagen, so oft sie der Vorzüge und Genüsse ihres Daseins erwähnt, niemals hatte die Baronin es ausgesprochen, daß Helene glücklich sei, obschon Friedrich ihr gesagt, welch ein Trost es für ihn sein würde, sie sich mit ihrem Loose ausgesöhnt und befriedigt denken zu können.

In dem engen Kreise, welcher seit dem Erkranken der Baronin sich um dieselbe versammelt, waren Friedrich und Plessen sich näher getreten. —

Der stets regen Beobachtung des Letzteren hatten die religiösen Zweifel nicht verborgen bleiben können, welche Jenen bewegten, und weit entfernt, ihm Einwendungen zu machen gegen die Philosophie des Doctors oder gegen den Unglauben seines Vaters, hatte er sich stets damit begnügt, Friedrich die Beseligung auszudrücken, welche er selbst durch seinen Glauben in sich trage, und ihn darauf hinzuweisen, welche Früchte der Glaube, welche Früchte der Unglaube an den Personen wirke, deren Leben man beobachtend verfolgen konnte. Dieser Beobachtung zu genügen, wußte er ihn für seine Armenpflege zu gewinnen, und bald sah sich Friedrich in eine ihm ganz neue Thätigkeit hineingezogen.

Noch vor der Verheirathung ihrer Tochter hatte die Baronin von der Regierung die Erlaubniß nachgesucht und erhalten, eine Armenschule zu begründen, an der sie selbst, ihre Töchter, Herr von Plessen und einige ihnen befreundete Frauen und Männer den Unterricht ertheilten. Selbst die lebensfrohe Helene hatte eine Genugthuung an dem Verkehre mit den Kindern gewonnen, und es

lag nahe genug, Friedrich zur Uebernahme der Unterrichtsstunden zu bewegen, welche die Geliebte sonst ertheilt. Von der Beschäftigung mit den Kindern war man zur Beaufsichtigung ihrer häuslichen Verhältnisse übergegangen. Man hatte eingesehen, wie unmöglich oft für die außer dem Hause arbeitende Mutter der sonntägliche Besuch der Kirche werde, da grade dieser Ruhetag ihr zur Besorgung ihres Hauswesens dienen muß, und man war zu der Errichtung einer Betstunde am Sonntag Abende geschritten, zu der man die Eltern derjenigen Kinder versammelte, welche in die Armenschule aufgenommen waren.

Noth und Elend der Familien, mit denen man in so vielfältige, nahe Berührungen kam, konnten den Vorstehern der Schule und der Betstunde nicht verborgen bleiben, welche die Mittel besaßen, ihnen rathend und helfend beizustehen. Man pflegte die Kranken, man sorgte für die Wöchnerinnen, man hielt darauf, die Gesunden sauber gekleidet zu sehen, und wo die Mittel dazu fehlten, schaffte man ihnen Kleidungsstücke, zu denen man die tüchtigsten und einfachsten Stoffe und

Schnitte wählte. Allmählich entstand auf diese Weise für die Familien, welche man in Obhut genommen hatte, eine Art von gleichmäßiger Tracht, welche dieselben, wenn auch durch kaum bemerkbare Unterschiede, von ihren Nachbarn absonderte, wie die Erbauungsstunden an den Sonntagsabenden, ihre Beschützer von einem Theile ihrer gewohnten Geselligkeit abzutrennen begannen.

Der Mensch aber hat einen doppelten Zug in seinen Naturanlagen, und wie ihn eine Seite seines Wesens zum Anschluß an die Menschen zieht, so macht die andere ihn geneigt, sich in der Masse gruppenweise zu isoliren. Darin beruht das geistige Geheimniß der Aristokratien und Gemeinden.

Die Befriedigung, welche die Baronin und ihre Tochter in der neuen Thätigkeit und an dem Gedeihen ihrer Schützlinge fanden, machte die ihnen befreundeten Frauen geneigt zu gleicher Wirksamkeit. Man sah plötzlich ein, daß man müssig gewesen sei, daß man seine Zeit für sich und Andere nützlich verwerthen könne, und mit

der Zahl der zum Wohlthun geneigten Theilnehmer, schritt gleichmäßig die Ausdehnung ihrer Unternehmung fort. So lange die Baronin gelebt, hatte man die ursprüngliche freie Thätigkeit der einzelnen Mitglieder fortbestehen lassen, und es war doch ein gewisser Zusammenhang in derselben geblieben, da das Alter und die Stellung der Baronin sie zur gemeinsamen Beratherin der verschiedenen Theilnehmer gemacht hatte. Nach ihrem Tode machte sich aber bald die Nothwendigkeit einer festen Organisation geltend, sollten die mannigfachen Bestrebungen der Einzelnen sich nicht kreuzen und dadurch hemmen.

Es war unerläßlich, daß man Conferenzen für die mannigfach nöthigen Besprechungen anordnete, die Zahl der versorgten und beaufsichtigten Familien war auch schon zu groß geworden, um die Abenderbauungen im Heidenbruck'schen Hause fortzusetzen, und mit Erstaunen fast wurde man es gewahr, daß sich innerhalb der Kirche eine Gemeinde gebildet hatte, die durch ein streng geregeltes und bald auch gegenseitig überwachtes Leben, sich von der Allgemeinheit schied. Als

man zu überlegen anfing, was man zu beginnen habe, sah man sich gezwungen, sich mit fast allen Fragen um die Einzelheiten der Armenpflege an Cornelie zu wenden, die als beständige Gehülfin ihrer Mutter die beste Auskunft und Anleitung zu geben vermochte, und ehe man noch zur Wahl einer Vorsteherin des sogenannten Armenvereines geschritten war, hatten die Thatkraft und Entschiedenheit des jungen Mädchens Cornelie dazu erhoben, so daß gar nicht mehr die Rede von einer solchen Ernennung war, sondern man, wie früher der Mutter, so jetzt der Tochter, die wesentliche Leitung überließ.

Der Eindruck aber, den eine solche Verpflichtung auf die Mutter und auf die Tochter machte, war ein sehr verschiedener. Hatte jene darin nur die Ausdehnung ihrer bisherigen Sorgfalt für die Familie auf einen größeren Kreis erblickt, ohne sich davon in ihrem persönlichen Empfinden anders gestimmt zu fühlen, so machte es für das junge Mädchen einen Lebensabschnitt aus. Sie trat die Nachfolge ihrer Mutter mit dem Bewußtsein an, einen neuen ernsten Beruf zu

übernehmen, dessen werth zu sein sie sich erst heiligen müsse, und die erste Handlung, welche sie ausübte, bestand darin, daß sie sich eine jüngere Freundin ihrer Mutter, die Gräfin Wöhrstein, als Mitvorsteherin erbat, der sie sich unterzuordnen beschloß, um mit einer That der Selbstbeherrschung zu beginnen.

Die Gräfin, eine hochbegabte, schwärmerische und dabei thätige Natur, war früh, nach einer sehr glücklichen Ehe, Wittwe geworden, und, kinderlos und unbeschäftigt, eine der Ersten gewesen, die sich, durch Plessen angeregt, den Bestrebungen der Baronin angeschlossen hatte. Ihre Schwärmerei sah in Corneliens Entschluß einen Fingerzeig des Himmels, ihre Thätigkeit ergriff mit leidenschaftlichem Eifer die neue Wirksamkeit, und wie ihre jüngere Freundin hielt sie Selbstheiligung für die erste Bedingniß, sollte das Unternehmen einen gedeihlichen Fortgang haben.

An jedem Morgen, ehe sie an ihr Tagewerk gingen, kamen die beiden Frauen zu einer besonderen Andachtsstunde zusammen. Sie lasen religiöse Werke, sie untersuchten ihr eigenes Innere, jeder Ge-

danke, den man gehegt, wurde einer gemeinsamen Prüfung unterworfen, und bald hatten Beide die Wollust einer erkünstelten Reue, und den Genuß der Erhebung nach der Selbstzerknirschung in berauschender Weise kennen lernen, ohne daß Eine von ihnen gewußt hatte, wie dieser ganze Seelenzustand ein freiwillig erzeugter sei. Mit unerbittlicher Strenge hielten sie sich gegenseitig ihre Mängel vor. Corneliens scharfe Urtheilsweise, die Liebe der Gräfin für Schönheit und Eleganz der äußeren Erscheinung, waren Gegenstände des wechselseitigen Tadels, und wie die Eine sich zu einer ihr fremden Milde des Urtheils und des Ausdrucks zu erziehen strebte, so kamen Beide dahin überein, daß es unpaßlich sei, in der schmuckreichen Tracht der Weltmenschen an den Stätten des Leidens zu erscheinen, und machten sich eine Kleidung zur Pflicht, wie man sie an den Herrnhutherinnen und Quäkerinnen zu sehen gewohnt war.

Dem Baron entgingen diese Thatsachen nicht, aber er ließ die Tochter gewähren, weil fast der ganze Kreis der Verbundenen aus Frauen und

Männern der Aristokratie bestand und es seinen Grundsätzen entsprach, daß gerade diese sich zur Wohlthäterin und Erzieherin der Armen und Nothleidenden machte, während der bürgerliche Liberalismus in den fortdauernden politischen Krisen sich gegen den Adel aussprach, und unter dem Vorgeben, für Freiheit und Aufklärung des Volkes zu kämpfen, selbstsüchtig für den eigenen Vortheil arbeitete. Freilich war dem Baron persönlich das religiöse Gewand nicht zusagend, in das sich jene Thätigkeit verhüllte, aber dem in Schriften aller Art gepredigten Unglauben gegenüber, hielt er für das Volk die kirchliche Zucht und die stete Hinweisung auf Gott, auf seine Vorsehung und sein jenseitiges Richteramt für unerläßlich. Nur wenn Cornelie ihm zu weit zu gehen schien in ihrer Selbstverleugnung, wenn er sie an den Krankenbetten ihre eigene Gesundheit gefährden, wenn er sie mehr und mehr sich von den bestehenden Verhältnissen der Wirklichkeit abwenden, und all ihr Augenmerk auf einen neu zu schaffenden, idealen Zustand des Lebens richten sah, hatte er warnend einzuschreiten und zu hemmen

versucht, aber es war vergebens gewesen. Eine stärkere Hand hatte sich ihrer Leitung bereits bemächtigt.

Gezwungen für die Gemeinde nach einem Versammlungsorte zu suchen, und durch die Gesetze gehindert, ohne besondere Erlaubniß und Concession einen eigenen Betsaal zu erwerben, war man übereingekommen, an den Sonntag Nachmittagen den allgemeinen Gottesdienst in einer der städtischen Hauptkirchen zu besuchen, deren Prediger durch seinen reinen Lebenswandel eben so geachtet, als bewundert um seine Redegabe ward. Da er seit langen Jahren neben dem Sonntagscultus allwöchentlich an einem bestimmten Tage, eine freilich nur wenig besuchte Frühpredigt gehalten hatte, so entsprach er doppelt dem Bedürfniß des Vereines, und die beiden Frauen, welchen er bereits in seiner amtlichen Thätigkeit vielfach begegnet war, führten ihm ihre sämmtlichen Freunde und Schützlinge zu, sich selbst seiner Seelsorge anvertrauend.

Dadurch gewannen die Verhältnisse eine neue Gestalt. Der Prediger, ein schöner, majestätischer,

Mann auf der Höhe des Lebens, fühlte sich gehoben und neu belebt durch das in ihn gesetzte Vertrauen. Er wollte demselben entsprechen, sein Enthusiasmus für das Christenthum, sein Glaube an dessen sittliche und politische Bedeutsamkeit, sein Ehrgeiz, die Wahrheit dieser seiner Ueberzeugung durch praktische Erfolge zu bethätigen, machten, daß er sich mit leidenschaftlicher Begeisterung dem Vereine anschloß. Plessen, welcher bis dahin der Berather der Frauen gewesen war, mußte bald die größere Kraft des Predigers anerkennen, und ward mit Erstaunen den Einfluß gewahr, welchen derselbe und die beiden Freundinnen wechselseitig auf einander übten.

Die täglichen Morgenandachten der Frauen waren nach dem Zutritt des Predigers in Erbauungsstunden umgewandelt worden, zu welchen man sich an zwei Abenden in jeder Woche bei der Gräfin zusammenfand, und zu denen Anfangs nur Herr von Plessen und der neue Seelsorger zugelassen wurden, bis dieser selbst den Vorschlag gemacht hatte, auch Friedrich dazu einzuladen, den auf dem Wege des Glaubens zu er-

halten, er als eine sittliche Pflicht seiner Freunde bezeichnete.

Als Friedrich sich zum ersten Male mit Plessen zu der Andachtstunde begab, fand er die drei Anderen schon beisammen in einem Cabinette, das er nie zuvor betreten hatte. Der Schönheitssinn und die Künstlernatur der Gräfin, die sich nur schwer von der neuen Lebensauffassung unterdrücken ließen, und sich bei jeder Gelegenheit immer wieder geltend machten, hatten das kleine Gemach zu einer Art von Capelle umgestaltet.

Obschon es noch Tag und die Sonne eines schönen Aprilabendes eben erst im Sinken war, verhüllten bereits schwere Vorhänge von einem dunkelblauen Wollenzeuge, mit dem auch die Wände tapezirt waren, die beiden Fenster, und eine Ampel, über deren Flamme eine mild duftende Essenz verdampfte, hing von der Decke herab, einen Ecce homo zu beleuchten. Möbel von altem gediegenen Holzschnitzwerk vollendeten die Einrichtung.

Die Gräfin, eine stolze, hohe Figur, deren schöne Züge einen festen Charakter verriethen, während die seelenvolle Glut ihrer großen blauen

Augen alle Blicke an sich fesseln und jeden Willen unter den ihrigen beugen zu wollen schien, saß, als Plessen die Portière aufhob und mit Friedrich in das Zimmer trat, auf dem Sopha der Thüre gegenüber. Ihr blondes Haar war einfach gescheitelt, und schmückte in prächtigem Kranze den Kopf. Ein schwarzes Seidenkleid, das hoch zum Halse heraufging und über dem ein fein gefältelter Kragen herabfiel, hob in seiner Schmucklosigkeit den Adel ihrer Erscheinung um so deutlicher hervor. Cornelie, in fast gleicher Art gekleidet, saß zu ihrer Rechten, der Prediger an der linken Seite des Tisches, und so wenig berechnet es war, bot der Augenblick doch ein vollständiges Bild dar, in dem selbst die schönen, über der Bibel ruhenden Hände der Gräfin, und Corneliens nachdenkend auf den Arm gestütztes Haupt die Gesammtwirkung erhöhten.

Da es bei diesen Zusammenkünften mehr auf allgemeine geistige Erhebung als auf einen eigentlichen Gottesdienst abgesehen war, so machten das gemeinsame Gebet und die Vorlesung eines Kapitels aus der Bibel nur die Einleitung zu dem

Gespräche, aber es schien Friedrich, als habe er seit Jahren nicht mehr sein Herz so tief vom Gebete ergriffen gefühlt, als in diesem engen Kreise, da die Gräfin, das Vaterunser gleichsam paraphrasirend, in freier Rede ihre Gedanken sammelte. Es lag etwas Ueberwältigendes darin, den Ausdruck anbetenden Dankes, inbrünstig liebender Hingebung gegen Gott, von Lippen fließen zu hören, die nie durch ein hartes Wort entweiht zu sein schienen, und die Sehnsucht nach dem Höchsten, nach dem Jenseits von einem Wesen zu vernehmen, das kaum eine harte, rohe Berührung der Erdenwelt erfahren haben konnte.

Friedrich sprach das gegen die Anwesenden aus, und der Prediger stimmte ihm bei. „Die Menschheit," sagte er, „ist durch die Erbsünde so verblendet worden, daß sie Jahrtausende braucht, um zu der Wahrheit zurückzukehren, die ursprünglich in ihr lag, und die die Offenbarung hervorgehoben hat, wie der Bergmann aus lang verschüttetem Schachte das Gold zu Tage fördert, aber selbst dies Gold zu erkennen und zu würdigen hat unsere Herzensverderbniß uns zu schlecht ge-

macht. Die Heiligkeit des Weibes ist leider keine Wahrheit unter uns, weil wir es entweihen mit unseren sinnlichen Begierden, weil wir es kalt und andachtslos zum Werkzeug unserer Fleischeslust erniedrigt haben, statt uns ihm zu nahen in gemeinsam anbetender Hingebung an den Schöpfer und in den Ebenbildern des Weibes, das in reiner Jungfräulichkeit einst unsern Heiland zur Welt geboren hat, den schönsten und mildesten Ausdruck alles von Gott Erschaffenen zu ehren. Die Zeit des priesterlichen Weibes hat noch erst zu kommen!"

„Und doch," wendete Plessen ein, „ist die Erkenntniß schon so häufig aufgetaucht. Das Mittelalter, das im Cultus der Ritterlichkeit die Frau verklärend anbetete, das ihr als Oberhaupt klösterlicher Gemeinden eine große geistige Gewalt überantwortete, die Quäker, Herrenhuther, Menoniten, welche die Priesterschaft des Weibes in ihren Gemeinden anerkennen, und grade jetzt wieder in unserer Zeit die St. Simonisten, sie Alle müssen mehr oder minder das Bewußtsein der Wahrheit und dessen, was uns Noth thut, empfun-

den haben. Woran liegt es nun, daß diese Wahrheit sich noch nie rein und voll aus ihrer Mitte herauszugestalten vermochte?"

„Woran es liegt?" rief Cornelie, „an der Unvollkommenheit des Weibes liegt es? Wir Alle wollen noch Etwas sein, um unserer selber willen, wir verlangen noch Dank, noch Anerkennung, noch Liebe für uns allein, für die körperliche Wesenheit, die wir unser irdisches Selbst nennen. Aber das Weib, das als heiliger Priester Gottes verehrt werden soll, das darf kein Ich besitzen, das muß selbstlos sein und Nichts begehren um sein selber willen. Es muß Gott danken in jedem Augenblicke, daß ein Theil seines Geistes in ihm Fleisch geworden ist, es muß sein leiblich Theil unterdrücken durch Buße und Entsagung, damit der Geist Gottes um so freier in ihm walte, sich um so reiner in ihm zur Erscheinung bringen könne. Und erst wenn wir dienstbar geworden sind Jedem, der Noth leidet, wenn wir mitgetheilt haben Alles, was wir an leiblichem und an geistigem Gute besitzen, wenn wir Nichts mehr unser eigen nennen, als das Herz

voll ewig unsterblicher Liebe zu dem, der uns geschaffen hat, dann können wir würdig werden ihn zu preisen, dann können wir aufblicken und sprechen: walte in mir heiliger Geist der Gnade, daß ich dich erkenne und dich verkünde, als ein reines Werkzeug deiner Liebe in der Gemeinde deiner Heiligen! Dann wird der Geist Gottes auf uns herniedersinken, und dann wird das Weib die Priesterin der allwaltenden Liebe werden, die alle Liebe in sich schließt auf Erden! Und daß wir dies erringen, dazu helfe uns der Allhelfende, danach lasset uns streben, dazu uns stützen und anfeuern als Brüder und Schwestern in unserm Herrn und Heilande Jesu Christo!"

Sie war aufgestanden, hatte ihre Arme betend empor gehoben, und reichte, da sie in hoher Begeisterung geendet hatte, ihre Rechte, als fordere sie einen Eid, dem neben ihr sitzenden Plessen dar, der sie ergriff, und vor ihr niederknieend, ihre Hand auf sein Haupt legte. „Laß Deinen Segen über uns walten Du reines Herz! Du liebevolle Seele!" rief er, „laß Deinen Segen uns stark machen uns zu erheben zu dem, was wir

sein wollen und sollen von dieser Stunde ab, eine brüderliche Gemeinde der Heiligen, ein Samenkorn in der allgemeinen Verderbniß, ausgestreut durch Gottes Vaterhuld, daß von ihm ausgehe die Sehnsucht nach Licht und Gnade. Und auf meinen Knieen schwöre ich Dir, die ich verehre als ein Ebenbild der Gebenedeiten, daß ich Nichts verlangen will in dieser Welt, als den Geist Gottes zu verkünden allerwegen, daß ich nicht achten will die Bande der Blutsverwandtschaft, daß nicht Vater, nicht Mutter, nicht Bruder oder Schwester, daß nicht Amt und Würde mich ketten sollen an sich, und daß ich fortan Nichts achten und anerkennen will als die Bande, die mich binden an die Gemeinde der Heiligen, und daß kein Gesetz mich leiten soll, als der Geist Gottes, der ihr Führer sein soll und ihr Gesetz. Daß wir also würdig werden wollen der Gnade Gottes, durch Hingabe an die hingegebene Selbstlosigkeit in der Gestalt des reinen Weibes, das laßt uns schwören vor Gott dem Allmächtigen, und dazu verhelfe uns der Heiland!"

Seine Stimme hatte in dieser tiefen Erre-

gung den sanft vibrirenden weichen Klang, der sie in alle Herzen dringen machte, seine Augen leuchteten in mildem Glanze, obschon die Thränen in ihnen zitterten, und verklärten das bleiche Angesicht, dessen Ausdruck der Kränklichkeit seinen Anblick noch rührender machte. Er glich den Bildern sterbender Heiligen, deren Seele sich frei und begeistert der erschauten Himmelsglorie entgegenschwingt. Corneliens Herz wallte über in tiefer Bewegung, und sich mit Thränen zu dem Knieenden hernieder neigend, breitete sie die Arme gegen ihn aus, und schloß ihn an ihr Herz.

Die Handlung war eine unwillkürliche gewesen, kaum aber hatte sie sie vollzogen, als die Gewohnheit der ihr anerzogenen Sitte in ihr rege ward. Sie fühlte sich beschämt, und ihre Verwirrung zu verbergen und der Umarmung das Gepräge einer besonderen Gunst zu rauben, umarmte sie auch die beiden anderen Männer, während die Gräfin, in der die religiöse Begeisterung den Takt der Weltdame nicht vermindern konnte, ihr zu Hülfe kam, indem sie ihrem Beispiele folgte.

Dieser Vorgang, der die Frauen durch seine Plötzlichkeit und Ungewohnheit außer Fassung brachte, und sie verstummen ließ, begeisterte die Männer. Sie fühlten sich wie zu einem Mysterium geweiht, und zum ersten Male tauchte verführerisch in dem Prediger der Gedanke auf, aus dieser Gemeinschaft frommer Seelen, für die man fortan die von Cornelien gewählte Bezeichnung, der Gemeinde der Heiligen, annahm, eine wirkliche Gemeinde, eine Sekte zu gründen. Eine Wiedergeburt des Christenthumes zu seiner ursprünglichen Reinheit durch diese Sekte zu bewirken, erschien ihm nicht unmöglich, sondern als das lang geahnte Ziel seines Lebens und Wirkens.

Die frühere Erwähnung der Bedeutung, welche die Frauen in einigen der christlichen Sekten genossen, bot den Anlaß, den Geist jener Sekten zu prüfen. Man kam also überein, bei den nächsten Zusammenkünften die Werke des Grafen Zinzendorf zu studiren, für dessen Ideen die Gräfin immer eine gewisse Neigung gehabt hatte, während der Prediger und Friedrich anerkannten, daß in den Institutionen, auf deren Grundlage

die Brüdergemeinschaften gegründet worden, jene Idee der allgemeinen Gleichheit wesentlich vertreten sei, aus der seit der ersten französischen Revolution mehr oder weniger alle politischen Bewegungen hervorgegangen waren, und die zur Geltung zu bringen, also die Aufgabe der Zukunft sein werde.

Plessen betheiligte sich bei diesen Erörterungen in keiner Weise. Er war still in sich versunken, und auch Cornelie war schweigsam. Erst als man das Cabinet verließ, um in einem andern Zimmer die Abendmahlzeit einzunehmen, welche der Prediger mit Gebet einsegnete und beschloß, fanden jene Beiden ihre gewohnte Fassung wieder, und das Gespräch wendete sich nun erst der praktischen Thätigkeit des Vereines, dann Gegenständen von allgemeinem Interesse zu, wobei die Bedeutung der Kunst für die Erhebung der Seele zu Gott, in vielfache Betrachtung kam, weil die Gräfin sie zu den geistigen Elementen zählte, die wir unter uns anzubauen und zu pflegen hätten, während Cornelie sie, als der Sinnenwelt angehörend, verwarf, und darauf bestand, daß man

das Christusbild aus dem Betcabinette entfernen, und höchstens ein einfaches Kreuz an seine Stelle setzen solle, denn es stehe geschrieben: „die ihn anbeten, sollen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten.“

Die ganze Art der Unterhaltung aber hielt die Theilnahme der Freunde unabläßig in würdiger Weise beschäftigt, und Friedrich kehrte am Abende mit einer Fülle anregender Gedanken in seine Wohnung heim, in sich befriedigter als er es seit langer Zeit gewesen. In einer kirchlichen Gemeinschaft, die rein menschlichen und socialen Zwecken diente, und sich auf dem Boden des Christenthumes zum Erklären, Läutern und Verwirklichen desselben vereinte, hoffte er gefunden zu haben, was er so lange gesucht hatte. Die abstracte, speculative Philosophie entsprach seinem inneren Bedürfnisse nicht, ihre Terminologie war ihm ein Stein, den man ihm für das Brod des Lebens hinreichte, nach dem er schmachtete, ihr zersetzendes Wesen entwurzelte ihn selbst, und doch hatte er die Unbefangenheit seines früheren Glaubens seit dem Tode seines Vaters nicht mehr

wieder gewonnen. Jetzt aber wähnte er, jenen naiven Glauben an das Christenthum durch diese neue poetische und mystische Exaltation für dasselbe in sich ersetzt zu fühlen. Er hatte sich es oft gesagt, daß eine andere Form gefunden werden müsse, in der das ideale Streben der Menschennatur sich genug zu thun vermöchte, und sich nach einer neuen Religion gesehnt, welche die geistigen und leiblichen Elemente nicht vereinte, (denn er betrachtete sie als gesonderte, ja einander feindliche Kräfte), sondern ihnen innerhalb ihres Kreises den ihnen nöthigen Spielraum gönnte, nach einer Religion, die, wie der Monotheismus der Juden und der Mahomedaner, Gott zum Lenker und einzigen Gesetzgeber auch auf Erden machte. Die Trennung der Religion und ihrer Vorschriften von den staatlichen Gesetzen sah er als eine Quelle unserer meisten Uebel an, und schon lange hatte ihm der Gedanke an eine neue Reformation vor der Seele geschwebt, durch welche die Religion und das Staatsgesetz in sich einig und unzertrennlich werden sollten, so daß die Priester zugleich Vertreter des Gesetzes, und der von ihnen ertheilte

Religionsunterricht die Erziehung für dies eine untheilbare Gesetz werden mußte. Diese Ideen den Freunden mitzutheilen, sie mit den ihren auszutauschen und zu berichtigen, lag ihm sehr am Herzen, und wie man in dem engvertrauten Kreise sich dem Studium der Zinzendorf'schen Werke überließ, so wendete er seine ganze Aufmerksamkeit den Schriften St. Simon's und Fourier's zu, um ihre auf Theokratie gegründeten Vorschläge zu einer neuen Gesetzgebung und Umgestaltung der socialen Verhältnisse im Interesse der Gemeinde der Heiligen kennen zu lernen.

Zweites Kapitel.

Während die Freunde sich auf solche Weise in ihre religiösen Uebungen versenkten, und ihre Thätigkeit immer weiter in die Allgemeinheit ausdehnten, verödete das Familienleben des Barons von Tag zu Tage mehr. Cornelie fing an den häuslichen Beruf der Frau als Nebensache geringzuschätzen, und uneingedenk der Wahrheit, daß der Gesammtheit am Besten geholfen werde, wenn Jeder an seinem Platze seine nächste Schuldigkeit thue, nur in dem Wirken für die Gemeindemitglieder ihre Genugthuung zu finden.

Die Aufsicht des Hauses fiel dadurch Augusten zu Theil, und Cornelie, welche es vergebens

versucht hatte, die nun ganz erwachsene Cousine für die Richtung der Gemeinde zu gewinnen, legte ihr um so ruhiger jene Pflichten auf, als Auguste selbst die größte Befriedigung darin zu haben schien. Lange als Kind behandelt, wie es den jüngsten Mädchen in den Familien zu geschehen pflegte, in denen ältere und obenein begabtere Töchter vorhanden sind, fühlte sie es als eine Wohlthat, nicht mehr gehorchen zu müssen, sondern anordnen und befehlen zu können, und ohne Anlage oder Neigung für geistige und künstlerische Beschäftigung, dabei aber thätig von Natur, ward ihr das Arbeiten und Schaffen im Hause zu einer Nothwendigkeit, wollte sie nicht die Langeweile des Müssigganges empfinden.

Daß sie nicht Helenens Anmuth, nicht Corneliens Bedeutung besitze, daß ihre Ansprüche an das Leben denen ihrer Cousinen nicht gleich kämen, hatte sie von Jugend auf sowohl an dem Benehmen der Gäste, als an dem der Dienerschaft ermessen können, wenn die Liebe ihrer verstorbenen Tante und die Güte der ganzen Familie sie auch als Kind des Hauses behandelt hatten, und die

Briefe ihres Vaters hatten nur dazu beigetragen, sie daran zu erinnern, daß sie eine Fremde sei, daß ihre Zukunft nicht die der Heidenbruck'schen Kinder sein werde.

Dieser Vater, der Bruder der Baronin, war durch seinen Leichtsinn früh in schlimme Händel verwickelt, und in Folge einer Heirath mit einem ungebildeten Mädchen niederen Standes zum Austritt aus dem Regimente genöthigt worden, in dem er als Lieutenant gedient hatte. Durch die Vermittelung seines Schwagers hatte er eine Stelle als Subaltern-Beamter bei dem Zollamte einer Grenzstadt erhalten, und dort sich, nachdem Augustens Mutter bei der Geburt dieses ihres einzigen Kindes gestorben war, zum zweiten Male vermählt, ohne eine bessere Wahl zu treffen. Seiner zweiten Ehe war eine zahlreiche Familie entsprossen, und da Noth und Sorge, die Folge beschränkter Verhältnisse und übler Wirthschaft, sich mehr und mehr jenes Hausstandes bemächtigten, hatte die Baronin das älteste Kind, Auguste, zu sich genommen, und sich zur Versorgung desselben erboten, während sie, so weit es in ihrer Macht

gestanden, dem Mangel und den Wirrnissen ihres Bruders redlich abgeholfen hatte.

Nur vierteljährig waren Briefe zwischen ihrem Vater und Augusten gewechselt worden, sie hatten aber hingereicht, einen Schatten über ihr Leben zu werfen, und ihre Augen auf Zustände zu richten, von denen ihre glücklicheren Cousinen unberührt geblieben waren. Jedes Schreiben ihres Vaters hatte von seinem Mangel gesprochen, jedes der Kleinen vorgehalten, wie gut sie es habe im Vergleiche zu den Ihrigen. Immer waren offene oder versteckte Forderungen darin enthalten gewesen, deren Gewährung zu erwirken, sie direct oder indirect die Weisung empfangen, und niemals hatte die Ermahnung gefehlt, sich nicht an die Pracht und Herrlichkeit ihres jetzigen Lebens zu gewöhnen, sondern sich stets zu erinnern, daß ihr Vater von Rang und Reichthum zum Elend herabgesunken sei, und daß man auf Nichts weniger zu rechnen habe, als auf die Beständigkeit irdischen Besitzes und auf die Treue der Menschen.

Hatte die Baronin um Augustens Willen das Abbrechen dieses brieflichen Verkehres oft ge-

wünscht, so hatte der Baron sich dieser Ansicht widersetzt, weil kein Mensch auf Erden das Recht habe, einem Vater, der nicht für bürgerlich ehrlos erklärt worden sei, die Anrechte an seine Kinder zu entziehen, ja er selbst hatte die Hand dazu geboten, als der Vater einst das Kind zu sehen und zu diesem Zwecke die Hauptstadt zu besuchen gewünscht. Indeß jene Begegnung war für die damals vierzehnjährige Auguste eine durchaus nachtheilige gewesen. Das schon von Natur nicht edle Wesen ihres Vaters hatte sich in dem langen Beisammensein mit einer rohen Frau und in dem Verkehre mit ungebildeten Menschen erniedrigt, und Kinder sind bei der Lebhaftigkeit, mit der ihre frischen Sinne die ersten Eindrücke empfangen, scharfe Beobachter und strenge Richter. Der Unterschied in der Erscheinung des Zollamtscontroleurs und des Barons, die Scheu, mit der die eigene Schwester ihn behandelte, der Zwang, welchen die Uebrigen sich auferlegten, ihm rücksichtsvoll als einem Verwandten zu begegnen, vor Allem aber die Geringschätzung der Dienerschaft, waren ihr nicht entgangen, und hatten ihr einen

unauslöschlichen Eindruck gemacht. Sie fürchtete sich vor dem Vater, sie schämte sich seiner. Es dünkte sie, als ob alle Augen mitleidig auf sie blickten, als ob jeder gewohnte Beweis der Zärtlichkeit ihrer Tante sie entschädigen solle für das Unglück, die Tochter eines solchen Vaters zu sein, und als ob das Mädchen, das zu ihrer Bedienung angewiesen war, sie von Stunde an nicht mehr wie sonst, sondern mehr wie ihres Gleichen ansähe und behandelte, worin sie sich nicht täuschte.

Ein Gefühl unverdienter Demüthigung, eine mißtrauische Angst, man könne sie an ihren Vater erinnern wollen, blieben ihr davon zurück, und während sie selbst fast niemals von ihm sprach, hegte sie doch ein unaufhörliches Mitleid mit seiner und der Seinigen Bedrängniß, wenn sie des Ueberflusses gedachte, der sie umgab und den sie theilte. Weil ihre schmerzlichsten Erfahrungen sich an ihren Vater knüpften, wähnte sie, alles Leid könne den Menschen nur von dieser einen Seite kommen, und aus diesem Empfinden hatte sie einst an Friedrich, als sie ihn an jenem Weihnachtsabende so niedergeschlagen mitten in der

allgemeinen Freude erblickt, die Frage gerichtet, „ob er noch einen Vater habe?“

Eine frühreife Einsicht in des Daseins Drangsale, eine gewisse trockene Altklugheit und ein trauriger Zwiespalt in ihrem Empfinden, waren die Folgen dieser Verhältnisse. Die Vorsorge der Baronin hatte sie nicht zu bekämpfen vermocht, und nach dem Tode der Tante, als das Mädchen sich mehr und mehr auf sich selbst gewiesen sah, hatten diese Fehler nur um so tiefer in ihr Wurzel gefaßt.

Sie hatte die heitere Geselligkeit nicht vergessen, welche früher das Leben ihrer Cousinen verschönt. Da aber weder der Onkel in seiner Zurückgezogenheit, noch Cornelie in ihrer wachsenden Weltentfremdung daran dachten, ihr einen gleichen Jugendgenuß zu bereiten, so bestärkte sie diese Vernachlässigung in dem Gedanken, daß es für sie ein Unglück gewesen, in Verhältnissen erzogen zu werden, für die sie nicht bestimmt sei. Halb aus Resignation und Vernunft, halb aus trotzender Verletztheit, beschloß sie also, sich nicht mehr als ein gleichberechtigtes, sondern als ein dienst-

bares Mitglied des Hauses anzusehen. Jene Besorgungen, die sie bisher aus freier Neigung übernommen, behandelte sie jetzt als ihr obliegende Pflichten, welche zu erfüllen sie sich als eine That der Dankbarkeit und Selbstverleugnung anrechnete, und während der Baron und die nächsten Freunde des Hauses, Auguste um ihrer magdlichen Dienstbarkeit willen liebgewannen und priesen, entwickelte sich in ihr ein beschränkter Hochmuth, der die eigenen häuslichen Leistungen als das Wesentliche, alles geistige Streben aber als unwesentlich für eine Frau betrachtete. Unfähig Helene oder Cornelie in ihren Vorzügen zu erreichen oder dieselben vergessen zu machen, bildete sie in sich mit dem nie fehlenden bewußtlosen Instinkte enger Frauenseelen jene Eigenschaften aus, welche bei den Cousinen niemals in Anschlag gekommen waren, und in denen sie ohne Nebenbuhlerin und ohne Vergleichung das Feld behaupten konnte. Sie ward Hausfrau aus Selbsterhaltungstrieb und eigensüchtig aus demselben Grunde; denn der Egoismus ist die Waffe, das Horn, der Stachel, den die Natur dem Menschen mitgegeben hat. Er

ist in dem großen Charakter Bedingung und Hebel seiner Wirksamkeit, in dem kleinen Nothwehr, und diese Nothwehr des Schwachen wird zugleich der Widerstand für den Starken, damit er das Material, in und mit dem er arbeitet, nicht zu schnell verbrauche. Beschränkte Menschen sind darum meist von einer zähen Ausdauer, an der die Energie von Riesenkräften stumpf und müde wird.

Auf solche Art fanden der Baron sowohl, als Richard und Georg sich auf Auguste angewiesen. Auch die Hausfreunde gewöhnten sich daran, das junge siebenzehnjährige Mädchen als die Wirthin des Hauses anzusehen, die überall ausgleichend, vorsorgend und vermittelnd, sich Allen unentbehrlich zu machen wußte. Vor Allen wurde dem Lieutenant ein Bedürfniß, der die Einförmigkeit des Vaterhauses im hohen Grade drückend fand, während die alte Familienordnung ihn doch nöthigte, die Abende so viel als thunlich in demselben zuzubringen, und der Wunsch, dem Baron die beginnende Vereinsamung des Alters weniger empfinden zu lassen, ihn von selbst dazu vermochte. Rückhaltslos hatte er bei allen

Gelegenheiten es Cornelien zum Vorwurf gemacht, daß sie über ihrer persönlichen Genugthuung, über ihre neuen Freunde ihre natürlichen Pflichten und ihre Familie vergesse. Er hatte sie getadelt, daß sie Augustens Jugend ohne alle Freude dahinschwinden lasse, und wie er sich dadurch die Schwester entfremdete, war in dem Herzen der Cousine eine dankbare Hinneigung zu ihm erwachsen, die alle jene Vorsorge, welche sie den Anderen aus Pflichtgefühl bezeugte, für ihren Beschützer mit freudiger Liebe übernahm. Sie lernte seine Ideengänge kennen, sie wußte, wann der Augenblick gekommen war, die Unterhaltungen zwischen Vater und Sohn mit irgend einem Scherze zu unterbrechen, ehe sie den Punkt erreichte, auf dem die Ansichten der Männer sich feindlich entgegen traten, und fast kein Tag verging, an dem sie Georg nicht auf irgend eine Weise zu verpflichten wußte. Ueberlegt, vorsichtig und sparsam, besaß sie gerade die Eigenschaften, welche dem Lieutenant fehlten, der sie bald zur Vertrauten der Verlegenheiten machte, in die sein heftiger Charakter ihn verwickelte.

Genöthigt, Zerstreuung außerhalb des Hauses

zu suchen, wobei der Umgang mit Larssen ihm verderblich war, hatte zugleich die fortschreitende Freiheitsbewegung im Südwesten des deutschen Vaterlandes ihn in ihre Kreise gezogen, und die Ansichten des Doctors in ihm einen gelehrigen und enthusiastischen Schüler gefunden, der sich darin gefiel, die neu erworbene Einsicht der stets freundlich zuhörenden Auguste und dem heranwachsenden Richard zugänglich zu machen, um sich lehrend der erworbenen Erkenntniß deutlicher bewußt zu werden.

Bei Mädchen und Frauen gilt aber die Theilnahme für eine Idee häufig nur dem Manne, der sie vertritt, und so vermochte Auguste den Gesprächen ihres Vetters mit Freude zuzuhören, seine Hoffnungen und Befürchtungen zu den ihren zu machen, obschon sie die vollständigste Gleichgültigkeit hegte für die Fortschritte des Constitutionalismus, während der jüngere Richard das Gedeihen desselben als einen Triumph der englischen Gesetzgebung über die deutsche ansah, und sich dafür begeistern konnte. Kaum zwölf Jahre alt bei dem Tode seines Vaters, hatte der Stolz

auf die Nation, der er angehörte, schon so tiefe Wurzel in dem Knabenherzen geschlagen, daß die spätere Erziehung in Deutschland in ihm das Selbstgefühl des freigebornen Engländers nicht mehr zu unterdrücken vermochte, und mehr, als der Lieutenant es gewahr wurde, stachelte des Knaben stets mit Entzücken gesprochenes: „ich bin ein englischer Bürger!“ die Unzufriedenheit Georgs mit seinen eigenen Verhältnissen auf.

Wißbegierig, wie Richard es war, fand er in Plessens Vorliebe für England auf ihren täglichen Spaziergängen Gelegenheit, sich über die Gesetze und Zustände des Landes zu unterrichten, dem er angehörte, und in das er zurückzukehren gedachte, sobald seine Schulbildung beendet und er in das achtzehnte Lebensjahr getreten sein würde. Sein Vater hatte es angeordnet, daß das Handlungshaus in Lissabon bis zu des Sohnes erlangter Großjährigkeit fortgeführt werden und ihm dann die Bestimmung freistehen sollte, ob er es auflösen oder als Chef in dasselbe eintreten wolle, wie denn auch die Wahl seines Berufes ihm vollkommen freigestellt und über-

haupt nur die unerläßlichste Bevormundung für ihn festgesetzt worden war. Nach einer ausdrücklichen Bestimmung des Testamentes hatte Richard an seinem vierzehnten Geburtstage erfahren, daß er der Erbe eines großen Vermögens und der freie Herr seines Willens sei, während ihm zu gleicher Zeit ein Schreiben seines Vaters übergeben worden war, das ihn in den einfachsten und männlichsten Ausdrücken ermahnte, die ihm gewordenen Vorzüge würdig zu brauchen. „Du trittst ohne die Nothwendigkeit der Dienstbarkeit in das Leben," schloß es, „es ist Niemand da, der Dir zu gebieten hat, Du stehst allein unter den Gesetzen Deines edlen Vaterlandes, sobald Du aus der Vormundschaft Deines Onkels entlassen sein wirst. Benutze deine Jugend, Dich reif zu machen für das Leben, und bedenke, daß gerade Deine Unabhängigkeit Dir die Pflicht auferlegt, sie als Mann, als Engländer und als Gentleman würdig zu gebrauchen!"

Diese Erziehungsweise, so sehr sie sich im Gegensatze zu den Ansichten des Barons befand, äußerte auf Richard die günstigste Wirkung. In

einem Alter, in welchem die Knaben in Deutschland fast noch ausschließlich mit den Spielen der Kindheit beschäftigt sind, blickte der junge Engländer, wenn er sich mit Lust der Gesellschaft seiner Kameraden überlassen hatte, hinüber zu dem mächtigen Inselvolke, von dessen weltbeherrschender Macht, von dessen freien Bürgern zu hören, ihn tiefer erschütterte, ihn gewaltiger erhob, als die Geschichtserzählungen aus der Vorzeit es vermochten. Die Begeisterung, welche uns aus der Vergangenheit quillt, ist unfruchtbar gegen den fortzeugenden Enthusiasmus, den eine würdige Gegenwart in uns erregt. Von Jugend auf zu wissen, daß auf jedem Punkte der Erde seine Person unverletzlich sei, so lange er durch kein Verbrechen sich des Schutzes der Gesetze unwerth mache, zu wissen, daß die mächtigste Nation der Erde, in ihrer Gesammtheit, jede ihm zugefügte Unbill räche, das waren Gedanken, welche der Knabe mit freudestrahlenden Augen aussprach; und auf dem Boote, das er sich nach einem englischen Muster hatte bauen lassen, umher zu rudern, die englische Flagge über seinem lockigen

das Haupte, das flößte ihm eine Wonne ein, unter der sein junges Herz sich in stolzen Schlägen schwellte.

So standen die Verhältnisse im Hause, als ein Maskenball, der im Anfange des Winters stattfinden sollte, die allgemeine Theilnahme erregte, weil man mit demselben die Anwesenheit eines der Prinzen zu feiern gedachte. Der Baron, der sich in diesem Falle dem Feste nicht entziehen konnte, hatte der Tochter erklärt, dem Balle beiwohnen und sie und Auguste hinführen zu wollen, war aber bei Cornelie auf Widerstand gestoßen. Sie wendete ihm ein, daß sie seit dem Tode ihrer Mutter von dergleichen Zerstreuungen entwöhnt sei, sie entschuldigte sich mit ihrer Unlust an denselben, als jedoch der Baron auf seinem Wunsche beharrte, und ihr vorhielt, daß es ihre Pflicht sei, sich seinem Willen und dem Vergnügen der stets dienstfertigen und selbstlosen Cousine zu unterordnen, da brach Cornelie verstummend in Thränen aus.

„Was soll das?“ fragte der Baron, „Du weißt, daß ich an meinen Kindern die Schwäche des Weinens nicht ertragen mag!“

„Es ist nicht Schwäche, theurer Vater!“ entgegnete Cornelie, „es ist der Schmerz, der sie mir erpreßt. Ich habe den Augenblick lange gefürchtet, in dem ich mich zwischen Dir, mein theurer Vater, und meinem himmlischen Vater gestellt fühlen würde, und er ist gekommen!“

Sie hielt inne, der Baron schwieg auch, als erwarte er, daß sie fortfahren würde, da sie es nicht that, sagte er nach einer Pause: „Und nun Cornelie?“

„Nun, mein theurer Vater! muß ich Dir endlich bekennen, daß ich den Weg der Halbheit, den ich bisher gegangen bin, nicht weiter gehen kann. Ich kann nicht, selbst nicht für Dich, dem ich mein Leben danke, meine Seele fortsiechen lassen zwischen den hohlen, uns vernichtenden Freuden eitler Weltlust und der Erhebung zum Lichte und zur Wahrheit. Gönne mir, daß ich fortan meiner Ueberzeugung leben, daß ich mich heiligen darf in mir nach meinem Sinne, um der Gemeinschaft meines Heilandes und derer, die sich um ihn schaaren, werth zu werden. Muthe mir nicht mehr zu, an dem hohlen Treiben der

Weltmenschen Theil zu nehmen, vor dem mein Bewußtsein schaudert, und laß mich Dir, wie mein leiblich Dasein, so auch das ungestörte Heil meiner Seele verdanken!"

Mit dieser Bitte wähnte die Tochter das höchste Zugeständniß gemacht zu haben, das ihr zu thun verstattet sei, denn ihr Bewußtsein hob sie seit langer Zeit über all diejenigen hinaus, die ohne Erleuchtung die Pfade der Welt wandelten, und sie bat es im Herzen ihrem Heilande ab, daß sie sich gedemüthigt habe, wo es ihre Pflicht gewesen wäre, mit der Kraft der Ueberzeugung seine Wahrheit als unumstößliches Gesetz zu verkünden. Der Baron aber faßte es anders auf.

Er hatte sie ohne ein Zeichen von Bewegung ruhig sprechen lassen. Als sie geendet hatte, sagte er: „Ich habe Dich angehört, nun höre mich an. Als ich Dir gestattete, die von Deiner seligen Mutter gegründeten Vereine fortzuführen, geschah es in der Voraussetzung, daß sie in ihrem und in meinem Sinne verwaltet werden sollten, daß sie eine Kette bilden würden zwischen dem Adel und dem Volke, daß sie dem Bürger ein Beispiel

werden würden, was dem Reichen gegen den Armen, dem Glücklichen gegen den Leidenden zu thun obliege. Der Verein sollte in diesen Zeiten der Verwirrung und des Hasses der Stände, ein aussöhnendes Bindemittel zwischen ihnen herstellen, und der Adel als die Stütze des Thrones sollte, das war mein gegen Deine Mutter ausgesprochener Grundsatz, ohne Anspruch auf Anerkennung im Stillen daran arbeiten, den sittlichen Boden zu befestigen, auf dem allein der Thron in sichrer Ruhe sich erhebt."

„Dieser sittliche Boden grade, mein Vater!" fiel ihm Cornelie in's Wort, aber der Baron ließ sie nicht enden.

„Unterbrich mich nicht!" sagte er streng und fuhr dann fort: „Ich billigte es, daß Du die Gräfin an die Spitze des Unternehmens stelltest, denn Du kanntest meine Ansicht, daß es einem Mädchen nicht gezieme, mit ihrem Namen in die Oeffentlichkeit zu treten. Ich gestattete Dir, in Deiner Lebensweise einfachere Gewohnheiten, in Deiner Kleidung größere Schlichtheit anzunehmen, weil es in unseren Zeiten nützlich ist, sich bedürfnißlos

zu machen. — Aber ich verbiete Dir von dieser Stunde ab die Theilnahme an dem Hülfsvereine, denn ich sehe, was ich bereits vermuthet, daß ihr auf Abwege gerathen seid, daß ihr euch in religiöse Spielereien versenkt habt, die ich mißbillige und denen ich ein Ende gemacht haben will, weil sie Deinen gesunden Sinn, weil sie Dein Urtheil, das wir klar erzogen haben, bereits so weit verwirrten, daß Du Deine nächste und bis jetzt einzige Pflicht vergessen konntest, die Pflicht des Gehorsams gegen mich. Du hast keine andere. Erfülle sie, Cornelie!"

Er gab ihr bei diesen Worten die Hand, seines Erfolges gewiß und also zum Verzeihen des Vorhergegangenen bereit, aber er hatte sich getäuscht, denn er hatte nicht auf die Kraft in Cornelien gerechnet, die der Fanatismus verleiht.

„Meine einzige Pflicht ist der Gehorsam gegen Gott!" sagte sie fest, „und wenn ich gestellt werde zwischen Menschenwillen und den Willen meines Schöpfers, darf mein Herz nicht schwanken. Du selbst, mein Vater! hast mich durch das Sacrament der heiligen Taufe zur Nachfolge des Hei-

4*

landes geweiht, wie darfst Du mich hindern ihm nachzustreben?"

„Laß die Phrasen, Cornelie!" rief der Baron, „sie mögen Bewunderung erregen vor den Ohren Deiner Freunde, mir sind sie leeres Wortgepränge. Du kennst jetzt meinen Willen. Du entsagst von heute ab der Theilnahme an dem Vereine und Du begleitest Auguste zu dem Balle! Es wird Dir leicht werden, Deine Verblendung zu erkennen, sobald Du Dich wieder in dem Dir zukommenden Lebensgleise bewegen wirst."

„Das werde ich nicht, mein Vater!"

„Cornelie!"

„Ich werde und ich darf es nicht, mein Vater!" wiederholte sie.

„So werde ich Dich zwingen es zu thun!"

„Zwingen?" fragte Cornelie, „wie ist das möglich, Vater?"

„Du verlässest von heute ab nicht ohne mein Wissen das Haus, und empfängst keine Besuche ohne meinen Willen."

„Die Einsamkeit ist eine Gnade für den, mit dem der Geist des Heilandes ist. Er wird bei

mir sein und mein Trost allezeit; ich danke Dir, mein Vater!" sagte sie, küßte dem Baron die Hand und verließ das Zimmer, beseligt durch das Bewußtsein eines Märtyrthums.

Der Baron blieb zurück mit dem Gefühle eines Mannes, der die Grundpfeiler seines Hauses hat wanken sehen. Ein Herrscher, an dessen Krone sein Volk die Hand gelegt, mag sich immerhin noch ferner von Gottes Gnade nennen, der eigne Glaube an seine Göttlichkeit ist doch verloren. Noch hoffte der Baron zu siegen, aber daß er es zu der Nothwendigkeit eines Sieges kommen lassen, zerstörte in ihm das Bewußtsein der Unfehlbarkeit, in der das Geheimniß seiner Kraft geruht. Er hatte sein Kind auf falschem Wege wandeln lassen, er war nicht die Vorsehung seines Kindes gewesen, das gab Cornelien das Recht, einen höhern Willen als den seinen zu verehren.

Er bereute die Uebereilung, mit der er sich zu einer Drohung hinreißen lassen, welche er auszuführen weder gesonnen, noch im Stande war. Wie lange konnte er diese Clausur über seine Tochter verhängen? Sie von dem Orte zu ent-

fernen, würde er sich um so weniger entschlossen haben, je mehr er sie seiner Leitung bedürftig glaubte, und sie zwingen, sich den geselligen Freuden und den früheren Lebensgewohnheiten wieder zu überlassen, war unmöglich, denn der Zwang kann Vieles hindern, aber Nichts befördern, wenn er nicht zu physischen Gewaltmitteln seine Zuflucht nehmen will. Dem Auge seiner Freunde, dem Auge der Dienerschaft den Zwiespalt kundzugeben, der sich zwischen ihm und seiner Tochter aufgethan, hieß für ihn eine Niederlage eingestehen und sich der gewohnten Waffen freiwillig berauben. Wenn er anderseits Cornelien die Genugthuung des Leidens für ihren Glauben gewährte, erhob er ihr Selbstbewußtsein und ihre Bedeutung in der Werthschätzung ihrer Sinnesgenossen. Zum ersten Male entschloß er sich zu einem Widerrufe, aber sein Schritt dünkte ihn wankend, als er das Zimmer seiner Tochter betrat, und tiefe Blässe lag auf seiner verdüsterten Stirne.

Cornelie war mit weiblicher Arbeit beschäftigt. Sie erhob sich bei seinem Eintritt mit einer Förmlicheit, die ihn kalt berührte, weil sie ihm zeigte,

daß es Worte und Handlungen giebt, die dem innigsten Verhältniß einen nie mehr auszugleichenden Schaden zufügen. Mit dieser erzwungenen Ehrerbietung hatte noch keines seiner Kinder je vor ihm gestanden. Sie erschütterte ihn auf das Tiefste, und mit bewegter Stimme sprach er: „Ich komme, Dir zu sagen, daß ich meinen Vorsatz ändere. Ich will Deiner Einsicht nicht Gewalt anthun, aber ich fordere von Dir strenge Prüfung dessen, was Du Deinen Glauben nennst, und ich werde Dir Gelegenheit bieten, sie zu üben. Du bist Herr Deines Kommens und Gehens wie zuvor, ich dispensire Dich für diesmal von dem Balle, denn Du bedarfst allerdings der Sammlung, um Dir klar zu machen, wohin Du Dich verirrt hast. Komm zum Thee herunter.“

Damit wendete er sich ab und schritt langsam der Thüre zu, auf einen Dank, wie auf ein zusagendes Wort der Tochter rechnend. Es ward nicht gesprochen. Cornelie selbst erschrak vor ihrem Schweigen. Es war öde und kalt in ihrem Innern, und mit herzzerreißender Klarheit empfand

sie, daß man den nicht lieben kann, der unumschränkte Macht hat über uns. Vor der Gewalt, auch vor der edelsten, vermag der selbstbewußte Mensch allenfalls Ehrfurcht zu fühlen, aber Liebe erwächst und besteht nur in der Freiheit. Menschen und Völker, die ihren unbeschränkten Herrn zu lieben fähig sind, geben dadurch ein Zeugniß ihrer Unreife und Unbeständigkeit. Der Vater und die Tochter empfanden es, daß sie in dieser Stunde sich an der Grenzscheide ihres bisherigen Verhältnisses befanden, und daß sie überschritten sei. Indeß Nichts verrieth äußerlich den Bruch mit der Vergangenheit, ja es trat jene Schonung zwischen ihnen ein, welche die fehlende Sicherheit bezeichnet; und als ob gar Nichts vorgefallen wäre, wies der Baron seine Nichte an, die Vorbereitungen zu dem Maskenfeste für sich allein zu treffen.

Auguste hatte stets einen selbstquälerischen Genuß darin gefunden, von den Lustbarkeiten sprechen zu hören, an denen sie nicht Theil nahm. Jetzt, da der Onkel ihr freigebig eine namhafte Summe zur Verfügung stellte, ihre Garderobe zu beschaf-

fen, lehnte sie das reiche Anerbieten mit der Erklärung ab, sie wünsche kein Costüm anzulegen, in dessen Herrlichkeit sie sich selbst wie eine Maske dünken würde, und da man eine Reihenfolge von deutschen, italienischen und französischen Opern darzustellen beabsichtigte, bat sie den Lieutenant, die nöthigen Schritte zu thun, damit ihr die Rolle des Aschenbrödel überlassen werde.

Die spielende Weise, in der sie den Wunsch aussprach, stand ihr so vortrefflich, als später die erwählte Tracht. Das schlichte grauseidene Gewand, das Käppchen von schwarzem Sammet paßten vollkommen zu ihrem weichen blonden Haare, zu der mehr frischen und kräftigen als edlen Gestalt, und als sie am Abende des Festes zu demselben geschmückt, in das Zimmer trat, rief Richard gegen Georg gewendet mit Verwunderung aus: „Sieh doch, Georg! Auguste ist ja wirklich hübsch!“

Auch der Lieutenant bemerkte es zum ersten Male, so daß in Augustens Freude über die Bewunderung ihrer Vettern sich ein kränkendes Gefühl über die Nichtbeachtung mischte, der sie seit dem Tode ihrer Tante anheimgefallen war. Ihr

Stolz empörte sich dagegen, und während das bunte Getreibe eines Maskenballes sie umwirbelte, während der Glanz, die Lust, die sich bewegenden phantastischen Gestalten ihre Sinne aufregten und verwirrten, kam ihr urplötzlich der Gedanke, dem Schicksal abzutrotzen, was der jugendliche Leichtsinn ihres Vaters ihr entzogen hatte — Unabhängigkeit und den Genuß des Lebens.

Jede neue Erscheinung in der Gesellschaft, wenn ihr der Reiz der Jugend zu Hülfe kommt, hat den Vorzug, die Aufmerksamkeit der Männer zu erregen, und das junge Mädchen sah sich in einer Weise gesucht, an der die Theilnahme des Lieutenants sich entzündete. Was man geschätzt sieht, wird erstrebenswerth, und fremdes Urtheil bestimmt für die Masse den Preis der Dinge wie den eigenen Werth. Georg huldigte der Cousine mit dem vertraulichen Anrecht ihres geschwisterlichen Lebens, aber Auguste hielt sich zurück. Das machte ihn ungeduldig, er ward dringender, sie sah es und lachte über ihn, denn sie erkannte die Macht, die jedem Weibe innewohnt und beschloß sie zu benutzen. Sie schien hingerissen von

der ungewohnten Freude, aber ihr Sinn war so mächtig auf einen Punkt gerichtet, daß Nichts sie davon abziehen, Nichts sie zerstreuen konnte von dem einen Plane. Sie wollte nicht mehr die dienende Vertraute ihres Vetters sein, sie wollte sein Weib werden, er sollte ihr die Stellung und den Genuß des Lebens geben, die sie begehrte. Und war es nicht stets unbewußte Liebe gewesen, die sie für ihn empfunden hatte? Bedurfte er ihrer nicht? so fragte sie sich, während ihre Blicke heiter leuchteten, als läge jeder ernste Gedanke ihr in weiter Ferne, als fühle sie nicht, welchen Erfolg sie gehabt, als hätte dieser erste Sieg sie nicht zu neuem Siegenwollen aufgestachelt.

Aber in ihren Träumen, ihren Wünschen und Planen ward sie durch eine ungewöhnliche Bewegung unterbrochen. Man trat in Gruppen zusammen, man lachte, es wurden Worte der Mißbilligung laut, dann plötzlich hatten eine große Anzahl von Personen, Alle fast zu gleicher Zeit, geschriebene Blätter ausgetheilt erhalten, die in witzigen Epigrammen bald die Empfänger selbst, bald andere Personen geißelten. Je-

dem waren sie durch einen Zettelträger übergeben, und zwar an den verschiedensten Stellen des Saales und in allen Nebenzimmern auf einmal, so daß viele Personen in der gleichen Maske sich dem Geschäfte unterzogen haben mußten, überall fand man noch Blätter auf dem Boden liegen, und Eines überbot das Andere in witziger Spötterei, in bitteren Sarkasmen. Eine Menge bekannter und doch nur ungern preisgegebener Verhältnisse war in den Epigrammen bloßgelegt, Privat- und öffentliche Zustände fanden ihren Richter, und während sie die allgemeinen Institutionen vom Standpunkte einer sehr radicalen Anschauungsweise, der spottenden Kritik anheimgaben, geißelten sie unbarmherzig die höchsten Beamten der Verwaltung und des Militairs.

Die allgemeine Bestürzung mußte den zu diesem Unternehmen Verbündeten die Zeit gelassen haben, zu entkommen. Niemand hatte vorher die Maske eines Zettelträgers wahrgenommen, dann war sie an allen Enden aufgetaucht und eben so spurlos verschwunden. Selbst dem Prinzen hatte man ein Epigramm zuzustellen gewußt,

das ihm die empfangenen Huldigungen als eine Folge erlassener Befehle verdächtigte, und die allgemeine Mißstimmung ward noch dadurch um ein Vieles gesteigert, daß dieses Ereigniß grade in Gegenwart des jungen Fürstensohnes Statt gefunden hatte. Man versuchte über die Störung fortzukommen, aber es war nicht möglich. Der Prinz verließ den Ball, der kommandirende General, der besonders heftig angegriffen war, begleitete ihn, andere Personen, welche ähnliche Unbill erfahren hatten, folgten Jenen, nach kurzer Zeit war der Ballsaal verlassen, das Fest beendigt.

Als Auguste sich endlich in ihrem Schlafcabinette, das Herz voll Wünsche, den Geist voll Pläne, zur Ruhe niederlegte, trug sie Vermuthung in sich, die sie nur sich selbst gestand.

Drittes Kapitel.

Der Vorgang auf dem Balle brachte die ganze Stadt in Bewegung, überall sprach man von den Epigrammen, und selbst in den Kreisen, welche den Theilnehmern an dem Feste fern standen, kannte man schon am nächsten Tage den Inhalt der Spottgedichte und recitirte sie an allen Ecken und Enden. Noch in der Nacht des Balles hatte man den Hauswart und die aufwartende Dienerschaft vernommen, man hatte an den folgenden Tagen die Lohnkutscher verhört, die Epigramme waren gesammelt, die verschiedenen Handschriften derselben verglichen worden, ohne daß es zu irgend einer Spur geleitet hätte. Trotz dem

aber stellte sich die allgemeine Vermuthung dahin fest, daß der Streich von Militairpersonen ausgegangen sein müsse, weil es besonders die unvernünftige Strenge des Kamaschendienstes, der niederdrückende Einfluß der Disciplin und die Einsichtslosigkeit, Pedanterie und sonstigen Mängel der höheren Offiziere gewesen waren, die der Spott am schärfsten hervorgehoben und gegeißelt hatte.

Schon lange war man darauf aufmerksam geworden, daß sich eine Anzahl jüngerer Offiziere ein paar Mal wöchentlich, angeblich zu wissenschaftlichen Vorlesungen versammelte, die aber meist in wilden Gelagen ihr Ende fanden. Georg war der Stifter dieses Vereines, Larssen der Lector desselben, und Vorträge über alte Geschichte und Poesie Anfangs allerdings der Zweck derselben gewesen. Indeß nach kurzer Zeit waren die regelmäßigen Vorlesungsstunden in freie Unterhaltungen verwandelt worden, und Larssen's Beleuchtungen der antiken Welt, hatten die Köpfe der jungen Männer mit einem Gährungsstoffe angefüllt, der in den engen Schranken der Disciplin nicht den Raum zu abklärender Entwicklung fin-

den konnte, und sich also in vielfachen Maßlosigkeiten, in ohnmächtigem Trotz und unwilligem Gehorsam kund gab. Durch Mittellosigkeit und Rücksichten mancher Art im Dienste festgehalten, sich gegenseitig steigernd in der Unzufriedenheit mit ihrer Lage, und wie die meisten Menschen geneigt, lieber die Härte des Schicksals als die eigene thatenscheue Schwäche anzuklagen, ward eine Theorie der spottenden Weltverachtung, jenes wüsten Weltschmerzes, unter ihnen Mode und Lord Byron ihr Held.

Jeder von ihnen liebte es, sich mit dem Dichter, dem fürstlichen Grafen, dem freigeborenen Engländer zu vergleichen, der trotz der Vorzüge seines Genies, seiner Verhältnisse und seines Vaterlandes, sowohl an den eigenen Mängeln als an den Vorurtheilen seines Volkes untergehen mußte, und Niemand bedachte, wie so gar keine Aehnlichkeit obwalte zwischen dem wüsten Unbehagen eines Secondelieutenants in einer deutschen Garnisonsstadt, und dem Lebensschmerze eines fürstlichen Genies mitten in dem Strom der Welt und seiner Zeit. Träume von idealen Zu-

ständen, in denen der freien Manneskraft keine Schranke die Entfaltung wehren sollte, wurden unter der Zucht einer Disciplin verkündet, gegen welche von den jungen Herren selbst eine um eines Viertelzolles längere Haarlocke als ein Verbrechen angesehen wurde, das zu begehen sie nicht wagten. Welt- und Menschenverachtung, Spott gegen alle bestehende Ordnung waren in aller Munde, während man die Avancementlisten sorgfältig verfolgte, und jene Entsittlichung, welche nie ausbleiben kann, wo die äußeren und inneren Verhältnisse des Menschen sich durch seine Schuld entgegenstehen, hatte so tief unter den jungen Offizieren Platz gegriffen, daß man es ihnen wohl zutrauen durfte, sich selbst und ihre Lebenslage ohnmächtig in anonymen Pasquillen zu verspotten.

Des Barons Widerwille und Verachtung gegen die Urheber dieses Vorganges konnten den Seinen nicht verborgen bleiben, und der Gedanke, Georg könne Theil daran haben, könne den Zorn seines Vaters auf sich ziehen, ließen Augusten keine Ruhe. Sobald sie sich an einem

der folgenden Tage allein mit ihrem Vetter sah, trat sie vor ihn hin, nahm seine Hand und sagte: „Ich habe eine Frage auf dem Herzen, Georg, die ich nicht wagen würde, könnte ein Anderer sie Dir thun? Kann ich Dir nicht helfen?“

„Mir helfen? und wozu?“ entgegnete der Lieutenant.

„Hast Du Nichts auf dem Herzen, Georg?“ forschte sie weiter, während mädchenhafte Befangenheit ihre Stimme beben ließ, denn so sehr sie das Alleinsein mit dem Vetter auch gewohnt war, machte es sie heute verlegen, weil sie es gesucht hatte.

„Auf dem Herzen habe ich Nichts, Auguste; aber ich glaube wahrhaftig, ich habe im Herzen was für Dich, ich glaube, ich habe mich neulich auf dem Balle Knall und Fall in Dich verliebt!“

„Scherze nicht, ich bitte Dich,“ rief sie, während eine dunkle Röthe ihre Wangen färbte, „ich bin in Todesangst um Dich. Hast Du das Pasquill gemacht?“

„Hältst Du mich für solchen großen Dichter? Das schmeichelt mir, denn ich finde es prächtig!“

„Hast Du das Pasquill gemacht?“ wiederholte sie dringender.

„Nein!“ antwortete er ihr.

„Da sei Gott dafür gedankt! das wäre des Onkels Tod gewesen und — —“

Sie sah den Lieutenant an, er war blaß geworden. „Du hast es gemacht!“ rief sie erschrocken.

„Und wenn das wäre, thörichtes Kind?“

„Dann würdest Du cassirt — —“

„Und ich wäre frei!“ unterbrach sie der Lieutenant mit kaltem Tone.

„Aber der Vater! der Vater!“ mahnte das Mädchen.

Des jungen Mannes Stirne verdüsterte sich wieder, Auguste weinte. „Du bist sehr gut, Auguste,“ sagte er.

„Dich cassirt, Dich im Gefängniß zu wissen,“ rief sie, „das überlebte ich nicht!“

Der Wehruf tiefen Schmerzes schlug an das Ohr des Offizieres. Er war im Zimmer umher gegangen, jetzt blieb er plötzlich vor dem Mädchen stehen und sah es betroffen an. Sein forschendes

Auge verwirrte die Aufgeregte bis zum Unerträg-baren, und in dem Gefühle, sich seinem Blicke zu entziehen, warf sie sich an seine Brust, fassungs-los die Worte wiederholend: „ich überlebe es nicht!"

Er hörte ihr Herz an dem seinen klopfen, die schöne Gestalt hing an seinem Halse, und als entzünde ihn plötzlich ein elektrischer Funke, so fest schloß er sie an sich. „Liebst Du mich, Au-guste?" fragte er.

Sie antwortete nicht, aber sie weinte und hatte seinen Kuß geduldet, als sie Schritte im Vor-zimmer hörten. Der Vetter ließ sie los und sie entschlüpfte, während es an die Thüre des Ge-maches klopfte und Larssen hereintrat.

„Hört uns hier Jemand?" fragte er. Der Lieutenant verneinte. „Ich komme von Deinem Vater, der mich rufen lassen, und habe Dir eine Mittheilung zu machen. In einer Stunde fin-dest Du mich zu Hause, sei aber pünktlich!"

Damit entfernte er sich, als wolle er nicht in der Gesellschaft des Lieutenants gefunden werden und verließ das Haus.

Georg folgte ihm um die angegebene Zeit.

Er fand Larssen im Schlafrock ausgestreckt in einem alten Lehnstuhl liegen, den er, wie das ganze Mobiliar, aus dem Schiffbruch seines früheren Lebens gerettet hatte, und dessen kunstreiches Holzschnitzwerk auffallend gegen das hie und da in Fetzen herabhängende Leder contrastirte, aus dem Leinwand und Roßhaar durcheinander hervorquollen. Auf der Marmorplatte seines Tisches standen und lagen leere Bierflaschen und Bücher, Papiere und Haarbürsten umher, so daß der Eintretende die peinliche Ordnung, welche der Besitzer in seinem Zimmer sonst fest zu halten pflegte, doppelt vermißte.

Larssen hatte sich eine Pfeife gestopft und blies die Rauchwolken behaglich in die Luft. „Dein Vater ist ein sonderbarer Mann!" das waren die Worte, mit denen er den Offizier empfing, und ohne ihm Zeit zu einer Frage zu lassen, fügte er hinzu: „Ich denke schon die ganze Stunde über diejenigen Elemente der Menschennatur nach, aus denen das Wesen der Racen besteht. Denn es ist etwas Mystisches um die Racen, sie sind unzerstörbar!"

*

„Aber was hat das mit meinem Vater gemein?" fragte der Andere gespannt.

„Ich sage Dir ja, daß er mich grade erst darauf gebracht hat, liebes Kind! Die Raceneigenthümlichkeit ist unzerstörbar, Dein Vater ist die Probe von dem Factum. Das gefällt mir an ihm."

„Was gefällt Dir?" rief der Lieutenant noch eifriger, „überwinde Deine contemplativen Schrollen, Larssen! Was ist vorgegangen?"

„Es liegt in der ganzen Aristokratie noch Etwas von dem ritterlichen Geiste des: la bourse ou la vie! und Dein Vater hat diesen Zug in einer Weise, die mir Achtung einflößt. Aller Radicalismus hat etwas Respectabeles!"

„Du bist unerträglich, Larssen!" schalt der Andere, aber Jener ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen. Mit höchstem Behagen stopfte er die Pfeife nach, dehnte sich in seinem Sessel und meinte: „Weil ich endlich ein Mal die Lust genieße, die aus dem Nichtbesitzen entspringt, weil ich zum ersten Male mich der philosophischen Unabhängigkeit mit Freude bewußt werde, zu der mein Leben mich geführt hat, und weil ich nicht

gleich bereit bin, dies wohlthuende Gefühl um Deinetwillen aufzuopfern, schiltst Du mich unerträglich. Das Glück erzeugt gleich Neider! — aber ich könnte Dir in dieser Stunde wie Diogenes sagen: „geh mir aus der Sonne!“

Sein ganzes Gesicht lächelte in dem Ausdruck höchster Zufriedenheit, indeß Georg unruhig im Zimmer auf und niederging, wohl wissend, daß man Larssen in solchen Stimmungen gewähren lassen müsse. Auch rauchte er noch eine Weile ruhig fort, ehe er, gegen den Lieutenant gewendet, also anhob: „Heute Morgen, wie ich eben aus der Schule komme und die Exercitienbücher meiner Kinderchen vor mich hinlege, kommt Euer Hermann und bestellt mir, Dein Vater wolle mich sprechen und zwar wo möglich gleich. Ich ziehe also nur den Schulrock aus und begebe mich pflichtschuldigst auf den Weg!“ —

Larssen machte paffend und rauchend eine Pause, Georg trommelte vor Ungeduld mit den Fingern auf der alten politurlosen Marmorplatte des Tisches. „Als ich hinkomme,“ fuhr Jener dann fort, „finde ich Deinen alten

Herren allein. Er hatte seine ganze landständische Physiognomie angenommen, und es ist wahr, es liegt dann etwas Princières in seinem Wesen. Er nöthigte mich zum Sopha, das fiel mir auf, und sagte dann ohne alles Preambuliren: „Sie wissen, lieber Larssen, weshalb ich Sie kommen lassen. Die Sache mit den Pasquillen ist mir sehr fatal. Georg ist, das steht bei mir fest, darin betheiligt, aber uns Beiden ist es bekannt, daß er nicht Verse machen kann. Die Verse sind von Ihnen!“

„Nun?“ fragte Georg.

„Nun,“ entgegnete Larssen, „ich fand diese apodiktische Verhörsweise sehr auffallend, so sehr, daß sie wirklich nahe daran war, mich perplex zu machen. Indeß noch während ich mich besann, vor welchem Richterstuhle der alten oder der neuen Welt eine solche Art des Verfahrens vorgekommen sein könnte, schnitt er meine Betrachtung plötzlich ab. „Ich lasse die Sache an und für sich ganz dahingestellt sein. Ich erlaube mir auch nicht, Ihnen meine Ansicht darüber auszusprechen, sagte er, ich verlange nur, daß Sie sich willig

finden lassen, sie zu applaniren, denn mich dünkt, Sie, als der ältere Mann, als der Erzieher meines Sohnes hätten sich zu solchem Unwesen nicht herbeilassen sollen!"

Larssen fuhr sich, als er so weit gekommen war, mehrmals mit der Hand durch das Haar, zog die Weste zurecht, klopfte die Pfeife aus und erhob sich, sie neu zu stopfen. „Und das Ende vom Liede?" drängte Georg.

„Das läßt sich ohne die Zwischenglieder gar nicht geben, lieber Sohn! und Du kannst es abwarten, da es Dich Nichts angeht."

„Da es mich Nichts angeht? Ich denke, Du wüßtest, wie nahe es mich angeht?"

„Keines Weges! warte nur das Ende ab. — Ich konnte Deinem Vater im Grunde nicht so Unrecht geben, ich glaube sogar, ich fühlte eine Anwandlung von Reue oder gar von Scham, aber ich ließ sie nicht aufkommen in mir, denn Spinoza hat Recht, die Scham ist eine Schwäche. Auch schien es Deinem Vater gar nicht auf meine Empfindungen anzukommen, sondern nur auf meine Fügsamkeit. Er ist concret in solchen Dingen.

„Wie die Sachen liegen, sagte er, ist es, da viele Personen um den Frevel, so nannte er es, wissen müssen, unzweifelhaft, daß die ursprünglichen Thäter, die Urheber und Verbreiter dieser Epigramme, in kürzester Zeit bekannt werden. Sie, als Privatperson, trifft dabei nur eine gewöhnliche Geld- oder Festungsstrafe, die Offiziere aber kommen vor das Kriegsgericht, und bei der Frechheit, mit der die Pasquille sich gegen die Vorgesetzten, ja selbst gegen die Regierung äußern, droht den Theilnehmern des Complots eine weit schwerere Strafe, wo nicht Cassation. Zu dieser Aussicht haben Sie Georg verholfen!“ — Ich sah ihm an, daß die princière Physiognomie mit der väterlichen Kränkung, ja selbst mit Rührung kämpfte, und daß ich Dir es kurz gestehe, der Mensch hat wunderbare Momente, es kam eine Rührung auch über mich. Dein Vater that mir leid, man sieht es, daß Cornelie ihm Kummer macht, ich kam mir miserabel vor, daß ich Dich nicht abgehalten, in diese Patsche hineinzulaufen. Es war mir opferdurstig zu Muthe und ich fragte, was ich für Dich thun könne?“

„Es handelt sich nicht allein um meinen Sohn,“ sagte er, „die Söhne mehrerer angesehener Familien sind von gleicher Strafe bedroht. Sie haben mir vor längerer Zeit den Wunsch ausgesprochen, in Paris zu leben. Gehen Sie nach Paris!“

„Was kann das helfen, Excellenz?“ erlaubte ich mir zu fragen.

„Es rettet alle Uebrigen!“ —

„Wie das, Excellenz?“

„Man ist, ich weiß es, nicht begierig, den schlechten Geist zu documentiren, der unter den Offizieren Platz gegriffen hat, und so strafbar und verdammenswerth die Sache war, würde man sicher den Eclat einer massenhaften strengen Bestrafung der Offiziere vor den Gemeinen gern vermeiden. Indeß die Gerechtigkeit und die Gesellschaft fordern ein Opfer, und Sie sollen es ihr bringen!“

„Diese Intention war klar und deutlich ausgesprochen, bündig auch, aber noch immer verstand ich nicht, wie das mit meiner Reise nach Paris zusammenhängen könne, bis Dein Vater

mir sagte: „Lehnen Sie die Autorschaft der Epigramme nicht von sich ab. Man ist auf Ihrer Spur und wird Sie zum Verhöre ziehen. Läugnen Sie nicht, decken Sie die Anderen und gehen Sie vor der Entscheidung nach Paris. Sie haben gesagt, mit zweitausend Franken getrauten Sie sich in Paris zu leben. Ich garantire Ihnen die Summe für zwei Jahre!“

Da der Lieutenant überrascht war, hielt der Andere inne. „Nicht wahr,“ sagte er, das „consternirt Dich auch. Es ging mir ebenso. — — Der Vorschlag leuchtete mir ein, aber ich konnte ihn nicht gleich so fassen, wie man seinen gewohnten Bierkrug anfaßt, ich mußte mir erst Paris vorstellen und mich in Paris. Aber da war es, wo das edelmännische la bourse ou la vie! dann plötzlich durchbrach in dem Alten. Er war ganz ruhig und gelassen gewesen all die Zeit. Nun fuhr er auf: „Sie haben zwei Alternativen, sagte er, hier das Gefängniß, denn die Geldstrafe würde zu hoch sein für Ihre Mittel, und in Folge des Gefängnisses die Unmöglichkeit des späteren Wiedereintrittes in die Schulen, an denen Sie unterrich-

ten — dort für zwei Jahre, an dem Orte Ihrer Sehnsucht, eine gesicherte Existenz und die Möglichkeit, sich in neuen Verhältnissen eine ehrenvollere — er sagte nicht ehrenvolle, merke das, — sich eine ehrenvollere Zukunft zu begründen. Wählen Sie!"

„Und Du hast?" — — rief der Lieutenant.

„Ich habe mir Bedenkzeit ausgebeten!" antwortete Larssen, sich an der Verwunderung seines jungen Freundes ergötzend, während dieser selbst sich über sein persönliches Empfinden kaum Rechenschaft zu geben wußte.

Wie man dazu gekommen war, den ersten Gedanken zu diesen Spottgedichten zu fassen, wie dann die Einfälle des Einen die Maßlosigkeit und Tollkühnheit des Anderen gesteigert hatten, und Keiner vor dem Unternehmen zu warnen gewagt, aus Furcht für muthlos angesehen zu werden, das Alles wußte er sich nur theilweise klar zu machen. Es liegt in solchen Handlungen eine fortreißende Kraft, die uns schnell vom Ursprung unseres Wollens entfernt und uns immer über unser Ziel hinaustreibt. Diese Epigramme und

das Vertheilen derselben, worauf man so großen Werth gelegt und von denen man sich eine Aufsehen machende und selbst nachhaltige Wirkung versprochen hatte, wurden im Publikum schon nach wenig Tagen von den Einen als strafbare Frechheit, von den Anderen als ein thörichter Jugendstreich angesehen, ohne daß irgend Jemand ihnen eine tiefere Bedeutung beizulegen dachte. Der Doctor, an dessen Urtheil dem Lieutenant vorzugsweise gelegen war und von dem er Lob zu hören erwartet, tadelte den Leichtsinn, Petarden abzufeuern vor dem Angriff und den Feind zu alarmiren. Georg selbst aber war zu gut erzogen, um nicht Reue zu fühlen über die, gegen den fürstlichen Besucher verübte Tactlosigkeit, und über den Bruch des Gastrechtes gegen denselben. Ob der Lieutenant sich damit geschmeichelt, man werde die Verfasser nicht entdecken, was er sich überhaupt gedacht, mochte er sich jetzt nicht eingestehen. Die gewollte und die vollbrachte That sehen sich in dem Auge des Thäters oft gar nicht mehr gleich. Er schämte sich vor seinem Vater der Rolle eines Pasquillanten, als hätte er einen

Meuchelmord begangen. Selbst die oft ausgesprochene Behauptung, er wolle der Entdeckung froh sein, wenn sie ihn nur befreie aus dem Zwange des Soldatenlebens und ihn aus seiner Vaterstadt entferne, dünkte ihn jetzt Vermessenheit, da er eine den Sohn entehrende Bestrafung über dem Haupte seines Vaters schweben sah, und Augustens Liebe ihm plötzlich das Verweilen in der Heimath wünschenswerth gemacht hatte.

Dennoch sträubte sich sein Ehrgefühl ebenso sehr dagegen, die Schuld auf fremde Schultern zu wälzen, als ihn die Art verwundete, in welcher der Baron, gleich einer allwaltenden Vorsehung, sich der Sache bemeistert hatte. Er vermochte ihm seine Sorgfalt nicht zu danken. Es dünkte ihm leichter die eigene Schuld zu büßen, als sich willenlos wie ein Knabe, durch das Zuthun eines Anderen, vor der Strafe bewahrt zu sehen, und dies letztere Gefühl behielt die Oberhand.

„Ich hoffe, Du wirst nicht gehen!“ rief er aus, als Larssen schwieg.

Dieser sah ihn befremdet an. „Weshalb nicht?“ fragte er.

„Also wirst Du gehen?“

„Das habe ich nicht gesagt! Denn daß ich Dir es ehrlich gestehe, es reizt mich grade, so die Wahl zu haben!“

Georg zuckte die Achseln, Larssen beachtete es nicht. „Ich habe mir immer gedacht, wenn ich einmal das große Loos gewönne“, sprach er, „so würde ich erst mit dem Bewußtsein meines Reichthums einen Tag noch ganz in der gewohnten Weise leben, um mir des Unterschiedes zwischen meiner Gegenwart und Zukunft recht scharf bewußt zu werden. Dann würde ich mich in Champagner betrinken, mich schlafen legen und mit dem respectabelen Bewußtsein jedes reichen Mannes mich am andern Morgen als ein ehrbarer Mensch von meinem Lager aufrichten. Laß mich heute noch der alte Larssen sein, ich werde Dir morgen weiter Antwort sagen!“

„Keiner von Allen nimmt es an, Dich fortschicken und sich so begnadigen zu lassen!“

„Ohne Weiteres Jeder!“ meinte Larssen.

„Bestände mein Vater nicht darauf,“ rief der Lieutenant, „ich könnte den Gedanken — — —“

er stockte und fügte hinzu: „ich würde solchen Vorschlag für unmöglich halten."

„Unmöglich, daß Einer Buße thut für die Sünden seiner Freunde? Was scheint Dir daran so unmöglich? Hat doch der Heiland die Sünden der Welt auf sich genommen, und die Menschheit fühlt sich Gott versöhnt dadurch. Weshalb sollte ich zaudern ein Märtyrer zu werden, und mich in der falschen Babylon Paris für Eure Missethaten an das Kreuz schlagen zu lassen? Ich war von je ein guter Mensch!"

Er schlug dabei sein heiseres Lachen auf, streckte die Beine, im Lehnstuhl liegend, über die Lehne des nächsten Stuhles und blies die blauen Rauchwolken mit solchem Entzücken in die Luft, daß man ihm ansah, wie glücklich er sich fühle.

Der Lieutenant ging während dessen im Zimmer auf und nieder. Plötzlich blieb er stehen. „Ich könnte der Sache mit einem Schlag ein Ende machen!" rief er aus.

„Wie das?" fragte der Andere.

„Wenn ich hinginge und mich als das Haupt des Unternehmens nennte."

„Welch abgeschmackte Imitation Karl Moor's! Wenn man das Haupt abschlägt, lähmt man die Glieder! Bedenke, lieber Sohn! daß Deine Strafe auch die Deinen träfe, und daß Du mir die Wollust dieses Tages, die Aussicht raubtest, in Paris ein ehrenvolleres Leben, wie's Dein Vater nannte, zu beginnen. Nur in der Grammatik bilden zwei Negationen eine Bejahung, im Leben macht man eine Dummheit nicht durch die zweite Dummheit todt."

Georg ging wieder auf und ab im Zimmer, aber was er auch gegen die Absichten seines Vaters sagen mochte, Larssen wußte es von seinem Standpunkte aus zu widerlegen, und man kam endlich darin überein, auch die Uebrigen zu befragen und es von dem Willen der Mehrheit abhängig zu machen.

Als der Lieutenant in seine Wohnung zurückkehrte, fand er einen alten Wachtmeister seiner wartend, der ihm in Dienstsachen eine Meldung zu machen hatte. Nachdem der Rapport zu Ende war, blieb der Alte noch stehen. Georg hatte ihn lieb und die ganze Escadron sah ihn als ihr Orakel

an. Unerbittlich und selbst tyrannisch im Dienste, war er nachsichtig und mitleidig gegen die Leute und half mit Rath und That bereitwillig aus, wenn ein Bursche außerhalb desselben in irgend welche Verlegenheit gerieth. Ohne Neugier oder Zudringlichkeit wußte er Alles, was in der Escadron passirte, und selbst die Abenteuer der Offiziere waren ihm nicht unbekannt, obschon Niemand anzugeben vermochte, auf welche Weise er sie erfuhr. Denn er lebte meist für sich, und seine Erholung bestand darin, Hunde zu dressiren und Vögel abzurichten, wenn er am Tage Pferde zugeritten und Recruten exerzirt hatte. „Er sei einmal zum Lehrmeister geboren," sagte er von sich selbst.

Den Lieutenant hatte er schon als kleinen Knaben gekannt, denn der Wachtmeister war einst der Bursche seines Onkels und mit diesem häufig auf dem Stammschlosse gewesen, ehe der Obrist von Heidenbruck das Regiment verlassen und sich in Steinfelde niedergelassen hatte. Daß wieder ein Herr von Heidenbruck bei den Cuirassieren eingetreten war, hatte dem Alten zu einer besonderen Genug-

thuung gereicht, und wie er dem Onkel, unter dem er die Campagne durchgemacht, mit Leib und Seele ergeben war, so hatte er auch den Lieutenant von erster Stunde an in Affection genommen.

Einen Augenblick schwieg der Alte, dann sagte er: „Der Herr Lieutenant von Massenbach hat Malheur mit seinem Fuchs!“

„So? was ist ihm geschehen?“ fragte Georg.

„Er war mit ihm am Strande, da haben sie ihn nicht abgewartet, wie er ankam, und da ist das arme Vieh verschlagen, daß es ein Jammer und 'ne Schande ist.“

„Ist denn Nichts damit zu machen?“

„Glaub's kaum, er wird kaput sein; und so 'n prächtiges Thier. Er konnte noch vorige Woche siebzig Friedrichsd'or dafür kriegen!“

Damit schien die Sache erledigt zu sein, und Georg, der in sich beschäftigt war, hatte keine Neigung, weiter mit dem Wachtmeister zu verkehren. Dieser bemerkte das wohl, ohne sich jedoch zu entfernen, so daß Georg ihn endlich fragte, ob er ihm noch Etwas zu sagen habe?

„Ja, Herr Lieutenant!" antwortete er näher tretend und den Helm abnehmend, „ich hab' was auf dem Herzen, was der Wachtmeister freilich sich nicht 'raus nehmen darf, dem Herrn Lieutenant zu sagen, aber ich denke, ihr alter Exerzirmeister vom Gut darf es Ihnen wohl sagen!"

Er legte den Helm auf einen Stuhl, als werfe er mit der Aufhebung der reglementsmäßigen Tracht auch sein Dienstverhältniß ab, und bis an das Fenster tretend, an dem Georg sich niedergelassen hatte, sagte er: „Herr Lieutenant! es hat gar Nichts zu sagen, wenn die jungen Herren über die Schnur hauen, das schadet gar Nichts!"

„Wie kommst Du darauf? Ist Etwas passirt?" fragte Georg, der außerhalb des Dienstes den Wachtmeister, wie als Knabe, auch jetzt noch Du zu nennen liebte.

„Passirt so recht eigentlich ist Keinem Etwas, Herr Lieutenant! — Aber wenn der Bulldog, den ich jetzt für den Hauptmann von Wernsdorf in Dressur genommen habe, merkte, daß mir beizukommen ist, so wollt' ich nicht mehr einen

Groschen für meine alten Hände geben. Wenn so ein Vieh weiß, daß es beißen kann, so beißt es auch, und der Soldat, der gemeine Mann, ist nicht viel besser!"

„Was hat das aber mit den Offizieren zu thun?"

„Sehen Sie, Herr Lieutenant! der gemeine Mann denkt: leben und leben lassen. So 'n Handel mit einem Frauenzimmer, oder einmal Lärmen und Skandal, oder ein Glas über den Durst, das gefällt ihm gut, er thät es auch, wenn's ginge. Aber da oben, da muß Nichts geruckt werden und gerührt! Wenn die Herren Offiziere nicht mehr an den General wie an ihren lieben Herrgott glauben, da ist im Regiment der Satan los, und der Teufel holt die Mannszucht, halten zu Gnaden!"

Der Lieutenant war betroffen. „Was sagt man davon?" fragte er.

„Das Sagen wollt' ich ihnen wohl verboten haben!" rief der Alte, „aber seit die Kerle lesen können und alles ungewaschne Zeug in den verdammten Zeitungen gedruckt wird, da kriegen sie

zu erfahren, mehr als ihnen Nutz ist, und ich wollte den Herrn Lieutenant bloß gebeten haben, zu machen, daß es davon still wird. Das Exempel ist Alles im Regiment!"

Er nahm bei diesen Worten seinen Helm wieder auf, und schickte sich zum Fortgehen an. Da der Lieutenant schwieg, drehte er nochmals um. „Nichts für ungut, Herr Lieutenant!" sagte er.

„Im Gegentheile! ich danke Dir, und Du hast Recht!" entgegnete der Lieutenant, dem die Worte des Wachtmeisters das Blut in die Wangen trieben.

Die einfache Ermahnung dieses Mannes machte ihn erschrecken. Sie wirkte tiefer auf ihn, als hätte sein Vater oder einer seiner Vorgesetzten ihm die Unmöglichkeit vorgestellt, die militairische Organisation ohne Disciplin aufrecht zu erhalten, und trotz seines alten Widerstrebens gegen die Erniedrigung des Menschen zu willenloser Folgsamkeit, überkam ihn zum erstenmale der Respect, den alles in sich organisch Festgegliederte dem achtsamen Betrachter einflößt. Diese Organisation aus persönlichem Mißempfinden angetastet zu ha-

ben, ohne daß er ein Besseres an ihre Stelle zu setzen gewußt hätte, beschämte ihn und dünkte ihn selbst jetzt knabenhafter Leichtsinn. Er fühlte, daß er seinem Eide zu nahe getreten sei, und daß es nicht immer darauf ankomme, durch einen Act der Buße seinem Gewissen und seinen Ehrbegriffen zu genügen, sondern daß es hier seine Pflicht wäre, sich schweigend selbst zu vergessen, wo es galt, die mangelnde Achtung der Offiziere vor dem Chef, die fehlende Ehrerbietung vor den Institutionen zu verbergen.

Viertes Kapitel.

Fast um dieselbe Zeit, in welcher diese Ereignisse die Ruhe in ihrem Vaterhause störten, war auch in Helenens Leben einer jener Wendepunkte eingetreten, die innerlich lange vorbereitet, dennoch stets plötzlich zu kommen scheinen.

Mehr als sechs Jahre waren nach ihrer Entfernung aus dem Vaterhause, nach ihrer Ankunft in Neapel vergangen, das sie nur einmal verlassen hatte, um die Familie ihres Gatten in Frankreich kennen zu lernen. Weder ihren Vater noch eines ihrer Geschwister hatte sie wieder gesehen, seit Erich auf seiner großen Reise sie im ersten Jahre ihrer Ehe in Neapel besuchte, und nur ein

häufiger Briefwechsel hatte sie mit den Ihrigen zusammengehalten, der mehr und mehr an Vertraulichkeit verloren, je schwerer die Sinnesart des Barons und Corneliens religiöse Richtung mit den Verhältnissen der Gräfin zu vereinen waren.

Jetzt, da die heiße Jahreszeit vorüber, hatte sie ihren Sommeraufenthalt in Castel a Mare beendet, und wieder das Gesandtschaftshotel in Neapel, den schönen Palast an der Riviera bezogen, der gegen den Pausilipp hin gelegen, die Vorzüge der Residenz und die vollen Reize der Natur zugleich zu genießen gestattete.

Der October, der im Norden schon den Winter ahnen läßt, bringt in jenem glücklichern Clima neues Leben und Werden, wenn die Regengüsse den vom Sonnenbrande durchglühten Boden getränkt und zu frischer Thätigkeit erkräftigt haben. Die Bäume grünen wieder in glänzender Blätterfülle, die Orangen bringen ihre Blüthen in wenig Tagen neu hervor, die Palme hebt stolzer ihre Fächerarme in die Luft, Alles treibt, wächst, blüht, duftet und funkelt in Farben, und selbst

das Meer scheint voller und reicher zu wallen, kühner und höher hinaufzuschäumen an den Fuß des Felsenstrandes.

Es war die sechste Abendstunde und die Hitze des Tages vorüber, als man alle Fensterthüren des Palastes öffnete und die Gräfin, von einem Manne gefolgt, auf die Terrasse trat. Die Sonne des Südens hatte auch sie gereift, ihre Anmuth in wirkliche Schönheit verwandelt. Ihre Züge hatten an Festigkeit gewonnen, der Teint an Farbe und Kraft, die Lippen waren voller, die Augen glänzender geworden und die ganze Gestalt zeigte einen seltenen Adel und eine strahlende Lebensfülle.

Auch betrachtete ihr Begleiter sie mit Entzücken, wie sie dahinschritt in ihren luftigen, weißen Gewändern, hie und da an einem Blumenbeete verweilend, um jene dunkelrothen Nelken zu brechen, die Lieblingsblume der Neapolitaner, die sie, zum Strauß vereint, an ihren Busen steckte.

Als sie dann auf und niederwandelnd ihre Augen weithin schweifen ließ über das blaue Meer, hinüber zu dem ruhenden Vulkane, dessen

Rauchsäule sich im Lichte glänzend und weißröthlich, wie eine japanische Lilie zu dem tiefblauen Himmel erhob, sagte sie: „Diese Stunde ist mir stets eine der liebsten des ganzen Tages, denn immer wieder überwältigt mich, wenn ich aus dem kühlen Schatten meiner Zimmer Abends hinaustrete, die wundervolle Schönheit dieser Natur. Dies Land jemals zu verlassen, diese Natur zu entbehren, wäre mir der größte Schmerz!"

„Das Geständniß ist verrätherisch Frau Gräfin!" sagte der Cavaliere mit jener einschmeichelnden und doch beherrschenden Baritonstimme, die den Italienern eigen und des Eindruckes auf Frauen so gewiß ist.

„Verrätherisch?" wiederholte Helene, „und weshalb?"

„Wer, so jung, so schön wie Sie theure Gräfin! seine ganze Befriedigung aus der Natur zu schöpfen sich gezwungen sieht, dem bietet das Leben kein Glück. Vor dem Zauber der Liebe erblassen die Reize der Natur."

Die Gräfin wendete das Auge ab. „Und doch lieben Sie diese Natur so tief als ich!" entgegnete sie.

„Ich bin ein Mann, Signora! und dies ist mein Vaterland!“

„Glauben Sie das Weib weniger empfänglich für seine Schönheit, weniger gemacht, sich zu erheben an den Wundern der Natur, der Kunst und der Geschichte, die uns in Italien umfangen?“

Der Cavaliere war ihr näher getreten und hatte sich wie sie auf die Ballustrade gestützt, so daß seine Hand fast die ihre berührte. „Wozu die Phrase, theure Gräfin!“ sprach er, „die an jene neue französische Schule erinnert, welche das Weib zum Manne machen möchte. Für Emancipationsgedanken sind Sie zu jung und viel zu schön!“

„Wozu die Phrase, Don Camillo? Für Complimente, wie jede Goldonische Komödie sie uns bietet, sind Sie nicht gemacht, und ich wenigstens hoffte, von solchen emancipirt zu werden!“ ahmte sie ihm nach.

„Nun denn, Gräfin! da Sie den Scherz nicht gelten lassen, eine ernste Frage. Wie konnten Sie einst Ihre Hand vergeben ohne Ihre Neigung?“

„Das geht zu weit!“ rief die Gräfin bestürzt. „Wer gab Ihnen ein Recht zu dieser Frage?“

„Ihre leidenschaftliche Begeisterung für Natur und Kunst, und meine Theilnahme!“ erwiderte er und ergriff ihren Arm, den er in den seinen legte, während er sie langsam mit sich fortführte, um ihre beabsichtigte Entfernung zu verhindern.

Trotz ihrer Weltgewandtheit fühlte die Gräfin sich verwirrt, denn die unberechtigte Gewalt, die man gegen einen Menschen ausübt, hat etwas Bannendes. Noch ehe sie ihm zu antworten vermochte, sagte er: „Wären Sie ein Weib wie alle anderen, es sollte mich nicht kümmern, daß Ihr Leben sich von bleichen Träumen, von Gebilden der Phantasie ernährt; aber Sie sind Künstlerin, Signora! und der Künstler kann nicht schaffen ohne die Sonne des Glückes!“

„Eine Frau soll Nichts sein, als das Weib ihres Mannes!“ spottete Helene.

„Der Graf hat Recht,“ sagte der Cavaliere, der diese Behauptung selbst aus dem Munde ihres Gatten vernommen hatte. „Eine Frau braucht Nichts weiter zu sein, wenn sie das glückliche Weib ihres Mannes ist. Sind Sie glücklich, Signora?“

Ihre Farbe wechselte schnell, sie schwieg einen Augenblick, sah ihn dann fest an und sprach mit gepreßter Stimme ein entschiedenes „Nein!"

„Und waren Sie es je an seiner Seite?"

„Nein!" wiederholte die Gräfin, „und ich werde es nie sein. Ich habe versucht, es zu vergessen, ich habe mich zu überzeugen gestrebt, daß wir nicht zum Glücke geboren, daß Entsagen, Dulden, sich mit Unvollkommenen begnügen unser Loos ist. Aber hier, hier" — und sie legte die Hand auf das Herz — „lebt die unwiderlegliche Gewißheit: der Mensch ist zum Glücke geschaffen, und wer es nicht kennen lernt, wer, ohne es voll und tief genossen zu haben, durch das Leben gehen muß, der hat sein Leben verfehlt, wie ich das meine!"

Ihre Wangen glühten, ihre Augen leuchteten. Es war nicht die Wehmuth, sondern der Zorn gegen ihr Geschick, der aus ihr sprechend sie überwältigte. Sie selbst erschrak darüber, als sie geendet hatte. Der Cavaliere schwieg, es entstand eine lange Pause. Sie lastete auf der Gräfin.

„Warum schweigen Sie," sagte sie zornig, „da Sie mich zum Sprechen hingerissen haben!"

„Weil ich Ihnen die Ruhe gönnen möchte, selbst den Schluß zu ziehen. Das ausgesprochene Wort klärt uns innerlich auf, und macht uns zum Betrachter unserer selbst!"

„Ich hasse die Gewalt, die Sie über mich auszuüben streben!" rief die Gräfin ungeduldig, „auch wenn Sie sie in die beschönigenden Formen eines stützenden Rathes kleiden!"

„Cosi àl' egro fanciul porgiamo aspersi
Di soave licor gli orli del vas
Succhi amari ingannato intanto ei beve
E dal' inganno sua vita riceve!"

antwortete der Cavaliere, seinen Lieblingsdichter citirend.

„E dal' inganno sua vita riceve!" wiederholte die Gräfin nachdenkend, schüttelte dann das Haupt und sagte: „Aus der Täuschung erwächst kein Leben. Täuschen Sie mich nicht! wohin wollen Sie mich leiten?"

„Durch die Liebe zur Kunst; durch mein Glück zu dem Ihren!" rief er, und blickte zu ihr hinab, nicht wie ein Liebe begehrender Mann, sondern wie ein Herrscher, der eine Gnade verkündet, welche man anzunehmen durch seine Macht gezwungen wird.

Er war vollendet schön in seiner stolzen Männlichkeit. Sein Auge ruhte ernst und brennend auf der Gräfin, seine Hand hielt die ihre fest umschlungen, sie wagte nicht zu ihm empor zu sehen, denn sie fürchtete ihn, und doch strömten elektrische Wellen eines ihr fremden Entzückens durch ihr ganzes Wesen. Mit dem Bewußtsein, einem Zauber hingegeben zu sein, fehlte ihr die Möglichkeit, sich demselben zu entreißen. Gebannt durch seinen übermächtigen Willen, hob sie endlich um Erbarmen flehend die dunklen Augen zu ihm empor, in denen leuchtende Perlen schwammen, und mit leidenschaftlicher Kraft zog Camillo das bebende Weib in seine Arme. Mit glühenden Lippen trank er die Thränen, welche Schmerz und Liebe ihr erpreßten, bis sich ein dumpfer Schrei ihrer Brust entrang und sie sich losriß, in eiligem Schritte ihm zu entfliehen.

Erst in der Stille ihres Gemaches schöpfte sie Athem. Sie hatte sich in einen Sessel niedergeworfen und verhüllte das Gesicht mit den Händen. Ein fliegendes Schaudern rieselte durch ihre

Glieder, ihr Busen hob sich krampfhaft, bis endlich ein Strom von Thränen ihrer Erschütterung zu Hülfe kam, und alle ihre Gedanken sich auflösten in dem Gefühl des Mitleides mit sich selbst, die schmerzlichste Empfindung, deren die Seele fähig ist.

Camillo war der erste Maler Italiens und Helenens Lehrer. Bald nach ihrer Ankunft hatte er im Auftrage des Grafen ihr Bild gemalt, der, stolz auf den Besitz des jungen, schönen Weibes, es durch Pinsel und Meißel der ersten Künstler verherrlicht sehen wollte. Und wie Helene als die junge Frau eines älteren Gatten schnell der Gegenstand der Galanterie ihrer männlichen Altersgenossen geworden war, so machte ihre Schönheit und ihr Interesse für die Kunst sie bald zum Mittelpunkte der Künstlerwelt, die der Graf in seinem Hause beschützend zu versammeln liebte.

Geschmeichelt durch die Bewunderung, welche man Helenen zollte, hatte er ihr eine große Freiheit verstattet, und seit Jahren war in keinem Gesandtschaftshotel ein Salon gleich dem der Gräfin St. Brezan zu finden gewesen. Sie

selbst hatte sich in dieses ihr neue Leben mit allem Glückesdurst der Jugend, mit der Vergessenslust eines unbefriedigten Herzens hineingestürzt, und fortgezogen durch die freien Sitten der neapolitanischen Aristokratie, Zerstreuung gesucht, da sie kein Glück gefunden hatte.

Denn mit jedem Tage, den sie an der Seite St. Brezan's verlebt, war in ihr das Bewußtsein mehr und mehr gewachsen, daß sie niemals eine geistige Gemeinschaft mit ihm haben könne, daß die Unterschiede des Alters, der Erziehung, der verschiedenen Nationalität, auszugleichen wo sie einzeln auftreten, hier, wo sie sich vereint beisammen fanden, eine unübersteigliche Schranke zwischen ihnen bildeten. Der Graf nannte Helene sentimental und überspannt, sie hielt ihn für herzlos und jeder wahren Liebe abgestorben, er bereute es, eine Frau ohne Lebenserfahrung geheirathet zu haben, sie empfand seine Welterfahrung, welche in der Ehe ohne Liebe ein bürgerliches Uebereinkommen zu gegenseitiger Förderung zu ehren vermochte, als eine Unsittlichkeit. Während der Graf, eifersüchtig auf Helene, diese Eifersucht ver-

schwieg, verargte sie ihm die Freiheit, die er ihr gewährte, obschon sie dieselbe nicht entbehren mochte, und mitten in den leichtfertigen Lebensgenüssen des Kreises, dessen gefeierte Schönheit sie war, dem sie Mode und Gesetze vorschrieb, widerte ihr eigenes Dasein sie als ein leeres und zerstörtes an. Trost bedürftig hatte sie Zuflucht gesucht in der Kunst, sie hatte gehofft, schaffend sich über sich selbst zu erheben und ein ideales Dasein in derselben zu gewinnen. Ihre Studien waren vom glücklichsten Erfolge gekrönt, ein Bild, das sie ausgestellt, mit hoher Anerkennung aufgenommen worden. Die Bewunderung, welche man ihrem Talente gezollt, hatte ihr wohl gethan, sie war reiner, selbstloser gewesen als die Huldigungen, die man ihrer Schönheit dargebracht. Sich plötzlich von den Künstlern als eine Genossin angesehen zu wissen, ihnen mehr als nur ein begehrenswerthes Weib zu sein, hatte sie in eine neue Sphäre erhoben und ihr eine Energie des Strebens gegeben, die ihr ganzes Wesen schnell veränderte. Sie glaubte auf Liebe verzichten zu können, da sie die Möglichkeit einer künstlerischen Bedeutung vor sich

sah. Ihre Lebensgewohnheiten wurden ernster, der Kreis ihres vertrauten Umganges gewählter. Studien in den Gallerien, Arbeiten in ihrem Atelier nahmen den ganzen Morgen hin, und mehr und mehr verlor sich ihr rastloses Haschen nach Zerstreuung, seit ihr der Tag zu kurz erschien für ihre Thätigkeit. Ein edler Ehrgeiz war an die Stelle ihrer Glücks- und Liebessehnsucht in ihr wach geworden. Aber diesem Ehrgeize trat der Wille ihres Gatten hemmend gegenüber.

Zu eitel und zu stolz, seine Kränkung zu verrathen, so lange die Gräfin Herz und Phantasie mit geselligen Liebeständeleien ausgefüllt hatte, machte seine Eifersucht sich unverhohlen gegen alle Erfolge geltend, welche sie als Künstlerin errang. Ein Weib neben sich zu wissen, das einer persönlichen Bedeutung genoß, drückte ihn als eine Verkleinerung seines Werthes. Die Schönheit seiner Frau bewundert zu sehen, hatte ihm geschmeichelt, denn diese Schönheit war sein Eigenthum geworden, das Talent, der Ruhm der Gräfin aber gehörten ihr allein, und man muß stark sein, um ohne Mißgefühl eine Macht neben sich dulden zu kön-

nen, und großherzig, um sich daran zu freuen, daß ein von uns abhängiges Wesen eine freie Selbstthätigkeit gewinnt. Männer von dem Charakter und den Ansichten des Grafen ertragen leichter die Untreue, als die Berühmtheit einer Frau, und kaum hatten die Kunsturtheile in der Presse den Namen der Gräfin St. Brezan mit Auszeichnung hervorzuheben begonnen, als er ihr unter dem Vorwande, daß es einer Frau ihres Standes nicht gezieme, sich dem Lobe oder Tadel der Kritik zu unterwerfen, die Studien in den Museen und das öffentliche Ausstellen ihrer Arbeiten verboten.

Ein solcher Schritt, doppelt ungerechtfertigt in einem Lande, das seine Künstlerinnen auf dem Capitole krönt, hatte Helene empört und ihre ganze Hoffnung auf Don Camillo gerichtet, dessen lehrender Rath, dessen Anerkennung ihr jetzt Ersatz gewähren mußten für die versagten Studien, für die freudige Theilnahme des Publicums, die kein schaffender Künstler ohne Schmerz und Nachtheil zu entbehren vermag.

Ein Wesen, in dessen Hand die Erfüllung un-

serer Wünsche gelegt ist, müssen wir aber lieben oder hassen, je nachdem wir demselben vertrauen, oder es fürchten. Darin ruht das Geheimniß der Grundvorstellungen aller positiven Religionen, darauf beruht in vielen Fällen auch die Entstehung der Liebe. Von der ersten Stunde ihres Begegnens mit dem Cavaliere, hatte die Gräfin mit Erstaunen eine Willenskraft in ihm bemerkt, welche sie in solchem Grade an keinem anderen Manne wahrgenommen. In den Sitzungen zu ihrem Bilde war es ihr gewesen, als gehe sie sich selbst verloren, wenn sie von ihm dargestellt werde, und Camillo's Empfinden hatte dem entsprochen.

Was der schöpferische Mensch so tief in sich aufgenommen hat, daß er es lebendig wiederzugeben vermag, das ist ihm einverleibt, und die aneignende Kraft des Künstlers ist gewaltig und rückwirkend wie der Magnetismus. Camillo betrachtete die Schönheit der Gräfin als einen kostbaren Erwerb für seine künftigen Werke, und ganz besitzen wollen, was er in sich als sein geistig Eigenthum besaß, mußte für einen Mann natürlich scheinen, welcher sich seiner Gewalt über

Frauenherzen nur zu wohl bewußt war. Eine glühende Leidenschaft für die Gräfin, der er nicht Worte gegeben, hatte seit lange in ihm gelodert, während Scheu vor dem Manne, Liebe für den Meister, der ihr die Geheimnisse der Kunst erschloß, sich in ihr zu einem Gefühle der Abhängigkeit verschmolzen, über das sich klar zu werden seine Herrschaft sie verhinderte. Er kannte die Frauen und er kannte die Gräfin. Er wußte, daß die Phantasie eines Weibes wirksamer spricht zu Gunsten eines schweigenden Verlangens, als das beredeteste Wort des Liebenden, und auch jetzt hatte seine Erfahrung ihn nicht getäuscht. Was er der Gräfin nie gestanden, hatte sie vernommen, was er ihr heute bekannt, hatte sie in ihren Träumen schon von seinem Munde gehört. Sie hatte bei dem Beginne ihrer Unterredung mit zitternder Gewißheit den Ausgang derselben vorhergesehen, fürchtend und hoffend hatte ihre Angst selbst ihn beschleunigt, und doch stand sie ohnmächtig da und voll Entsetzen vor der Wirklichkeit.

Ihre Ehe war ein Treubruch gegen ihre Jugendliebe, diese Liebe für Camillo war ein Ehe-

bruch. Wohin sie blickte in ihre Vergangenheit, in die Gegenwart oder in die Zukunft, sie sah sich schuldig, schuldig ohne die Fähigkeit, sich bereuend zu verdammen. Ihre Aufregung, ihre Angst gingen in eine tiefe Traurigkeit über. Die fürstliche Ausstattung ihres Gemaches, ihre gewählte Kleidung, selbst ihre Schönheit und der Glanz der sie umgebenden Natur vermehrten nur ihre Niedergeschlagenheit. Plastisch selbst in ihrem Schmerze, zog sie die Smaragdnadeln aus ihren Flechten, warf sie die Spangen und Bänder von sich, daß ihr schwarzes, aufgelöstes Haar schmucklos herniederfloß auf ihr silberweiß Gewand, und mit emporgehobenen Händen, wie zum Gebete niedersinkend in die Kniee, weinte sie mit erstickter Stimme: „Muß ich denn elend sein durch Liebe!“

„Glückselig sollst Du sein und machen!“ rief es neben ihr, und mit zärtlicher Gewalt hob Camillo sie empor.

„Sie hier?“ fragte sie bebend, sprang empor und wollte sich entfernen, aber der Maler hielt sie zurück, und ihr selbst schien ein anderer Gedanke zu kommen.

„Bleiben Sie und erwarten Sie mich!“ sagte sie, „ich kehre wieder, es muß Tag und Friede werden zwischen uns!“ Damit war sie der Thüre zugeschritten, welche in das Innere des Hauses führte, als der Graf, den sie erst am folgenden Tage von Caserta zurückerwarten durfte, wo der König Hof hielt, ihr entgegentrat.

Ihr aufgelöstes Haar, ihre Verwirrung, ihre thränenschweren Augen konnten ihm nicht entgehen, ein scharfer, kalter Blick flog nach Camillo hinüber. Der Cavaliere aber verlor die Fassung nicht. Ruhig und stolz wie immer schritt er dem Grafen entgegen, und auf Helene zeigend, rief er: „Nicht wahr, Graf! die Gräfin ist anbetungswerth als Desdemona! Nur noch einen Augenblick dieselbe Pose!“ — Damit führte er sie zu einem Divan und bat sie, Haupt und Arme in einer Stellung zu erheben, die er angab.

St. Brezan blieb stehen, betrachtete seine Gemahlin und sagte dann: „Unübertrefflich ausgedacht, Don Camillo! wer aber soll den Jago, wer den Othello machen im Tableau?“

„Ich werde nur die Desdemona malen,“ ant-

wortete der Künstler, „gerade darum durfte ich die Gräfin bitten, mir für wenige Secunden die Gunst dieser Stellung zu gewähren!“

„Das trefflichste Modell für das reine, schuldlos sterbende Weib!“ bekräftigte der Graf, und gegen Helene gewendet fügte er hinzu: „Ich muß Dich aber bitten, Deine Toilette arrangiren zu lassen, der Herzog von St. Angelo, der mich von Caserta herbegleitet, erwartet Dich mit einem Auftrage der Königin im Salon!“

Mit diesen Worten öffnete er die Thüre, nöthigte den Maler ihm voranzugehen und verließ, seine Gemahlin weiter keines Blickes würdigend, das Gemach.

Fünftes Kapitel.

Der Abend war in gewohnter Weise vergangen. Bis tief in die Nacht hinein hatte die Gräfin die Besuche ihrer Freunde annehmen müssen, die von der nächtlichen Spazierfahrt auf dem Toledo und auf der Riviera zu rasten, in ihrem Hause vorgesprochen waren. Der Cavaliere hatte sich unter den Letzten befunden, welche sich entfernten, und ohne ein Wort der Erörterung hatte der Graf am Abende Helene verlassen.

Auch der Morgen verstrich, ohne daß sie ihn sah, und doch fühlte sie, daß es so nicht zwischen ihnen bleiben könne, daß eine feste und entscheidende Erklärung nothwendig geworden sei. Aber

der Graf war ausgefahren, und sie selbst hatte einem deutschen Künstler ihren Besuch in den Morgenstunden zugesagt, den zu machen sie nicht füglich unterlassen konnte.

Wer sie so durch die Straßen fahren sah, jung, schön, von dem geschmackvollsten Luxus umgeben, konnte nicht ahnen, wie schmerzlich zerrissen sie sich fühlte. Die Scene des gestrigen Abendes, des Grafen kalte Verachtung, des Malers sie beleidigender Schutz, das Verhalten dieser Männer gegeneinander und ihre eigene Stellung zwischen ihnen beiden, flößten ihr ein Grauen ein. Diese unterdrückten Leidenschaften, die unter glatter Hülle sich nur um so vernichtender in das Innere graben mußten, je mehr ihnen der Ausdruck entzogen ward, beängstigten sie, als läge eine Riesenschlange tückisch lauernd in scheinbarem Schlafe zu ihren Füßen zusammengekauert. In diese Gedanken versenkt merkte sie plötzlich, daß ihr Wagen stille stand. Sie hatten Santa Lucia passirt und befanden sich auf dem Wege nach dem Molo, dessen beständige Lebhaftigkeit ihr den Lärm nicht auffallend gemacht hatte, welcher sie umgab.

Es war ein völliger Auflauf. Schreiende Lazaroni, die rothen Mützen auf dem schwarzen Haar, in höchster Leidenschaft gesticulirend, Frauen mit Zeichen des Entsetzens, des Mitleids in den Zügen, Polizeibeamten und die nie fehlenden Bettelmönche drängten sich durcheinander, daß man, ohne ein Unglück anzurichten, nicht vorwärts fahren konnte. Der Jäger war abgestiegen und an den Schlag getreten. Die Gräfin fragte, was es gäbe.

„Ein Lazarone hat den Liebhaber seiner Frau erstochen!“ meldete der Diener, die geöffnete Wagenthür in der Hand; aber er hatte diese Worte noch nicht geendet, als der ganze Strom der Volksmasse sich nach dieser Seite richtete. „Rette Dich! Rette Dich!“ kreischten die Weiberstimmen, eine Gasse schien in der Menge geöffnet zu werden und sich wieder zu schließen, Flüche, Ermuthigungen, Drohungen, Worte des Mitleids und Schimpfnamen schallten wild durcheinander, und wie aus dem unerfaßbaren Aufruhr der Elemente plötzlich, als ihr höchster Ausdruck, der Blitz herniederfährt, so stürzte ein junges Weib sich auf den Wagen

los, gefolgt von einem Manne, der wuthschäumend, sein Messer in der Rechten, ihr mit den Sprüngen eines Tigers folgte. Ehe der Diener den Schlag zuwerfen konnte, hatte das Weib den Wagen erreicht, und sich unter seinen Arm gewaltsam durchdrängend, schrie sie, die Hände flehend in den Wagen hineinstreckend: „Retten Sie mich, Exellenza!“ Da zuckte das Messer hernieder und der Oberkörper des Weibes fiel blutend in den Wagen hinein.

Man riß den Mörder zurück, der Diener hob das Weib empor, dessen sich die Nächstfolgenden bemächtigten. Der Stoß hatte gut getroffen, der Körper war leblos, das Blut floß in reichem Strome nieder. Der Wagen war so umringt, die Aufregung so furchtbar, Helenens Entsetzen so groß, daß sie weder aussteigen noch vorwärts kommen konnte. Als die Wachen Platz gemacht hatten, der Diener aufgesessen war und die Equipage weiter rollte, da brach die Gräfin zusammen, und vor dem Hause des Malers anlangend, lag sie in tiefer Ohnmacht.

Als sie erwachte, war es kühl und still um

sie her. Des Malers Frau saß an ihrer Seite. Die grünen Jalousien des bescheidenen Zimmers waren geschlossen. Leise flimmernde, schmale Lichtstrahlen spielten auf den blonden Locken eines vierjährigen Mädchens, das mit seinem Bilderbuche an einem kleinen Tische saß und ab und zu nach der bleichen Gestalt der Gräfin hinübersah, deren Günstling die Kleine war. Bei Helenens erster Bewegung stand sie auf und eilte zu ihr. Die Gräfin streichelte mit matter Hand ihre goldenen Löckchen.

„Du bist doch nicht todt?“ fragte die Kleine, und wollte sich nicht abweisen lassen von der Mutter, die ihr bedeutete sich zu entfernen. „Wer ist denn todt, Mama?“

„Eine arme Frau, mein Liebstes! und darüber hatte die Tante sich erschreckt, sei stille und laß sie ruhen!“

„Nein, Mama!“ fiel die Kleine ein. „Todt ist die arme Frau nicht, ihr Mann hat sie nur todtgestochen! Warum hat ihr Mann sie todtgestochen?“

„Weil sie etwas Unrechtes gethan hat!“

Die Kleine schwieg nachdenkend. Die Gräfin stand auf, da fielen ihre und die Augen des Kindes gleichzeitig auf die Blutflecken am Saume ihres Gewandes, sie schauderte zusammen.

„Hat Dich auch wer todtgestochen?“ fragte das Mädchen mit der Beharrlichkeit, mit welcher Kinder sich an Worte heften, deren Sinn sie ahnen, ohne ihre volle Bedeutung zu erfassen.

Die beiden Frauen achteten nicht darauf; aber das Kind ließ sich nicht abschrecken. „Hat Dich auch wer todtgestochen?“ wiederholte es und fügte hinzu: „Thu' nichts Unrechtes, Tante! sonst stechen sie Dich auch todt und dann bist Du todt!“

„Ach! daß ich's wäre!“ rief die Gräfin und warf sich in Thränen ausbrechend der jungen Mutter an die Brust. Das Kind betrachtete sie verwundert, trat erst leise an sie heran, da es aber nicht bemerkt ward, zog es sich zurück und verließ das Zimmer, als fürchte es sich. Großer Schmerz hat etwas Unheimliches für Kinder, das sie mit richtigem Instinkte fliehen.

„Beruhigen Sie Sich, liebe Gräfin!“ bat die

junge Frau, „Sie sind so sehr erschüttert. Was kann ich für Sie thun?“

„Mich weinen lassen! recht herzlich weinen lassen, und ausruhen hier bei Ihnen, wo Alles Frieden ist!“

Sie hielt die Hand der jungen Mutter gefaßt, und setzte sich auf den Sopha mit ihr nieder. Frau Feldheim betrachtete sie mit wehmüthiger Liebe, sie hatte die Gräfin nie für glücklich gehalten, dennoch überraschte sie die Tiefe des Leides, das sie vor sich sah.

„Könnte ich Ihnen helfen!“ seufzte sie.

„O!“ rief die Gräfin, „Sie helfen mir immer! Sie geben mir immer Muth und Glauben wieder, wenn ich Sie und Feldheim sehe. Euer friedliches Leben, Eure fruchtreiche Arbeit, Euer Glück thut mir so wohl! Und Euer Anblick mahnt mich an die Heimath, an meine glückliche Jugend!“

„Ja!“ sagte Jene, „es mag nicht recht sein, sich seines Glückes zu rühmen, wenn ein Anderer leidet, aber wir sind glücklich, und ich danke Gott auch alltäglich dafür. Feldheim fühlt sich so erhoben in dem Gelingen seiner Arbeit, unsere Kin-

der gedeihen uns. Ich bin gesund, kann Alles leicht für sie beschaffen, und es bleibt mir doch Zeit genug, für meinen Mann zu leben, mich an seinen Werken zu erfreuen, was sollte uns da in diesem schönen Lande fehlen? Wir haben es ja hier wie die Fürsten, und Gott weiß, wie wenig wir das zu erwarten hatten, als wir heiratheten!"

Da Feldheim sprechen hörte, trat er aus seinem Studio in das Zimmer, die Gräfin zu begrüßen und sich nach ihrem Ergehen zu erkundigen. Er war ein Bruder der Pastorin aus Wogau, das hatte die nähere Bekanntschaft zwischen ihnen schnell vermittelt, als der Ruf seiner Arbeiten sie in sein Atelier geführt, und der Maler sowohl als seine Frau waren durch ihr einfach gesundes Wesen der Gräfin auch als Freunde werth geworden.

„Es hat mir leid gethan, Frau Gräfin!" sagte er, „daß Sie Sich die Sache auf dem Molo so zu Herzen genommen haben. Sie haben viel dabei verloren!"

„Verloren?" fragte die Gräfin.

„Sicherlich! die ganze Betrachtung der Situation, und hier liegt auch der Unterschied zwischen

den Geschlechtern, der die Frauen ewig hindern wird, groß als Künstler zu werden. Sie haben zu viel Weichheit, um ruhige Beobachter zu sein!"

Helene, gewohnt sich zu beherrschen, war äußerlich ihrer selbst wieder Meister geworden, dennoch schauderte sie innerlich zusammen bei dem Gedanken an jene Mordthat. „Wohl Ihnen," sagte sie, „daß Sie den gräßlichen Vorgang nicht erlebten. Er wird mir nur zu unvergeßlich sein!"

„Mich würde er höchlich interessirt, aber nicht weiter angefochten haben," meinte der Maler. „Was ist denn daran gelegen, ob ein Menschendasein endet oder nicht?"

„Wie kannst Du das sagen?" tadelte die Frau, „Du, der nicht einen Wurm leiden, nicht eine Pflanze welken sehen kann, ohne Hülfe zu versuchen?"

„Grade darum, weil ich Wurm und Pflanze ebenso berechtigt halte, als unser Einen. Man soll helfen, so lange Hülfe möglich, und untergehen lassen, was unrettbar ist. Klagt man doch nicht so lamentabel um einen Hirsch, der stirbt, um einen Baum, der umgehauen wird, um alle

Blumen und Blüthen, die der Sturm verweht. Es ist impertinent vom Menschen, der so viel voraus hat, auch noch ganz besondere Ansprüche an seine Lebensdauer zu machen. Das Weib auf dem Molo war schön — so sagt mir Ihr Stefano — es war sicher glücklich mit seinem Liebhaber, es mag auch einmal glücklich mit seinem Manne gewesen sein, — es hat also Freude genossen und Freude gewährt — und hat den einen ehrlichen Ehebruch mit einem ehrlichen Dolchstich gebüßt, das ist Alles in der Ordnung, und nur zu bedauern, daß ich den Vorfall nicht statt Ihrer angesehen habe. Es ist eben eine schöne Blüthe vom Baume abgefallen. Denken Sie nicht mehr daran und kommen Sie in mein Studio, ich muß Ihnen heute doch mein Mysterium enthüllen!"

Damit öffnete er die Thüre des Ateliers und nöthigte die Gräfin einzutreten. Eine gewaltige Leinwand war auf der Staffelei mit einem Vorhange bedeckt.

„Das ist meine heilige Familie!" sagte er, und zog die Hülle fort.

Zur Linken im Bilde saß an einem mit Wein,

Blumen und Früchten besetzten Tische, seine Frau in einem weißen, losen Kleide, ihr jüngstes Kind auf dem Schooße, während das ältere Töchterchen an ihrer Seite demselben neckend einen Lorbeerzweig entgegenhielt. In der Mitte stand der Maler selbst in seiner Arbeitsblouse an der Staffelei, die Gruppe malend: „und“ — sagte er — „damit meiner Madonna die alte Heilige nicht fehle, habe ich mir hier im Hintergrunde meine alte Mutter gemalt, die grade so zufrieden aussehen würde, könnte sie eintreten und uns betrachten!“

Die Gräfin war überrascht. Seit vielen Monaten hatte Feldheim ihr erzählt, daß er eine heilige Familie male. Sie, wie alle Anderen, hatten es geglaubt, da die Historie sein Fach war, und sich nur über die Wahl des Gegenstandes gewundert, der ganz außer dem Bereiche seiner früheren Schöpfungen lag; aber grade deshalb hatte man es natürlich gefunden, daß er dies Bild vor der Vollendung Niemand sehen lassen wollte.

Dem Maler entging ihre Befremdung nicht. „Nun,“ fragte er, „was sagen Sie von dem Bilde?“

„Es ist vollendet schön!“ rief die Gräfin, „und

was mich am wunderbarsten darin trifft, ist seine entschieden historische Bedeutung. Wie haben sie es angefangen, diese in den Gegenstand zu legen, der sich nach Gehalt und Composition nicht über das Familienportrait und das Genre erheben zu können scheint?" —

Feldheim antwortete ihr nicht gleich. Er ließ ihr Zeit, das Gemälde zu studiren, und weidete sich an ihrem immer steigenden Interesse. Der Ausdruck seliger Mutterliebe, mit dem Elisabeth in dem Bilde auf die unbefangen spielenden Kinder herabsah, machte ihr Gesicht schön erscheinen, obschon es nur gewöhnlich war, und auch Feldheim mußte jedes Auge fesseln, jedes Herz für sich gewinnen, wenn man das ruhig ernste Antlitz des Malenden betrachtete, das so freudestrahlend auf die Seinen schaute.

„Seit den Familienbildern der alten Niederländer ist solch ein Bild nicht mehr gemacht!" rief die Gräfin. „Und es hat noch einen Zauber der Innerlichkeit, der Glückesheiligkeit, die ihm ganz eigenthümlich sind, vor jenen Werken voraus. Das ist wirklich eine heilige Familie!"

„Darin liegt auch der Zauber, Signora Contessa!“ sagte der Maler und blickte mit Wohlgefallen auf sein Werk. „Wenn die Nazarener sich daran machen, eine heilige Familie zu malen, so meinen sie es mit einer Familie von Heiligen zu zwingen, mit denen Nichts gethan ist, denn diese unbefleckten Jungfrauen, und der verwunderte St. Joseph, und der Johannes mit dem Tigerfelle und der kleine glorienbeschienene Christus sind uns und unserm protestantischen Bewußtsein jetzt Nichts mehr. Sie sind abstract und transcendent, und damit lockt man in der Zeit des Realismus keine Katze hinter dem Ofen hervor und kein rechtes Gefühl aus einem ehrlichen Herzen!“

„Das ist wahr!“ bekräftigte die Gräfin. „Weder die ganz abstracten Nazarener, wie Overbeck und Schadow, noch die Stein, und wie sie sonst noch heißen, ja nicht einmal die katholischen modernen Italiener haben eine Madonna schaffen können! und an die Heiligen der französischen Schule muß man gar nicht denken!“

„Sie können auch keine Heiligen mehr malen und Niemand wird es wieder können, es hat eben

Alles seine Zeit," fiel ihr der Maler in das Wort. „Die heiligen Familien sind für uns so unnatürlich geworden, wie die Allegorien eines Veronese, denn sie sind auch Allegorien und wir haben es mit der Wirklichkeit zu schaffen. Nicht eine Familie von Heiligen sollen wir jetzt malen, sondern eine Familie von Menschen, die geheiligt ist durch Liebe und umstrahlt von der Glorie ihres Glückes. Und weil sich in dem Glücke des Familienlebens der höchste Ausdruck erfüllter Liebe, der vollendete Beruf des Menschen offenbart, so muß ein solches Bild eine tief menschliche, eine für alle Zeit gültige, also auch eine historische Bedeutung haben können, wenn es aus dem rechten Sinne hervorgegangen ist, der die volle Göttlichkeit erkannt hat im Familienleben, in der Sorge der Eltern für die Geschöpfe ihrer Liebe, in dem gemeinsamen Entzücken an den gemeinsamen Pflichten und Freuden und Schmerzen, die alle aus der reinen, unmittelbaren Quelle der Natur entspringen! Was ist denn so ein lumpiger König im blanken Ornate mit ein Paar geharnischten Rittern gegen Mann und Weib und Kind? All die historischen

Zufälligkeiten, die wir malen, sind ja reine Vergänglichkeiten gegen die urewige Wahrheit solcher Liebe!“

Er hatte dabei seine Frau um den schlanken Leib gefaßt und sie an sich gezogen. Jetzt küßte er sie herzhaft und strich ihr dann die Thränen aus den Augen, die sie zu verbergen strebte. „Das Bild rührt mich so!“ sagte sie zur Gräfin.

„Ja!“ rief Feldheim, „und doch mochte sie Nichts davon wissen, als ich noch für ein Paar Kinder Platz lassen wollte auf dem Bilde!“

Die Frau wies ihn lachend zurück, die Gräfin aber blickte sinnend bald auf das Bild, bald auf die glücklichen Gatten.

„Was mich im hohen Grade wundert, ist, daß unsere Tracht nicht störend einwirkt!“ sagte sie nach einiger Zeit.

„Darüber habe ich auch meine eigenen Gedanken!“ meinte Feldheim. „Ich glaube, im Grunde ist keine Tracht gut oder böse, nur die, welche sie tragen, machen sie dazu. Sehen Sie doch mitunter die wahrhaft scheuslichen Verunstaltungen

durch die Kleidung, denen wir auf alten Bildern begegnen und die uns gar nicht stören. Die Zopfmützen im dreizehnten Jahrhundert, die Puffärmel, welche fast bis zur halben Höhe des Kopfes sich erheben bei den alten Rittern und Edelfrauen, dann wieder die schwarze, mumienhafte Kleidung zu Holbein's Zeiten, oder den buntflitternden Putz beider Geschlechter in den Tagen des Vandyk. Und in all den Costümen sind vortreffliche Bilder entstanden — Portraits und Familiengruppen, denen kein Mensch in der Welt ihre historische Bedeutung aberkennen wird!"

„Aber woran liegt es denn," fragte die Gräfin, „daß wir in unserer Tracht uns so schlecht im Bilde darstellen?"

„An unserer eigenen Lumpigkeit, nicht an der Kleidung!" lachte der Maler, „denn sehen Sie, Frau Gräfin, es sind meist nur die Männer, die sich lumpig ausnehmen — und auch nicht Alle. Damit ein honnettes Portrait zu Stande komme, gehören zwei honnette Bewußtsein dazu. Das Bewußtsein des Originals und das des Malers!"

„Was meinen Sie damit?"

„Achten Sie einmal auf die Portraits der Fürsten, der berühmten Gelehrten, der Künstler," sagte er, „und Sie werden finden, daß ihnen dieses Gepräge der Erbärmlichkeit, welches über so vielen Fracks und Cravatten uns bald verlegen, bald arrogant, stumpfsinnig entgegenlächelt, selten eigen ist. So dumm oft solch ein König oder Fürst, so verhuzelt ein Gelehrter, so wunderlich ein Künstler aussehen mag, sie haben die Empfindung ihrer inneren Berechtigung, eine gewisse Selbstherrlichkeit. Ich möchte sagen, sie fühlen das Recht, so wie sie eben sind, auf dieser Welt zu sein und also auch nach ihrem Tode noch im Bilde auf derselben fortzudauern. Fühlt das der Maler aus ihnen heraus, malt er sie im Bewußtsein ihrer persönlichen Berechtigung, so wird es immer ein gutes Bild werden, mögen nun die Formen edel oder gemein sein, denn nur der Geist, der in ihnen waltet, ist die bleibende Kraft in einem Bilde. Die Idee, durch die absolute Formenschönheit charakteristisch zu wirken, ist ein vollständiger Irrthum, von dem die alten Italiener, Niederländer und Spanier auch Nichts wußten!"

„Aber woher denn die Menge fader, nichtssagender Bilder, von denen unsere Ausstellungen angefüllt sind?"

„Ich sagte es Ihnen ja, Frau Gräfin, von dem Sonntagsbewußtsein der Originale!" lachte Feldheim. „Die Menschen essen, trinken, arbeiten jetzt gedankenlos und wie Maschinen. Sie vegetiren ohne innere Erhebung und ohne jenes Selbstgefühl, wie es im Mittelalter schon die scharfe Gränze der Standesunterschiede und das von Kämpfen und Gefahren mancher Art bewegte Leben, charakteristisch in ihnen ausprägen mußte. Sie sahen sich in besonderen Lagen, sie hatten Gelegenheit ihre Leidenschaften zu entfalten, und sich als Individuen auszubilden. Nehmen Sie alle Shakespear'schen Dramen und überall finden Sie unter den leidenschaftlich Kämpfenden, Helden und Motive für Bilder aller Art. Jetzt, wo die entfesselte Leidenschaft für Rohheit gilt, wo die Staatspolizei sie fast unmöglich macht, sind die Kunstwerke und die Menschen stumpf geworden. Sie leiden innerlich an allen möglichen Miseren, aber äußerlich verziehen sie keine Miene und hüllen

sich in das todte Grau der Wohlerzogenheit. Kommt diesen modern nivellirten, polizirten Menschen dann der thörichte Einfall, sich einmal malen zu lassen, so besinnen sie sich auf sich selbst, erschrecken vor ihrer Leerheit, setzen sich zurecht und putzen sich mit irgend einer Eigenschaft heraus, mit Gutmüthigkeit, Erhabenheit, oder was ihnen sonst an sich wahrscheinlich dünkt — und das kleidet sie denn eben so, wie der abgelegte Ballputz der Frau Gräfin eine Magd am blauen Montag. Die Mehrzahl unserer Portraits hat Sonntagscharaktere zum Originale."

Er war in bester Laune, und auch die Gräfin hatte sich etwas erheitert.

„Dies Bild wird fortleben und die Menschen erfreuen, wie die schöne Familie Karl's des Ersten und Rembrand von Rye's mit seinem Weibe!" wiederholte sie, auf ihre erste Bemerkung zurückkommend.

„Und habe ich nicht eben so gut ein Recht, meine stolze Freude an meinen Kindern zu verewigen, als König Karl die seine? Habe ich nicht oft eben so glücklich als Rembrand die Schultern

meiner Elisabeth geküßt und die Fröhliche auf meinen Knieen aus meinem Glase trinken lassen? Mein Stolz, meine Freude sind von Gottesgnaden wie die ihren!“ rief er, „aber was mich heute schon ganz früh so fröhlich machte, ist Camillo's Freude an dem Bilde. Er war am Morgen bei mir und konnte sich nicht satt daran sehen. Auch glaube ich, so hoch ich ihn verehre, hätte er von mir zu lernen, daß man vergessen muß!“

„Vergessen?“ fragte die Gräfin, „was denn vergessen?“

„Er muß die Convenienz und Tradition vergessen lernen. Das Herkömmliche bindet ihm die Flügel, wie fast allen unseren Zeitgenossen. Er muß zur Quelle, zur Natur zurück. Nicht zu jener Natur, die in Löwenfellen und mit Feigenblättern umherläuft, denn grade diese ist eine reine Sache der Convention, sondern zu jener Wahrheit der Beobachtung, die in der Gegenwart das Zufällige von dem Eingeborenen unterscheidet. Daß er diese Wahrheit der Beobachtung in sich nicht ausgebildet hat, darin liegt auch der Mangel Ihres von ihm gemalten Bildes. Er malte die wunder-

schöne Gräfin St. Brezan; aber das gute, liebevolle Weib, das hat er in Ihnen nicht gesehen, nicht verstanden!"

Helene war zusammengefahren und zerstreut geworden, als er den Namen des Cavaliere ausgesprochen hatte, so daß sie ihm Nichts auf seine Behauptung zu entgegnen vermochte.

„Camillo wird Sie wieder malen?" bemerkte Feldheim nach einer kurzen Pause.

„Mich?" fragte die Gräfin.

„Ja! er sagte mir, Sie hätten ihm gestern zur Skizze für eine Desdemona gesessen!"

Die Gräfin erbleichte, alle ihre Schmerzen erwachten wieder. Sie erhob sich plötzlich, um sich zu entfernen, und aufathmend, wie Einer, der nach kurzer süßer Rast sich wieder zu neuem schwerem Gange anschickt, sagte sie: „das war eine schöne Stunde! haben Sie Dank dafür!"

Die Eheleute blickten sich betroffen an. Feldheim geleitete sie an ihren Wagen. Als er zurückkam, schüttelte er leise das Haupt, und gegen seine Frau gewendet, sprach er: „der wäre es besser gewesen im Vaterlande zu bleiben, ihr Herz paßt nicht hieher!"

Sechstes Kapitel.

Die furchtbare Scene, welche sie am Morgen erlebt, und das Glück ihrer Landsleute, dessen Zeuge sie gewesen war, hatten Helene tief erschüttert. Dort der Kampf ungezähmter Leidenschaften, hier der Friede der Liebe, aber Wahrheit dort und hier, und ihr eigenes Leben kalter Schein und innerliche Lüge.

„Es muß anders werden!“ rief sie, und als wolle sie schnell den Kelch leeren, der nicht an ihr vorübergehen konnte, so eilig begab sie sich in das Zimmer ihres Manns.

Sie fand ihn arbeitend an seinem Schreibtische.

„Störe ich Dich?“ fragte sie.

„Ich bin augenblicklich zu Deinen Diensten!“

antwortete er mit der ihm eigenthümlichen Höflichkeit der Form.

Sie setzte sich nieder zu warten, aber die wenigen Minuten wurden ihr lang und schwer. Als er den Brief gefaltet und gesiegelt hatte, wendete er sich zu ihr, und um nicht seine Frage nach dem Grunde ihres Kommens zu hören, sagte sie schnell: „Ich habe mit Dir zu sprechen. — Hippolyt! es muß anders werden zwischen uns. Der gestrige Abend — —"

„Der gestrige Abend," unterbrach sie der Graf, „ist mir wieder ein Beweis Deiner Unvorsichtigkeit gewesen. Welche Frau giebt einem Maler Sitzung in ihrem Boudoir und tête à tête!"

Der schwerste Tadel hätte sie nicht so tief getroffen, als diese Kälte ihres Mannes, und mit leidenschaftlicher Bewegung rief sie: „Müssen wir diese Lüge durch das Leben schleppen? Muß ich denn unglücklich sein?"

Es war das erste Mal, daß sie in solcher rückhaltlosen Weise zu dem Grafen sprach, den der plötzliche Ausbruch ihres lang verhaltenen Schmerzes erbleichen machte.

Ein heftiges Weh zuckte durch seine Züge. „Ich leide auch!“ sagte er, „und ich beklage mich nicht!“ Dann schwieg er, sich gewaltsam fassend, während die Gräfin, den Kopf auf den Arm gestützt, regungslos da saß. Die Stille wurde Beiden immer drückender, St. Brezan fing an im Zimmer auf und nieder zu schreiten. Endlich blieb er stehen und begann wie im Selbstgespräche, das sich erst später gegen die Gräfin richtete: Menschenkenntniß und Erziehung sind Nichts! Ich glaubte sie zu kennen, mich zu kennen, die Grundsätze ihrer Familie bürgten für sie, und nun dieser überspannte Durst nach Glück! — „Glück! — An Glück glauben ist so thöricht, als Wolken greifen wollen! So thöricht, als verlangtest Du, die Göttin Fortuna solle hier eintreten und Dir ihr Füllhorn vor die Füße schütten. Deine Sehnsucht nach Glück ist unser Unglück! — Es giebt kein Glück! Sich wohlbefinden, das ist Alles! und wohlbefinden hätten wir uns können!“

„Nein, Hippolyt! ich habe es nicht gekonnt, denn wir haben uns nie verstanden! Schon an unserm Hochzeitstage kannte ich mein Unglück.“

Beide verstummten; die Eine plötzlich ergriffen von der Schwere des eigenen Geständnisses, der Andere schmerzlich betäubt, weil er sich in seinem Stolze verwundet fühlte. „Das ist hart!“ sagte er mit einer Tonlosigkeit, durch die Helene seinen bittern Schmerz erzittern hörte.

„Und doch mußte ich es Dir endlich sagen, damit ich Dir nicht schuldiger erscheine als ich bin. Ja! ich glaube noch an Glück, ich glaube an eine Liebe, die ausreicht, uns glücklich zu machen — —“

„Und sie ward Dir leider nicht zu Theil!“

„Ja! sie ist mir geworden! aber ich war ein Kind, und meine eigene Schwäche brachte mich darum!“

„Und?“ fragte der Graf.

Sie antwortete nicht. „Und was verlangst Du jetzt?“ fragte er wieder, „denn wir müssen fertig damit werden!“

„Gieb mich frei!“

„Das ist Wahnsinn, Helene!“

„Wahnsinn nennst Du es, wenn ich das Scheindasein dieser unglückseligen Ehe nicht weiter

leben will? Unsere Herzen sind einander fremd, Du weißt es, daß ich Dich nicht liebe, Du liebst mich nicht, ich bin Dir Nichts, als die Dame, welche die Honneurs Deines Hauses macht. Du hast mich für untreu gehalten, die Welt hält mich dafür — ich war Dir niemals untreu, aber unglücklich, unglücklich bin ich gewesen immerdar. Die Männer, welche Du heimlich eifersüchtig beargwöhntest, waren mir gleichgültig, wie die Schauspieler auf der Bühne, von denen ich mir forthelfen lasse über die tödtliche Oede meiner Stunden —"

„Und Camillo?" fragte der Graf mit schmerzlicher Bitterkeit.

„Er war mir eine Stütze und ein Trost. Nichts mehr! Gestern erst hat er mir seine Liebe gestanden — —"

„Und heute forderst Du von mir getrennt zu werden!"

„Weil ich nicht das Weib eines Mannes bleiben will, der sich verrathen von mir glaubt und dazu schweigt!"

„Meinst Du, ich solle wie ein Wilder die

Treue meines Weibes bewachen? Ich solle wie der Pöbel meine Kränkung in alle vier Winde hinausschreien und mich brandmarken mit Deiner Thorheit? Mein Name wird nicht angetastet, so lang ich ihn nicht angetastet nenne. Mein Schweigen schützt Dich und mich. Du wirst mich nicht zum Abfall von mir selbst, zum Sprechen bringen!"

Es entstand eine neue Pause. St. Brezan ging nachdenkend umher, endlich setzte er sich neben seiner Gattin nieder. „Laß uns wie vernünftige Menschen handeln," sagte er, „nicht leere Phrasen wechseln." Seine Stimme klang milder als zuvor, sein Ausdruck hatte das Eisige verloren. „Ein Irrthum ist nicht ungeschehen zu machen, unsere Verbindung war ein solcher; wir müssen trachten, so wenig als möglich von demselben zu leiden. Wäre ich ein unbeachteter Privatmann und ein Protestant, vielleicht schiene mir der Ausweg, den Du wünschest, annehmbar. Jetzt ist er's nicht."

Seine Ruhe brachte die Gräfin zur Verzweiflung. „Ich sage Dir, daß ich unglücklich bin, daß ich mich sehne nach einem Athemzuge der

Freiheit, daß ich es stets als Schmach empfunden, ohne Liebe Dein Weib zu sein, und — —"

„Ich handle wie ein Mann," unterbrach sie der Graf, plötzlich wieder zu der früheren Kälte übergehend, „der seine Pflichten kennt — selbst gegen Dich in Deiner unseligen Verblendung. Ich begehre kein Weib, das sich gezwungen mein nennt!" — ein Beben flog durch alle seine Züge bei den Worten — „aber entehren sollst Du weder Dich noch mich. Du bleibst bei mir, im Schutze meines Hauses, meines Namens!" —

Er war aufgestanden und in die Thüre des Balcons getreten, um ihr den Anblick seines inneren Kampfes zu entziehen. Als er sich wendete, war er ruhiger geworden. „Mit Deinem Durst nach Glück, mit Deinem Herzen mußt Du fertig werden — wie ich mit dem meinen!" sagte er. — „Was wir mit einander auszumachen hatten, ist geschehen — wir Beide sind geschieden! möge es Dich nicht reuen!" und hoch aufgerichtet verließ er das Gemach.

Die Gräfin blieb allein zurück. Sie sah stumm und starr zum Boden nieder. So hatte sie das Ende dieser Unterredung nicht erwartet. Es war

ihr Wunsch gewesen, frei zu werden; diese errungene Freiheit aber drückte sie als eine tiefe Schmach.

„Auf Lebenszeit!“ seufzte sie, während ein Schauer durch ihre Glieder rieselte und kalte, große Thränen ihr in die Augen traten.

Bald demüthigte es sie, einem Manne gehört zu haben, der sie auf ihre erste Forderung frei gab, bald fühlte sie sich gedrungen, des Grafen mit größerer Achtung zu gedenken, als je zuvor. Er hatte wie ein Cavalier gegen sie gehandelt, aber wie fern war seine Auffassung der Verhältnisse von dem wahren Sinn der Ehe! Welch eine Stellung für sie, den Schutz eines Mannes anzunehmen, der sie innerlich mißachten mußte! Eine Freiheit zu besitzen, die zu gebrauchen eine Schande war. — Geneigt, sich ihren Empfindungen zu überlassen, hatte sie nie zuvor mit solcher Klarheit sich die Einzelheiten und Folgen ihrer Lage deutlich gemacht, nie schärfer als jetzt die Scheidewand erkannt, welche Jahrhunderte alte, überlieferte Begriffe und Vorurtheile zwischen den Ansichten der sogenannten großen Welt und zwischen der natürlichen Empfindung wahrer, gesitteter Menschen aufgerichtet hatten.

Sie kannte den Grafen und wußte, er werde halten, was er ausgesprochen habe, und doch faßte sie es nicht, wie es ihm wünschenswerther sein könne, eine Frau unter diesen Verhältnissen an sich zu fesseln, als sie durch eine wirkliche Scheidung frei zu geben, eine Verantwortung zu tragen, statt sie auf die Schultern derjenigen zu legen, die ihr Schicksal in die eigene Hand zu nehmen forderte, und mit seinem Namen eine Frau zu schützen, die diesen Namen stets mit Widerstreben geführt hatte, die ihn jetzt nur noch zum Scheine führen sollte.

Ihr Stolz empörte sich gegen eine Großmuth, die an Verachtung gränzte, gegen einen Schutz, der so nahe mit der Knechtschaft verwandt war, gegen das Beisammensein mit einem Manne, der in jedem Augenblicke seine oberherrlichen Rechte gegen sie geltend machen konnte, nachdem er freiwillig auf alle jene Ansprüche verzichtet, welche Liebe und Achtung heischen und gewähren. Unter der Last eines fortdauernden Mißtrauens zu leben schien ihr unerträglich, und der Gedanke, sich durch Entfernung aus dem Hause ihres Mannes gewalt=

sam ihre Freiheit zu erringen, tauchte in ihr auf. Aber sich vom Grafen auf solche Weise trennen, hieß sich von ihrem Vater, von ihrer ganzen Familie, von ihrem ganzen früheren Leben trennen, und wenn dieser äußerste Schritt gethan war, wohin dann und was beginnen?

In ihr Vaterhaus zurückzukehren, daran durfte sie nicht denken, und jene Zeit lag ihr so fern, als trennten sie Dezennien davon. Sie hatte neue Anschauungen, neue Bedürfnisse kennen lernen. Ein Leben voll geistiger Erregung, voll wechselnder Ereignisse, voll heftiger Empfindungen, war ihr zur Gewohnheit geworden, und wenn ihre Blicke sich in dieser Stunde auf ihre Jugend, auf ihre erste schuldlose Liebe zurückwendeten, geschah es mit jener Wehmuth, mit der man ein unwiederbringlich verlorenes Gut betrauert — um so unwiederbringlicher, als sein Besitz aufgehört haben würde uns noch ein Glück zu sein. Sie empfand den Verlust desselben nicht so schmerzlich, als die Ueberzeugung, daß sie die Fähigkeit verloren, es zu genießen und sich daran genügen zu lassen. Ihr Herz blutete, wenn sie Friedrich's gedachte. Was

war aus ihr geworden, die ihm ein Ideal zu bleiben verheißen? Und doch sah sie mit einem Mitleid, das sie selbst überraschte, auf sein stilles, friedlich begränztes Leben hinab.

„Ich kann nicht mehr zurück!“ rief sie aus: Diese Gewißheit lenkte ihre Blicke plötzlich nach einer anderen Seite, von der ein phantastisch strahlendes Licht ihr entgegenglänzte.

Freiheit, Selbständigkeit, Ehre und Anerkennung, ja Liebe und Freude winkten ihr entgegen aus der Hand der Kunst. Ein einziger, muthiger Schritt konnte sie an die Schwelle ihres Tempels führen, und Camillo, der Künstler, den sie hoch verehrte, der Mann, welcher sie liebte, stand als Priester da, die Ersehnte einzuführen in das Heiligthum.

Fliehen, unter fremdem Namen arbeiten und lernen, bis der ihr eigene angeborne Name ruhmbestrahlt durch ihr Talent aus dem Dunkel hervorgehen konnte, und dann leben, schaffen, arbeiten, vereint mit einem Manne, der dies heilige Feuer in ihr begriff und pflegte; Niemand Etwas verdanken als sich selbst, keines Schutzes bedür-

fen, sondern geschützt sein durch die eigene Bedeutung, und frei bleiben durch das selbständige Talent sogar neben dem geliebten Manne, das waren Bilder, begeisternde Vorstellungen, die in schneller Reihenfolge an ihr vorüberzogen.

Camillo hatte es ausgesprochen: Sie war Künstlerin! Sie durfte sich nicht von bleichen Träumen, von Gebilden der Phantasie ernähren, denn der Künstler kann nicht schaffen ohne die Sonne des Glückes! Darum hatte sie das Verlangen danach niemals zu besiegen vermocht, die schaffende Kraft hatte gebieterisch ihr Recht verlangt — jetzt sollte es ihr werden.

Ein Trotz gegen den Grafen erwachte mit diesem Vorsatze in ihr. „Er meinte mich zu binden mit jener Gewährung einer Freiheit, die mich an ihn fesselte,“ sagte sie sich. „Eine Freigelassene sollte ich sein und bleiben, mit meinem Thun und Lassen ihm verantwortlich für jenen Schein ehrloser Freiheit, die ich tief verachte. Es soll anders werden, anders Hippolyt, als Du's erwartet hast!“

Ihre Gestalt gewann plötzlich ihre Spann-

kraft wieder, sie stand auf und ging in ihr Zimmer, sich für die Mittagstafel anzukleiden, zu der eine größere Gesellschaft schon seit vielen Tagen eingeladen war.

Als sie in den weißen Gewändern vor ihrem Spiegel stand, einen Kranz von grünem Weingerank mit goldenem Geäder in den schwarzen Locken, trat ihr selbst die eigene Schönheit wohlthuend und überraschend aus dem Glase entgegen. Mit stolzer Freude wies sie die Armbänder und Spangen zurück, die ihre Kammerfrau ihr brachte. Sie wollte die Geschmeide, die Kostbarkeiten nicht mehr tragen, welche sie dem Grafen verdankte, das Nadelgeld, das er ihr festgesetzt, nicht mehr benutzen. Die Zinsen eines Kapitales, welches sie von ihrer Mutter ererbt, sollten fortan ihren Bedürfnissen genügen, und ihr Auge leuchtete heller in der Gewißheit, daß diese Schultern, diese Arme jedes Schmuckes entrathen konnten, und als betrachtete sie eine vollendete Statue, so genoß sie in Selbstgenügen die eigene Formenschöne.

Eine halbe Stunde später waren die Gäste

bei der Tafel versammelt, und Nichts in dem Wesen der Wirthe verrieth, welche Erschütterungen sie erlitten, welche Entschlüsse sie gefaßt hatten. Noch am Morgen war die Gräfin entschieden gewesen, den Cavaliere zu vermeiden, jetzt empfing sie ihn mit einer Aufgeschlossenheit, die er sich nach ihrem Verhalten am vorigen Abende nicht zu deuten vermochte, und als verstände die Sache sich von selbst, so unbefangen sprach der Graf von dem zu malenden Bilde der Desdemona. Helene sollte nicht glauben, es koste ihn ein Opfer sie zu verlieren, die ihn nie geliebt. Ein Mißgeschick ohne Zeichen der Klage zu erleiden, sich so weit thunlich abzuschließen gegen alle Berührungen und Beobachtungen und sich durch diese Abgeschlossenheit vor fremdem Antheil und Urtheil möglichst zu bewahren, darin hatte der Graf stets seine Ehre gesetzt, darin erblickte er die Weisheit, welche die Erfahrung dem Weltmanne zum Bedürfniß und zur Richtschnur seines Handelns machen, und auch in diesem Falle blieb er sich getreu.

Da aber der Mensch nach einer Lösung alles

Räthselhaften trachtet, so erklärte der Maler sich endlich das ihm auffallende Betragen des gräflichen Ehepaares auf die ihm günstigste und förderlichste Weise. Er sagte sich, die vielfachen Huldigungen, deren Gegenstand Helene seit ihrem Erscheinen in Neapel gewesen, die jugendliche Unbesonnenheit, mit welcher sie dieselben Anfangs angenommen hatte, und das leichtsinnige Spiel der Coketterie, das ihr allmählich zur Natur geworden war, könnten dem Grafen nicht gleichgültig geblieben sein. Freilich hatte man sie bisher nicht hart beurtheilt, aber die Menge und der Wechsel ihrer Verehrer waren doch schon bisweilen ein Gegenstand der Unterhaltung und jenes leise fortwachsenden Tadels geworden, der an der eigenen Wiederholung seine Waffen zum tödtlichen Stoße schärft und probt. Es mußte dem Grafen daran liegen, seine Gattin gegen den Vorwurf der Galanterie bewahrt zu sehen, und Camillo, grundsatzlos den Frauen gegenüber, ohne alle Achtung vor der Ehe, verderbt durch die leichtfertigen Sitten des Kreises, in dem er lebte, fand es ganz natürlich, daß St. Brezan lieber einen erklärten

Cicisbeo, als ein ganzes Gefolge junger Männer neben seiner Frau ertragen wolle.

Eine Freundschaft für ihren Lehrer war ohnehin natürlich, eine Liebe auf Freundschaft und Bewunderung gegründet, sehr verzeihlich, und die Welt, in der sie lebten, eine Welt, in der die Discretion oft die Stellvertreterin der Tugend und der Ehrenhaftigkeit machen muß.

Hatte Camillo gestern, seiner Leidenschaft folgend, nur an den Besitz des von ihm begehrten Weibes gedacht, so empfand er sich jetzt plötzlich als Helenens Beschützer, als Theilnehmer des Grafen in der Sorge für ihren Ruf. Er glaubte durch St. Brezan's Verhalten eine Verpflichtung gegen ihn, ein Anrecht an seine Frau zu haben, und es war ihm Ehrensache dem Cavaliere gegenüber auch als Cavalier zu handeln.

Weit entfernt, die Gräfin abermals durch seine Heftigkeit zu ängstigen, oder seine Leidenschaft dem Auge eines Beobachters zu verrathen, nahte er sich ihr seit diesem Tage mit jener anbetenden Bewunderung, mit welcher der Kunstliebhaber ein langersehntes und endlich erworbenes Kunstwerk

genießt, dessen Herr zu sein, ihn selbst fast noch unglaublich dünkt. Unermüdlich für sie besorgt, empfand er mit Entzücken ihr steigendes Vertrauen, ihre wachsende Hingebung an seinen Rath und seine Ansichten, während Helene nicht bemerkte, daß sie in dem Bestreben, sich einer sie drückenden Knechtschaft zu entziehen, nur den Herrn gewechselt habe. Entschiedener als der Graf es je gethan, drängte Camillo ihr seinen Willen zum Gesetze auf. Eifersüchtiger als Jener, bewachte er jede Regung ihrer Seele, und was sie dort gedrückt, verzieh sie hier der Liebe, die sie mehr und mehr zu theilen begann. Von der energisch feurigen Natur des Cavaliere wie ein Kind geleitet, wie ein Weib gefesselt, blieb ihr nicht einmal die Freiheit, sich zu fragen, was sie für ihn empfinde, was er ihr geworden, was er über sie beschlossen? Tauchte auch hie und da ein Widerstreben gegen die Gewalt in ihr auf, welche er über sie gewonnen hatte, so wendete ihr Zorn sich nicht gegen den Geliebten, sondern nur gegen ihren Gatten, der sie dem fremden Willen kampflos hingegeben hatte.

Von jenen Planen für ihre Unabhängigkeit,

von ihren Ruhmesträumen war bald nicht mehr die Rede. Der Wille des Grafen und die Wünsche des Cavaliere trafen zu wohl zusammen, als daß der Letztere nicht seinen ganzen Einfluß hätte dazu benutzen sollen, die Entfernung Helenens aus dem Hause ihres Gatten zu verhindern. Täglich weiter fortgerissen von Camillo's, wie von der eigenen Liebe, hatte sie selbst alles Andere vergessen, einem Gefühle, einem Gedanken ausschließlich hingegeben — dem sinnverwirrenden Entzücken getheilter Leidenschaft, vor deren Allgewalt selbst ihr Schuldbewußtsein ganz verstummte. Sie sagte sich, daß sie jung und unerfahren, überredet worden sei, einen ungeliebten Mann zu heirathen, und daß ein Versprechen sie nicht binden könne, welches sie ohne die nöthige Einsicht in die Verhältnisse, ohne Welt- und Menschenkenntniß, ja ohne die richtige Erkenntniß ihres eigenen Wesens gegeben. Sie machte sich ein Bewußtsein daraus, die Scheidung verlangt zu haben, und da der Graf ihr diese fest verweigert, sah sie sich als berechtigt an, das Glück zu suchen und zu genießen, das sich ihr geboten hatte.

In der Theilnahme an den Arbeiten, in den Erfolgen des Cavaliere fanden die Liebe und der Kunstsinn Helenens gleichmäßiges Genügen, und niemals waren seine Schöpfungen bedeutender gewesen, als seit der Gräfin Schönheit, als seit ihre täglich neue Anmuth ihn zu immer neuen Entwürfen antrieben. Jetzt erst schien er die volle Höhe seiner Meisterschaft zu entfalten, die Gräfin den vollen Glanz ihrer Schönheit zu entwickeln, und jetzt erst glaubte sie Italien zu verstehen, da die warme Liebesfülle ihres Herzens sich wiederspiegelte in der heißen, jubelnden Herrlichkeit der südlichen Natur. Hatte sie früher rastlos nach immer neuen Zerstreuungen gehascht, die Oede ihres Innern zu vergessen, so verlangte sie jetzt nur Ruhe und Zurückgezogenheit, um in ungetrübter Stille ihres Glückes sich bewußt zu werden. Auch der Cavaliere ward seltener gesehen in den Sälen der großen Welt, deren gefeierter Günstling er war, und schon nach wenig Wochen hatte die Gesellschaft sich in den Gedanken eingelebt, in der Gräfin St. Brezan die begeisternde Muse des großen Meisters zu sehen und zu ver-

ehren. Camillo erhob den Cultus ihrer Schönheit zur Mode unter den Italienern, und die Unnahbarkeit, in welche seine Eifersucht die Gräfin bannte, kam jener Huldigung zu Gute, die er, den Grafen in seinen Ansichten zu unterstützen, wie einen reichen Vorhang über sein Verhältniß zu Helene auszubreiten wußte.

Siebentes Kapitel.

Unter den Gästen, welche in jener Zeit das Haus des Grafen St. Brezan besuchten, hatte sich auch ein junger Russe befunden, der ein halb Jahr später, bei einer Opernaufführung, in der Fremdenloge des Berliner Opernhauses saß.

„Seit wann sind Sie hier?“ fragte ihn ein älterer Mann, der den vordern Platz neben ihm eingenommen hatte.

„Seit vorgestern, Excellenz!“

„Und Sie kommen?“

„Von Neapel! Ich habe im vorigen Herbste Depeschen überbracht, darauf die Ordre erhalten dort zu bleiben, weil der dortige Attaché Urlaub

hatte, und will nun morgen mit dem Dampfer von Stettin zurück."

„Sind viele Fremde in Neapel?"

„Ja! aber bis jetzt noch wenig Russen und im Grunde Nichts von Distinction. Die einzige Frau von Bedeutung ist überhaupt die Gräfin St. Brezan!"

Die Unterhaltung, auf deren letzte Worte ein anderer junger Mann, welcher sich neben den Sprechenden in der Loge befand, plötzlich aufmerksam geworden war, hatte durch den Beginn des neuen Actes ihr Ende erreicht. Als sich der Vorhang wieder senkte, nahm jedoch der ältere Herr das Thema wieder auf.

„Was ist die Gräfin St. Brezan für eine Geborene?" fragte er.

„Ich habe den Namen vergessen, indeß sie ist eine Deutsche und eine prächtige Brünette! Die Italiener haben einen wahren Fanatismus für sie. Ihre Liaison mit dem bekannten Cavaliere Camillo, von dem Excellenz das große Bild im Zimmer der Kaiserin gesehen haben werden, und für den die Gräfin jetzt ausschließlich lebt, hat sie unter den Künstlern zum Idol gemacht!"

Die alte russische Excellenz that lächelnd noch eine Frage, der Petersburger Gesandtschaftsattaché antwortete ebenfalls lächelnd und die Schultern ziehend, indeß die letzte Rede und Gegenrede wurde sehr leise geführt, so daß der dritte Anwesende sie unmöglich verstanden haben konnte. Dennoch zuckte er zusammen und verließ die Loge.

„Kannten Sie den Herrn?“ fragte der Alte.

„Ich bin sehr fremd in Berlin, Excellenz! und kenne fast Niemand außer unserer Gesandtschaft!“ entgegnete der Attaché, während Erich von Heidenbruck die Corridors durchschritt und in die erleuchtete Frühlingsnacht hinaustrat.

Er hatte nichts ihm Neues erfahren, aber zum ersten Male war ein Urtheil gegen Helene in seiner Nähe ausgesprochen worden, und es dünkte ihm ein Trost, daß er, und nicht sein Vater Zeuge jener Worte gewesen war. So wenig dem Baron die ehelichen Verhältnisse seiner Tochter ein Geheimniß geblieben, hatte er ihrer gegen Niemand, selbst nicht gegen Erich, jemals mit einer Andeutung erwähnt. Es widerstand seiner Selbst-

achtung, ein solches Unrecht vor einem Mitgliede seiner Familie einzugestehen, sobald er demselben nicht durch sein persönliches Einschreiten abzuhelfen vermochte, und Helene war grade bei den Ansichten des Barons, jedem Eingriffe der väterlichen Herrschaft entzogen, so lange der Name und die Anerkennung ihres Gatten sie beschützten. Weit entfernt, sich selbst anzuklagen, daß er die Tochter gegen ihre Neigung einem ihm selbst nur oberflächig bekannten Manne hingegeben habe, wendeten seine Unzufriedenheit und sein ganzer Zorn sich gegen St. Brezan, treu dem Grundsatze von der Aufrechterhaltung der Familie in den Augen der Welt, wie in dem eigenen Herzen. Während man sich der bevorzugten äußeren Verhältnisse der Gräfin in ihrem Vaterhause zu erinnern liebte, während man ihrer selbst und ihrer Eigenschaften zu gedenken nicht ermüdete, schwieg man, aus dem gemeinsamen Instincte des patriarchalischen Familiensinnes über ihre unglückliche Ehe und die aus ihr entsprungenen Verirrungen. Der ächte Familiensinn und der Monarchismus beschränken das Urtheil ihrer Anhänger, weil beide

sich verpflichtet glauben, die unbedingte Tadellosigkeit der Gegenstände ihrer Verehrung zu behaupten, und sie nehmen sich die Fähigkeit wirksamen Handelns, da sie durch ihre absichtliche Verblendung dem Unparteiischen nicht als urtheilsfähig erscheinen können.

Erich selbst hatte bisher die Schwester mehr bedauert als beschuldigt. Er war kein Neuling mehr in den Verhältnissen der großen Welt, und hie und da selbst für den mehr oder minder begünstigten Verehrer verheiratheter Frauen angesehen worden. Oft genug hatte er mit gleichgültiger Leichtfertigkeit über solche Verhältnisse gesprochen, sie verdammend oder entschuldigend, je nachdem seine Theilnahme sich dabei angeregt gefunden. Jetzt, da er die eigene Schwester an öffentlichem Orte, von fremden Männern, eines solchen Liebeshandels anklagen hören, erschienen diese Zustände ihm plötzlich unter einem veränderten Gesichtspunkte, weil seine Stellung zu denselben eine andere geworden war.

Mit quälender Deutlichkeit traten ihm die Fälle entgegen, in denen seine Galanterien und

Tändeleien die Ruhe einer glücklichen Ehe oder eines Mädchens vorübergehend oder dauernd gestört. Er hatte sich kein eigentliches Unrecht vorzuwerfen, aber er hätte doch Manches ungeschehen machen mögen, und wie es Menschen seines Charakters leicht begegnet, die zur Selbstprüfung nicht geneigt, ihr durch einen Zufall unterworfen werden, gelangte er dahin, sich strafbarer zu finden als er wirklich war. Mit Rührung wendeten seine Blicke sich auf das greise Haupt seines Vaters zurück. Die friedensvolle Ehe seiner Eltern, die eigene und der Geschwister ungetrübte Jugend, der Abend, an dem der Vater ihn und Helene freigesprochen für das Leben, traten ihm mit herzbewegender Klarheit vor das Auge, um ihm die Verhältnisse im Hause seiner Schwester, deren Zeuge er in Neapel gewesen war, noch trauriger und unwürdiger erscheinen zu machen.

Er mußte die Gedanken abwenden von den Verirrungen Helenens, von dem eigenen Leichtsinn, und schnellkräftig in der Phantasie, ging er von bittrer Selbstanklage zu guten Vorsätzen, zu Vor-

stellungen einer Ehe über, wie er sie für sich ersehnte, um in ihr jenes patriarchalische Familienleben fortzusetzen, dessen Vorbild seine Eltern ihm gegeben. Er hatte ein solches nur noch in dem Hause einer Frau von Werdeck wiedergefunden, die, obschon begütert, mit ihrer einzigen Tochter in großer Zurückgezogenheit lebte, seit sie früh ihren Gatten verloren hatte. Sie war eine Freundin seiner Mutter gewesen und schon bei seinem ersten Aufenthalte in Berlin, hatte er in einem fast sohnlichen Verhältnisse zu ihr gestanden, das sich mehr und mehr befestigt, so daß es ihm zum Bedürfnisse geworden war, sich mit ihr auszusprechen, sobald irgend Etwas ihn innerlich lebhaft beschäftigte. Auch jetzt hatte er vorgehabt zu ihr zu gehen, nicht um ihr das Erlebte zu vertrauen, sondern um sich in ihrer Nähe zu beruhigen, als er ein junges Mädchen angstvoll an sich vorüber eilen sah, das von einem älteren Manne offenbar verfolgt ward.

Das helle Gaslicht, welches unter den Linden aus den Magazinen auf die Straße fiel, ließ den hohen schlanken Wuchs und die geschmackvoll an-

ständige Kleidung der jungen Person erkennen. Aber solcher sich täglich wiederholender Scenen nur zu sehr gewohnt, achtete Erich Anfangs nicht darauf, bis der Verfolger das Mädchen, welches ihm mehrmals ausgewichen war, wieder erreicht hatte, und demselben in einer Weise den Weg vertrat, welche es gradezu zwischen ihn und Erich stellte. Das Mädchen schrak zusammen, aber plötzlich entschlossen, sagte es, sich an Erich wendend: „Schaffen Sie den Menschen fort!"

Der Klang ihrer tiefen Stimme, der Zorn, mit dem sie sprach, hatten etwas Gebietendes. Ihr Verfolger, dem es nicht erwünscht sein konnte, einen Auftritt zu veranlassen, trat zurück, und das Mädchen ließ es ruhig geschehen, daß Erich ihm den Arm bot und es mit sich führte.

Auf seine Frage, ob sie schon lange von der Zudringlichkeit des Mannes zu leiden gehabt habe, antwortete sie ein trockenes Ja, und verfiel dann in ein Schweigen, welches Erich in dieser Lage nicht von seiner Begleiterin erwartet hatte, deren edle, majestätische Züge ihn überraschten, als sie einmal ihr Haupt voll gegen seine Seite wen-

dete. Daß er hier keines jener leichtfertigen Geschöpfe vor sich habe, welche um diese Zeit die Straßen zu durchschwärmen pflegen, war ihm außer allem Zweifel. Dennoch wußte er nicht, was er eigentlich aus seiner neuen Bekanntschaft machen solle.

Ihrer Erscheinung, ihrer Kleidung und Sprache nach, mußte er sie zu den gebildeten Classen rechnen, und doch hatte ihr Betragen mehr und weniger Freiheit, als den Töchtern dieser Stände eigen zu sein pflegte. Die Sicherheit, mit der sie sich in den Straßen umsah, die Art ihres Gehens überhaupt, machten es ihm wahrscheinlich, daß sie es gewohnt sei, sich auch zu solcher Stunde allein in denselben zu bewegen. Er dachte, es könne eine Handarbeiterin sein, die von ihrem Tagewerke zurückkehre, indeß er wußte mit solcher untergeordneten Stellung in der Welt nicht jenen befehlenden Ton zu vereinen, mit dem sie seinen Schutz gefordert, und in dem das volle Vertrauen weiblicher Würde gegen die männliche Ehrbarkeit sich ausgesprochen hatte. Sowohl die Art und Weise, in der sie seinen Arm losließ, sobald sie

sich aus dem Bereiche ihres Verfolgers glaubte, als die Ruhe, mit der sie, seinen Fragen ausweichend, neben ihm herschritt, hatten etwas Eigenthümliches. Während Erich aber noch darüber grübelte, wer und was sie sein könnte, blieb sie plötzlich stehen, als sie eine Strecke in der Charlottenstraße hinaufgegangen waren.

„Wohnen Sie hier?“ fragte Erich.

„Nein! aber ich kann jetzt allein gehen, und ich danke Ihnen, daß Sie sich meiner angenommen haben!“

Auf Erich's Vorstellung, daß sie ihm erlauben möge, sie nun bis zu ihrem Hause zu geleiten, antwortete sie ablehnend: „Ich bin es gewohnt, allein zu gehen!“ dankte ihm nochmals und entfernte sich mit solcher ruhigen Festigkeit, daß ihr Begleiter nur um so begieriger wurde, ihr zu folgen und zu erfahren wer sie sei.

In immer gleicher Entfernung hinter ihr hergehend, gelangte er endlich in einen der entlegeneren Stadttheile, und sah sie in ein Haus eintreten, das, nach seiner Bauart zu urtheilen, nur von Familien der arbeitenden Stände bewohnt sein konnte.

Eine Weile blieb er davor stehen, um die Ein- und Ausgehenden zu beobachten, aber es kam Niemand. Nur die plötzliche Erleuchtung eines Erkerstübchens gab ihm einen, wenn auch geringen Aufschluß über des Mädchens Wohnung und damit über ihren Stand.

In die Friedrichsstadt zurückgekehrt, war es zu spät geworden, Frau von Werdeck zu besuchen. Er ging also nach Hause, abwechselnd beschäftigt mit dem Erlebniß in der Oper und mit der jungen Schönen, bis er sich niederlegte und in seinen Träumen die Letztere die Oberhand gewann.

Als er am folgenden Morgen, seine Cigarre rauchend, im Fenster lag, und die lange Friedrichstraße hinabschaute, überraschte es ihn, daß er in jedem zur Arbeit gehenden Frauenzimmer seine Unbekannte zu entdecken glaubte. Er lachte innerlich über die Jugendlichkeit dieser Neugier und dieses Antheils, als sie mit einemmale wirklich aus der ihm zunächst liegenden Querstraße hervortrat, und mit ihrer ruhigen, sichern Haltung wieder ihren Weg nach den Linden nahm.

Man braucht eine Physiognomie nur einmal gesehen zu haben, dachte er, um ihr immer wieder zu begegnen, und doch that es ihm, während er diese gleichgültige Bemerkung machte, leid, nicht angekleidet zu sein und ihr nicht folgen zu können. Selbst als er sich zur Arbeit niedergesetzt und sich in den Acten seiner Proberelation für das Assessorexamen vertieft hatte, fand er, daß seine Gedanken bei ihr weilten, und er erinnerte sich nun, daß ihm im Traume ihr Bild mit alten fernliegenden Jugendeindrücken in wunderlicher Weise zusammengeflossen war.

Hatte er Anfangs gelacht über den Antheil, den sie ihm einflößte; so fing dieser ihn zu verdrießen an, weil er im Widerspruche mit seinen Plänen stand. Sein Vater wünschte ihn verheirathet zu sehen, er selbst hatte es sich oft gesagt, daß es Zeit für ihn sei, an die Ehe zu denken, weil er des Herumschweifens und der Abenteuer satt sei, die allen Reiz für ihn verloren hatten. Sich jetzt von einer so gleichgültigen Begegnung lebhaft beschäftigt zu fühlen, war ihm ärgerlich. Und um aller Neugier und

allen Antheil ein Ende zu machen, beschloß er, am Nachmittage in die Wohnung der Schönen zu gehen, sich nach ihr zu erkundigen, und dann die Sache ruhen zu lassen, wenn er der jugendlichen Grille, der thörichten Auswallung, die in diesem Mädchen etwas Besonderes zu sehen gewähnt, ein enttäuschendes Genüge gethan haben werde.

Es mochte vier Uhr sein, als er von seiner Mittagsmahlzeit kommend, das Haus erreichte, in das er gestern das Mädchen hatte gehen sehen. Das Gebäude war vierstöckig und nur vier Fenster breit. In jeder Etage wohnten nach den Namen an den Thüren zwei Familien, aber Fluren und Treppen waren auffallend sauber gehalten, und die Wohnungen alle verschlossen. Im zweiten Stocke, in dem er an beiden Wohnungen geklingelt, und in vorsichtiger Weise Auskunft zu erhalten versucht, hatte man von einer Näherin im Hause Nichts zu wissen behauptet. In der dritten Etage war ihm nicht geöffnet worden, und mehr und mehr gewann das Haus ein klösterliches Ansehen für ihn, das ihn in Verwunderung setzte und seine Theilnahme erhöhte, weil es so

selten ist, daß man in den Häusern der Armuth Ruhe, Sauberkeit und Schicklichkeit begegnet.

Er hatte jetzt nur die Wahl, unverrichteter Sache umzukehren, und sich, wollte er durchaus seine Neugier befriedigen, in dem nächsten Polizeibüreau einen Ausweis zu verschaffen, oder direct zu dem Mädchen selbst zu gehen. Das Erstere konnte ihn als einen Roué erscheinen lassen, das Letztere höchstens das Mädchen beleidigen. Bei allem Interesse aber, das er an ihrem gesitteten Wesen genommen hatte, meinte er dennoch, ein Frauenzimmer, das in der Erkerstube eines entlegenen Revieres wohne und Abends spät allein durch die Straßen gehe, könne im Grunde eines solchen Begegnisses nicht ungewohnt sein und nicht eben schwer durch dasselbe beleidigt werden. Seine Meinung von dem Mädchen veränderte sich, durch die Art, in der er nach demselben forschte, und weil er es niedrig behandelte, schien es ihm plötzlich erniedrigt.

Als er anklopfen wollte, fühlte er ein Widerstreben. Er hätte es eine üble Ahnung nennen mögen, hätte er sich solcher Schwäche nicht ge-

schämt. Aber schon im Begriffe fortzugehen, sagte er sich, daß die Bewohnerin am Morgen bei ihm vorübergeschritten, daß sie also nicht zu Hause sein werde, und daß es daher ohne alle Bedeutung sei, ob er anklopfe oder nicht. Sei sie aber doch zu Hause, nun so sei es eben auch gut, und das ganze Vorhaben das gleichgültigste von der Welt. In dieser Ueberlegung pochte er schnell an, — fuhr aber doch zusammen als es „herein!“ rief, mit der Stimme, die er gestern so anziehend gefunden hatte.

Die junge Person öffnete die Thüre, trat erschreckt zurück, als sie ihn gewahrte, und schien nicht gleich zu wissen, wie sie ihm begegnen solle. Plötzlich jedoch zuckte eine wunderbare Bewegung durch alle ihre Züge, und fast athemlos fragte sie ihn, was er wünsche? während sie zurücktrat, ihn in das Zimmer einzulassen.

Es war ein mäßig großer Raum. Auf einem Fußtritt in dem weit hervorspingenden Erker, der mit einer Gardine von buntem Kattune behängt war, standen ein Nähtisch und ein bequemer Strohstuhl. Ein Vogelbauer mit Epheu

umrankt, glänzte in der Abendsonne, hellgelb wie das Gefieder seines Bewohners. Ein Sopha, über dem eine Guitarre hing, einfache, höchst sauber gehaltene Möbel und eine Menge alter Bilderchen an den Wänden gaben der Stube einen Anstrich von Wohnlichkeit und fesselnder Zierlichkeit, mit dem das schwarze Wollkleid und der weiße Kragen der Besitzerin in vollstem Einklang standen.

Erich, von dem lieblichen Bilde angenehm berührt, fühlte sich außer Stande, sein Kommen durch irgend einen Vorwand zu erklären. Es dünkte ihn unmöglich, der klaren Stimme dieses Mädchens, ihren gewaltigen Augen gegenüber eine jener gewöhnlichen Unwahrheiten auszusprechen. Und kaum hatte er auch den Fuß über ihre Schwelle gesetzt, als sie ihn mit dem Ausrufe: „Wir haben uns schon gesehen!" der Nothwendigkeit entzog, die Unterredung zu beginnen.

„Ja!" antwortete Erich, „und weil Sie mir gestern — —"

„Gestern? — O! nicht von gestern spreche ich!" fiel sie ihm in's Wort, wendete sich nach

ihrem Nähtisch, nahm aus einem saubern Käst=
chen eine Brustnadel heraus, deren Kopf eine
werthvolle Perle bildete, trat mit flammen=
dem Erröthen vor ihn hin, und fragte, in=
dem sie ihm die Nadel zeigte: „Kennen Sie die
Nadel?"

„Regine!" rief Erich im Tone der Ueberra=
schung und des Entzückens. Und ohne zu wissen,
wie es geschah, hatte er sie in seine Arme gezo=
gen, hing sie an seinem Halse, weinend und la=
chend, verschämt und zutraulich, voll Schrecken
und voll Hingebung.

„Darum mußte ich immerfort an Dich den=
ken!" rief Erich endlich, als sie Beide ihrer Auf=
regung Herr geworden waren. „Es ließ mir
Nacht und Tag nicht Ruhe. Hast Du mich denn
erkannt, als Du mich gestern ansprachst?"

„Nein!" sagte sie, „aber ich erkannte Sie
wieder, sobald Sie zu mir sprachen!"

„Und Du sagtest es mir nicht?"

„Was mußten Sie von mir denken, hätte ich
Sie in dem Augenblicke an unsere frühere Be=
kanntschaft erinnert! Sie konnten sie lange ver=

gessen haben! — Es war ja auch möglich, daß ich mich irrte!" —

„Und Du hast mich nicht vergessen?" fragte er, des Gegentheils gewiß.

Sie antwortete ihm nicht, aber sie saß an seiner Seite auf dem kleinen Sopha, und das volle Sonnenlicht, das durch den Erker drang, war nicht so freudestrahlend, als ihr schönes Angesicht, das ihm in vollem Liebesglanz entgegenleuchtete.

Sie hatte ihn nur einen Augenblick gesehen, sie hatte seinen Namen nie erfahren, und doch war er der Traum ihrer Nächte, der Gedanke ihrer Tage, sein Geschenk ihr kostbarster Besitz gewesen, seit aus der Phantasie des Kindes seine märchenhafte Erscheinung in das Herz der Jungfrau übergegangen war. Es fiel ihr nicht auf, daß er gekommen war, daß er sie Du nannte, wie an jenem ersten Abende, daß er ihre Hände in den seinen hielt und wieder ihre Stirne küßte, wie er einst gethan. Unzählig oft hatte sie in ihren einsamen, arbeitsvollen Tagen sich die Wonnen eines solchen Wiederfindens ausgemalt,

wie der Gläubige sich in hoffendem Vertrauen die Seligkeit des Paradieses vorstellt. Wie sollte es sie befremden, daß so vieler Liebe, so vielem Glauben, solch festem Hoffen endlich auch die ersehnte Erfüllung beschieden ward?

Sie erzählte von ihrer Ankunft in Berlin, von dem Leben an des Vaters Seite, von dem neuerdings erfolgten Tode desselben, von ihrem ersten Plane nach ihrer Vaterstadt zurückzukehren, den auszuführen die großen Kosten sie gehindert, „und," so schloß sie, „wie danke ich es jetzt dem Himmel, daß ich nicht die Mittel besaß, die Stadt zu verlassen, in der ich Sie wiederfinden mußte!"

Allmählich erfuhr Erich von ihr, daß sie seit ihr Vater gestorben sei, sich von ihrer Händearbeit nähre, daß sie reichlich erwerben könne, was sie für ihren Unterhalt bedürfe, daß sie ohne alle Bekanntschaften sei, weil des Vaters trübsinniges und mißtrauisches Wesen jeden Umgang von sich abgewiesen und sie in klösterlicher Einsamkeit gehalten habe.

„Und nun lebst Du hier ganz allein?" fragte Erich, „ist Dir das nicht drückend?"

„Ich bin ja fast alltäglich aus, vom frühen Morgen bis zum Abende, und es ist auch eine Gnade von Gott,“ sagte sie, „daß ich grade heute nur den halben Tag in Arbeit sein mußte.“

„Hast Du es gut in den Häusern, in die Du gehst?“ forschte er, weil es ihn schmerzte, sie fremden Launen oder gar übler Behandlung ausgesetzt zu denken. „Möchtest Du nicht lieber hier in Deiner Behausung arbeiten?“

„Nein!“ entgegnete sie, „der Mensch hat es doch nöthig mit anderen Menschen zu verkehren. Ich werde gut behandelt wohin ich komme. Die Damen sind meist freundlich, die Kinder hängen an mir und ich nehme meinen Theil an Allem, was dort vorgeht. Da habe ich was zu denken, bin ich dann allein zu Hause!“

„Und sonst hattest Du nichts Anderes!“

Sie lächelte. „Immer fort konnte ich doch an Sie nicht denken!“ rief sie mit einem Ausdruck verschämter Schelmerei, der an dieser majestätischen Schönheit so reizend erschien, daß Erich nicht müde werden konnte, es ihr nachzusprechen und sich daran zu berauschen.

Es war spät geworden, die Lampe hatte schon mehrere Stunden gebrannt, ehe es ihm einfiel, daß er gehen müsse. Sie hatten Speise und Trank vergessen. Als er aufstand und von ihr schied, fragte er nicht, ob oder wann er wieder kommen dürfe? Er fühlte, daß er Herr in diesem Raume sei. Und schwindelnd vor Aufregung und Freude eilte er die engen, dunkeln Treppen hinunter auf die Straße, um sie fortan alltäglich wieder zu betreten.

Alle seine guten Vorsätze, seine Heirathsplane schwanden in ein Nichts dahin vor der Liebe, die ihm hier so unerwartet und in einer ihm völlig neuen Schönheit begegnet war. Als fände er in einer Wüste sich plötzlich von dem Schatten eines exotischen Blumenbaumes verhüllt und abgetrennt von der Welt um ihn her, so sanft glitten seine Stunden in der süßen Einsamkeit mit Regine vorüber, für die seine Leidenschaft bald keine Grenze mehr kannte. Ein Tag, an dem er sie nicht sah, war seinem Leben verloren. Er konnte es bald nicht mehr ertragen, sie in fremden Häusern arbeitend zu denken, und ohne Wi-

derstreben allen seinen Wünschen fügsam, gab sie ihre bisherige Erwerbsthätigkeit auf, um ausschließlich für ihn zu leben.

Nur mit ihm allein beschäftigt, von dem Gedanken an ihn allein erfüllt, sah sie die spöttischen Blicke ihrer Nachbarn nicht, wenn alltäglich der schöne junge Mann sie besuchte. Sie hatte in sich Nichts zu überwinden, als er ihr vorschlug, eine Wohnung zu beziehen, die er für sich und die Geliebte einrichten lassen, sie fragte sich nicht, wohin er sie geführt? nicht, wie das enden solle? Sie sah ihn glücklich, sie war es selbst, und sie kannte das Leben, sie kannte die Menschen nicht. Woher sollten ihr Zweifel oder beunruhigende Vorstellungen kommen? So wenig man an den Tod denkt im Vollgefühl der Jugend, so wenig zweifelt man im Vollgefühl der Liebe.

Die gänzliche Abgeschiedenheit, in der sie erzogen war, ihre eigene reine und feste Natur hatten ihr eine Einfalt des Herzens und eine Unberührtheit der Seele erhalten, wie Erich sie an keinem Mädchen jener Stände wahrgenommen, in denen die Mütter es sich zur Aufgabe machen,

alle das Gemüth störenden Einflüsse von ihren Töchtern zu entfernen. Mit einer kalten Theilnahmlosigkeit hatte sie in den Monaten, nach ihres Vaters Tode, sich in sich selbst zurückgezogen und gläubig dem Augenblick entgegengelebt, in dem nach ihrer festen Ueberzeugung der Geliebte ihr erscheinen mußte. Nun er gekommen war, legte sie ihre Zukunft mit gleicher Zuversicht ganz in seine Hände.

Und wie Regine in ihrer Liebe nur die Gegenwart empfand, so versenkte sich Erich bewußt und unbewußt in den Zauber derselben. Alle Vergnügungen der Residenz waren Regine fremd, alle Quellen der Bildung ihr verschlossen geblieben. Von ihm erhielt sie den oft ersehnten Unterricht in jenen Wissenschaften, den die Kinder der Reichen in der ersten Jugend empfangen. Mit ihm zuerst besuchte sie die Promenaden und öffentliche Lustbarkeiten. An seiner Seite betrat sie an einem Abende, als die Schröder-Devrient die Rolle des Romeo spielte, zum ersten Male das Theater.

Schon die ersten Töne der Ouvertüre erschüt-

terten ihr ganzes Wesen. Bleich und zitternd faßte sie die Hand des Geliebten, als müßte sie einen Halt suchen, nicht unterzugehen in dem wogenden Meer der Töne, die sie umrauschten, und ihrer selber nicht länger Meister, hüllte sie ihr Gesicht in ihre Hände, die Thränen zu verbergen, die eine ungeahnte Macht ihren Augen entlockte. Als dann der Vorhang sich hob, als der Chor erschien, und endlich die Devrient als Romeo hervortrat, das schwarze Barett auf den prächtigen, blonden Locken, den blitzenden Degen in der Rechten, um mit der siegenden Allgewalt ihrer glorreichen Stimme den Racheschwur zu singen, da erst trockneten Regina's Augen. Was sie jetzt empfand war zu groß für Thränen. Athemlos hörte sie die Arie:

Vor Romeo's Rächer-Armen,
Soll kein Gott, kein Gott Euch schützen,
Und von seines Schwertes Blitzen
Treffe Euch der Todesstrahl.

Wie einer Offenbarung hingegeben, folgte sie dem Verlaufe der Oper bis zu ihrem Ende, wo

Erich sie erinnern müßte, aufzustehen, so regungslos in sich versunken saß sie da.

Sie hatten den Heimweg zurückgelegt, sie waren in ihrer Wohnung angelangt, und immer noch schwieg Regine, wie unter einem Banne, aus dem selbst Erich's Fragen sie nicht emporzureißen vermochten. Mit einer Art von Angst gewahrte er den Eindruck, welchen die Oper und die Meisterschaft der ersten Künstlerin ihrer Zeit auf die Geliebte gemacht hatten. Ihre Seele war nicht abgestumpft durch die schädliche Gewöhnung an Kunstgenüsse, in einem Alter, in welchem wir nicht fähig sind sie zu verstehen, und in dem, weit entfernt unser Empfinden und unser Urtheil zu üben, sie uns nur jene Gleichgültigkeit anerzieht, die uns später achtungslos und ohne Hingebung vor den Schöpfungen der Kunst vorübergehen läßt.

Endlich fuhr Regine wie aus einem Traume empor, strich mit den Händen über ihr Haar und sagte gegen Erich gewendet: „Das wird mir keine Ruhe lassen von heute ab!“

„Was?“ fragte Erich verwundert.

„Die Sehnsucht, auch so dazustehen wie sie, und all die Liebe, all die Wonne, für die das arme Menschenherz zu eng ist, hinaus zu singen in die Welt, daß sie Alle mir helfen sie zu tragen!“

Dabei hatte sie begeistert die Hände emporgehoben, die Arme ausgebreitet, und stand in einer Stellung vor ihm, um deren natürliche Großartigkeit jede Künstlerin sie beneiden konnte. Erich staunte sie an und vermochte sich dennoch nicht daran zu freuen.

„Was ficht Dich an, Liebste!“ fragte er, sie zu sich niederziehend, „Du, Du möchtest Schauspielerin werden?“

„Ja! ich möchte es!“ rief sie mit derselben Begeisterung.

Erich schüttelte zweifelnd das Haupt. „Du möchtest Deine Tage damit hinbringen, Rollen einzuüben, mir Deine Zeit entziehen, um am Abende Dich den frechen, neugierigen Blicken all der Männer hinzugeben? Diese geliebte Stirne, dieser Nacken, diese Arme — und er bedeckte sie mit seinen Küssen — die mein eigen sind, die

wolltest Du entweihen lassen durch ein fremdes Auge?“ — Er ließ sie los, stand auf, wendete sich von ihr ab und sagte mit schmerzlicher Klage: „Du liebst mich nicht, Regine!“

Es bedurfte nur dieses Wortes, sie in seine Arme zu führen und ihr die Erklärung zu entlocken, daß sie nicht gewußt, nicht überdacht, was sie gesprochen, daß sie erschrecke vor dem bloßen Gedanken solcher Schaustellung und daß sie Nichts begehre, Nichts verlange, als ihm zu gefallen und sein zu sein.

Indeß trotz der Wahrheit dieser Versicherungen schwand der Gedanke an die Oper nicht aus ihrer Seele, und schon nach wenig Tagen bat sie den Geliebten, sie in der Musik und namentlich im Gesange unterrichten zu lassen. Erich's Stirne verdüsterte sich bei der Forderung, die zu erfüllen er verweigerte. So oft sie auch bald scherzend, bald ernsthaft, auf dieselbe zurückkam, immer wieder trat ihr seine Mißbilligung bestimmt entgegen, bis sie sich endlich genöthigt sah, auf die Gewährung dieses Wunsches, des ersten, den sie gegen Erich ausgesprochen hatte, zu verzich-

ten, ohne ihn jedoch in sich unterdrücken zu können.

Eifersüchtiger, als er sich's eingestand, hatte Erich eine Abneigung gegen ihre Vorliebe für die Musik gefaßt. War es ihm früher ein Genuß gewesen, sie mit ihrer klangreichen Sopranstimme ihre kleinen deutschen und französischen Lieder zur Guitarre singen zu hören, so vermied er das jetzt geflissentlich, und suchte ihre Theilnahme mehr auf die Werke der Litteratur zu richten. Indeß trotz der Freude, welche sie daran empfand, blieb ihre alte Sehnsucht unvermindert, und ward nur lebhafter durch die Hindernisse, welche sich ihr entgegenstellten. Sie forderte nicht mehr die Oper zu besuchen, sie sang nicht mehr in Erich's Gegenwart, aber sie entschädigte sich in den Stunden, die er fern von ihr verleben mußte, für den ihr auferlegten Zwang, und mit dem glücklichsten musikalischen Gedächtnisse begabt, wußte sie sich die schwersten Melodien anzueignen, die sie Gelegenheit zu hören fand.

Wochen und Monate flogen an ihnen in immer gleicher Lust, in immer gleicher Liebe vorüber.

Erich hatte sein Examen gemacht, ohne daran zu denken, daß er beabsichtigt habe, gleich nach demselben in die Heimath zurück zu kehren. In Berlin aber hätten die Familien, in denen er sonst gelebt, an seine Abreise glauben müssen, wären sie ihm nicht bisweilen an öffentlichen Orten mit einer Dame begegnet, deren Schönheit das Staunen der Männer erregte, welche ihm die reizende Geliebte beneideten.

So sehr er sich durch seine Liebe gleichgültig gegen die Gesellschaft glaubte, fand er doch ein großes Genügen daran, der Gegenstand ihrer Neugier zu sein. Durch seine Leidenschaft gezwungen, dem öffentlichen Urtheil trotz zu bieten, machte er sich ein Bewußtsein daraus, daß er es that, und daß er Herr geworden war über seine Scheu vor der öffentlichen Meinung. Unfähig eine wahre innere Freiheit zu gewinnen, stellte er sich die Nothwendigkeit, der er erlegen war, so lange als eine That der Selbstbestimmung vor, bis er sie endlich dafür hielt, und gemartert von der eigenen Abhängigkeit, besaß er grade Energie genug, sich dieselbe weg zu läugnen.

Am auffallendsten mußte sein Fortbleiben im Hause der Frau von Werdeck bemerkt werden, das er sonst fast täglich besucht hatte. Da man ihn stets als den künftigen Gatten ihrer Tochter angesehen, beeiferte sich jene Theilnahme, welche Lust daran findet, unangenehme Nachrichten möglichst schnell zu überbringen, Frau von Werdeck über die Verhältnisse des jungen Mannes in Kenntniß zu setzen. Betroffen über ein Ereigniß, welches sie weder mit Erich's Achtung vor den Gesetzen äußerer Schicklichkeit, noch mit seiner unverhohlenen Bewerbung um Sidonie zu vereinen wußte, hatte sie lange beabsichtigt, einmal ruhig mit ihm darüber zu sprechen, als ein Zufall diesen Plan vereitelte.

An einem Abende, als Erich nach langem Ausbleiben wieder einmal am Theetisch seiner Freundin erschien, waren ein Paar junge Damen zum Besuche gekommen, welche mit großer Lebhaftigkeit die Reize eines Maskenballes im Opernhause schilderten, so daß Fräulein von Werdeck sich von der Lust ergriffen fühlte, die gleiche Herrlichkeit zu genießen, und sich deshalb mit der

Frage an die Mutter wendete, ob sie sich nicht entschließen könne, sie einmal hinzuführen?

Frau von Werdeck sah lächelnd auf ihren Ueberrock von schwarzem Taffet und auf die weißen Bänder ihrer Haube herab, da sie seit dem Tode ihres Mannes sich aller farbigen Kleidung enthalten hatte, und fragte: „Hast Du Dir wohl vorgestellt, wie diese dunkle Tracht sich unter den Masken machen würde, oder meinst Du, daß ich sie in einem Domino verhüllen solle?"

Sidonie und die jungen Mädchen lachten, denn es hatte wirklich etwas Komisches, sich die ernste Frau in einer ihrem Wesen ganz entgegengesetzten Umgebung zu denken. Die Sehnsucht nach dem Feste war nun aber einmal angeregt, und schmeichelnd sagte die Tochter: „Ich verlange ja gar nicht liebe Mama, daß Du Dich hinbegiebst, laß mich nur mit der Tante gehen, die den nächsten Ball besucht!"

Ihre Freundinnen baten für sie, auch Erich redete der Mutter zu, ihr das Vergnügen zu gestatten, so daß Jene halb besiegt, nur noch den Einwand machte, Sidonie müsse, wenn sie

es erlauben solle, einen männlichen Begleiter haben.

Unwillkührlich wendeten der Tochter Augen sich auf Heidenbruck, und sogleich machte er den Vorschlag, Frau von Werdeck möge ihn zum Cavalier derselben annehmen.

„Sie?“ fragte die Mutter, in einem Tone, der Erich unangenehm befremdete, und sich dann schnell bemeisternd, meinte sie: „Wenn Sidonie zu dem Balle gehen sollte, will ich Sie darum ersuchen!“ aber auch diese begütigenden Worte klangen scharf und kalt.

Er glaubte, daß sie eine Ablehnung enthielten, und mit jenem sonderbaren dämonischen Zuge, der in solchen Lagen oft grade die zurückhaltendsten Menschen treibt, eine unangenehme Berührung herauszufordern, fragte er, als Sidoniens Gäste sich entfernten, und sie selbst das Zimmer verließ ihnen das Geleit zu geben: „Warum wollen Sie mir Fräulein Sidonie nicht für den Abend anvertrauen, gnädige Frau?“

Sie sah ihn einen Augenblick an, schwieg, schien nicht mit sich einig zu werden, und sagte dann

gegen ihre Gewohnheit von einer leidenschaftlichen Aufwallung fortgerissen: „Weil man eine Maske an Ihrem Arme — nicht für meine Tochter halten würde!“

Eine dunkle Röthe überzog Erich's Gesicht, seine Freundin aber erbleichte vor ihren eigenen Worten, und als habe das Aussprechen des lang verhaltenen Grolles ihr die alte Freiheit und die alte Zuneigung für ihn wiedergegeben, reichte sie ihm die Hand und fragte klagend: „Mußte es dahin kommen? Mußte ich Sie verlieren, lieber Freund?“

Er sah, daß ihre Augen sich mit Thränen füllten, sein Zorn entschwand vor dem Klagelaut der Stimme, die bisher nur Worte der Güte für ihn gehabt hatte. Sein Herz schwoll auf, und zum ersten Male empfand er, daß er auch hier ein Glück besessen und daß er es für Regina hingegeben habe.

„Verdammen Sie mich nicht ungehört!“ sagte er.

„Ich Sie verdammen? Ich beklage Sie nur, denn Sie thun Sich Unrecht, Erich! in der öffentlichen Meinung und in dem eigenen Bewußtsein. Sie, grade Sie sind nicht geschaffen, Befriedigung in Zuständen zu finden, in denen — —“

Der Tochter Eintritt unterbrach sie, aber ihre Bewegung und des Freundes Befangenheit konnten derselben nicht verborgen bleiben. Unentschlossen, ob sie verweilen oder sich entfernen solle, stand sie da, die hohe schlanke Gestalt, die tief zur Taille herabfallenden röthlich blonden Locken vom Licht der Lampe beleuchtet, und die hell blauen scharfen Augen fragend auf die Mutter gerichtet, von der sie, trotz ihrer ein und zwanzig Jahre, in vollständiger Abhängigkeit gehalten ward.

Eine überlenkende Bemerkung der Frau von Werdeck brachte die Unterhaltung auf einen andern Gegenstand, aber sie wollte in keinen rechten Fluß mehr kommen. Erich konnte das unberechtigte Gefühl nicht los werden, als ob nicht nur die Mutter, sondern auch Sidonie ihn mit dem Ausdruck des Mitleides betrachteten, als ob man ihn mit jener Vorsicht behandle, mit welcher man einen Verirrten auf den rechten Weg zu führen sucht. Seine Eitelkeit empörte sich dagegen eben so sehr, als sein Ehrgefühl von der Selbsterkenntniß litt, daß Frau von Werdeck ihm in den jetzigen Verhältnissen wirklich die Begleitung der

Tochter nicht gestatten könne, die ihm plötzlich als eine wünschenswerthe Gunst erschien.

Verstimmt erhob er sich endlich um sich zu verabschieden. Der liebevolle Händedruck der Mutter, Sidoniens unbefangenes: „auf baldig Wiedersehen!“ thaten ihm so wohl, daß es ihm in's Herz schnitt, sich einer solchen Ermuthigung bedürftig gemacht zu haben, und zum ersten Male kam er verdüstert, kalt und schweigsam zu der ihn erwartenden Geliebten zurück.

Achtes Kapitel.

Erst eine geraume Zeit, nachdem Erich Regina wiedergefunden, hatte er erfahren, daß sie Friedrich kenne, und in einem geschwisterlichen Verhältnisse zu ihm gestanden habe. Schwer von dieser Mittheilung getroffen, unfähig seine Verbindung mit ihr ungeschehen zu machen, hatte er es vermieden, Friedrich's ferner gegen Regina zu erwähnen, die ohnehin sich kaum noch in einem Zusammenhang mit ihren alten Freunden befand. Aber mitten in dem Rausche seiner Leidenschaft, mitten in dem Genusse seines Glückes, hatte das ernste Bild des Freundes vor ihm geschwebt und Rechenschaft von ihm gefordert für den Mißbrauch

der Gewalt, die des Mädchens Unerfahrenheit und Liebe ihm über dasselbe eingeräumt.

Er kannte die Strenge von Friedrich's sittlichen Begriffen, er hatte ihn stets unnachsichtig gefunden gegen jene Ueberschreitungen derselben, die man sich gewöhnt hat mit Nachsicht zu behandeln, weil man ihnen bei unserer verkehrten Civilisation keine Schranken zu setzen vermag. Der Gedanke, ein Mädchen, welches seinem Freunde theuer war, verführt zu haben, machte es ihm drückend, ihm zu schreiben. Vergebens suchte er sich vor dem eigenen Bewußtsein mit der wunderbaren Liebe und Hingebung Reginen's zu entschuldigen. Vergebens sagte er sich, daß nicht leicht ein Mann dem verlockenden Zauber dieses eigenthümlichen Begegnens widerstanden haben würde. Was ihn rechtfertigte in den Augen eines Weltmannes, diente nur dazu, ihn vor Friedrich noch strafbarer erscheinen zu lassen, und es war ihm eine Erleichterung, daß Regina, ganz versunken in die Gegenwart, ihrer Vergangenheit und ihres Jugendfreundes bald gar nicht mehr gedachte.

Friedrich, mit sich selbst beschäftigt, hatte es wohl bemerkt, daß die Briefe Erich's seltener und flüchtiger wurden, aber auch er fühlte in diesem Augenblicke keine Neigung zu schriftlichem Verkehr, und so konnte es um so leichter geschehen, daß ihre gegenseitigen Mittheilungen endlich völlig unterblieben, da sie Beide durch die Heidenbruck'sche Familie doch in einem oberflächigen Zusammenhange erhalten wurden.

In dem Leben jedes strebsamen Menschen kommen Zeiten vor, in denen seine geistige Entwickelung aus ihrem gleichmäßigen Gange herausgerissen und zu gewaltsamen Fortschritten gedrängt wird, die meist durch äußere Ereignisse, durch das Herantreten fremder Naturen hervorgerufen werden. Mit dem ersten Besuche der Erbauungsstunden bei der Gräfin hatte eine solche Epoche für Friedrich angehoben, und der Zwiespalt, in welchen Cornelie zu ihrem Vater gerathen war, hatte dazu beigetragen, die Krisis entschiedener und schärfer auszuprägen.

Der Baron nämlich, durchdrungen von dem Grundsatze, daß wer den Zweck will, auch die

Mittel wollen müsse, hatte sich offen gegen den Doctor über die bedenkliche Richtung ausgesprochen, welche Cornelie genommen, und mit Erstaunen bemerkt, daß Jener ihrem Thun und Treiben mit großer Achtsamkeit gefolgt war. Auch der Doctor schien über Cornelie besorgt zu sein, ohne wie der Baron, an die Möglichkeit zu glauben, daß man sie durch Gründe der Vernunft von ihrem Irrthum überzeugen könne.

„Religiöse Ueberspannungen", sagte er, „wollen ihren ungestörten Verlauf haben wie die Kinderkrankheiten, bei denen die gesunde Natur das Beste thut, wenn nicht Zwischenfälle ihre Thätigkeit verhindern. Und so fest ich an die innere Kraft Ihrer Tochter glaube, so fürchte ich, daß sie, durch ein anderes mitwirkendes Element gehindert, nicht frei ist, ihre Kraft zu brauchen!"

„Was meinen Sie damit?" fragte der Baron.

„Fräulein Cornelie hegte schon bei den Lebzeiten ihrer Mutter eine große Theilnahme für Herrn von Plessen, und der Spiritualismus des Kreises, in dem sie sich bewegen, hat, nach allem, was ich davon weiß, ein gutes Theil übersinnli-

cher Sinnlichkeit in sich, die ganz dazu geeignet ist, ein Mädchen von drei und zwanzig Jahren aufzuregen und an irgend einen ihrer Glaubensbrüder zu fesseln. Fräulein Cornelie liebt den Herren von Plessen!"

Der Vater schwieg. Er wußte, daß der Doctor niemals eine Behauptung aufstellte, für die ihm die Beweise fehlten, aber man konnte an der heftigen Bewegung, mit welcher der Fuß des Barons leise und schnell den Boden trat, seine Stimmung erkennen.

Es liegt etwas Schmerzliches darin, einen Mann von den Folgen seiner Irrthümer leiden zu sehen, wenn wir wissen, daß er im guten Glauben an die Wahrheit seiner Ansichten gehandelt hat. Der Doctor fühlte Mitleid mit dem Vater, und kam dem Kummer desselben durch die Bemerkung entgegen: „Es wird Ihnen in diesem Falle Nichts zu thun bleiben, als nach dem Beispiel Ihres Göthe zu verfahren!"

„Das heißt?" fragte der Baron.

„Sie müssen die Irrende ihre Straße gehen lassen, aber wie der Abbé im Wilhelm Meister

es seinen Lehrlingen thut, ihr alle gefährlichen Seitenwege versperren, so daß sie mit dem Gefühl der Freiheit sich gezwungen sieht, das rechte Ziel zu finden."

Dem selbstständigen Menschen ist ein Aufruf an seine Thätigkeit die beste Stütze gegen sein Leid. Die Aussicht, vorsorgend für Cornelie einzutreten, hob den Vater über sich und sein Empfinden hinaus, und mit der gewohnten Ruhe sagte er: „Es dringt sich mir täglich klarer die jedem Menschen schmerzliche Erfahrung auf, daß ich älter werde, daß das Alter und die Jugend sich nicht mehr verstehen, und daß die Scheidewand zwischen der Vergangenheit und Gegenwart in unseren schnelllebenden Tagen größer ist, als in früheren Zeiten. Ich hatte gehofft, mir in meinen Kindern gleichgesinnte Freunde zu erziehen, ihnen mit der Erfahrung meines Lebens zu nützen, und ich muß finden, daß die Saat jener Ueberzeugungen, die ich von ihrer Kindheit an in ihre Herzen zu streuen mich bemühte, nicht die erwarteten Früchte trägt. Woran liegt das, Doctor?"

„Mein verehrter Freund!" entgegnete dieser,

„muß ich Ihnen, dem erfahrnen Landwirth sagen, daß dieselbe Saat auf verschiedenen Boden gestreut, von einem verschiedenen Klima groß gezogen, auch eine von der Saat verschiedene Frucht erzeugen muß?"

„Daraus folgt?" fragte der Baron.

„Daraus folgt, daß man jedes Gewächs in seiner Eigenthümlichkeit und nach seinen äußeren Bedingungen sich entfalten lassen muß, will man überhaupt eine Frucht davon erzielen!"

Es entstand eine Pause. Der Baron kannte den Grundsatz wohl. Er hatte ihn in der Behandlung von Pflanzen und Thieren mit dem glücklichsten Erfolge geübt, ihn auf den Menschen anzuwenden, dem Menschen gleiche Rücksicht und Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, sträubte sich seine Herrschsucht. Denn wunderbar genug, erkennen wir leichter die innere Berechtigung der Wesen an, welche wir die willenlosen, die mit blindem Instinct begabten nennen, als die Selbstberechtigung des Menschen, dessen Vernunft und freien Willen wir als seine wesentlichsten Vorzüge rühmen.

„Es ist hart," sagte er nach langem Schwei-

gen, „daß man so machtlos ist, das Schicksal seiner Kinder zu bestimmen!“ Und wieder entstand eine Pause, bis er sich ermannte und den Doctor bat: „Verlieren Sie Cornelie nicht aus dem Auge!“

„Sie ist mir zu werth, als daß ich es könnte!“ sagte dieser, und so natürlich auch die Antwort war, fiel sie dem Baron auf, ohne daß er sich erklären konnte, was ihn an derselben überraschte. Sein Verhältniß zum Doctor war jedoch von jenem Tage an ein engeres geworden, und unfähig sich ganz abzuschließen gegen die neue Zeit, schien er ihre Ansichten am leichtesten im Doctor zu respectiren, und seinen Widerspruch am geduldigsten zu tragen.

So kam es, daß der Doctor und mit ihm Friedrich, wieder häufiger das Heidenbruck'sche Haus besuchten, und da Cornelie, Plessen und Friedrich eben so beschäftigt und eingenommen für ihre religiösen Ansichten, als der Baron und der Doctor bestrebt waren, diese Ansichten zu bekämpfen, mußte das Beisammensein der Freunde meist Gespräche zu Wege bringen, welche

mehr oder weniger das religiöse Gebiet berührten. Dabei stellte sich deutlicher als in den Erbauungsstunden, die Meinungsverschiedenheit zwischen Cornelie, Plessen und Friedrich heraus, weil dort alle sich durch Gebete in extatische Zustände zu versetzen strebten, welche absichtlich das Irdische von sich wiesen, während der Baron und der Doctor sie hier immer in dem Hinblick auf die Wirklichkeit zu erhalten wußten, und Friedrich's Studien ihn von selbst in diese zurückführten.

Je weiter er nämlich in der Kenntniß der Werke Fourrier's und St. Simon's vordrang, um so mehr leuchtete es ihm ein, daß Beide nicht von dem Bestreben ausgegangen waren, neue religiöse Secten zu begründen. In der Absicht, die materielle und damit auch die geistige Lage der Menschen zu verbessern, waren sie dahin gekommen, die bisherigen religiösen Anschauungen als ein Hinderniß für ihre Zwecke zu erkennen, und sie deshalb verlassend, hatten sie versucht, sie durch andere, ihren Zwecken entsprechendere religiöse Vorstellungen zu ersetzen. — St. Simon's Aus-

spruch: „Die Religionen sind eine Umwandlung der wissenschaftlichen Anschauungen der Menschheit in Empfindung, und somit eine angewandte Wissenschaft, die zum Verbindungsmittel zwischen dem Gelehrten und dem Volke, zur Grundlage der sittlichen Belehrung dient," hatte einen großen Eindruck auf Friedrich gemacht. Er war seiner Idee von der Fortentwicklung der religiösen Begriffe entgegengekommen, während diese Ansicht sich doch in schroffem Gegensatze zu der Unumstößlichkeit und Alleingültigkeit der christlichen Offenbarung befand, gegen die Friedrich sich eigentlich nicht aufzulehnen wagte.

Eines Abends, als er sich darüber gegen die Anwesenden ausgesprochen hatte, sagte der Doctor: „Wenn Sie Sich nur von dem Gedanken einer Offenbarung losmachen wollten! Das Christenthum ist eben so wenig eine Offenbarung, als die Dampfmaschine. Sie sind beide lang vorbereitete Resultate vielgestalteter Erfahrungen, das Christenthum im Felde der Religion, die Dampfmaschine im Felde der Mechanik; und weil sie das sind, haben sie eine organische Bedeutung, eine tief eingreifende Wirksamkeit, und die Fähig-

keit, durch neue Erfahrungen weiter ausgebildet zu werden. Eine Offenbarung muß uns etwas vollkommen Neues geben. Was aber ist denn neu gewesen an dem Christenthum, als die eben so eigenthümliche als kluge Vermischung des vorhandenen Wissens, Glaubens und Aberglaubens?"

„Neu," sagte Plessen, „waren die Lehren der Entsagung und der Selbstentäußerung, in einer Welt, welche die Selbstsucht und den Sinnengenuß bis auf das Aeußerste getrieben hatte. Neu und einzig war die Idee der Liebe in einer Welt von Tyrannei, die Idee der Brüderlichkeit, der allgemeinen Gleichheit in einer Zeit der furchtbarsten Sclaverei und Unterdrückung; und göttliche Offenbarung muß man die Verkündigung einer Wahrheit nennen, die nicht nur in jenem Augenblicke dem schmerzlich gefühlten Mangel der Menschheit begegnete, sondern für alle Ewigkeit die gleiche Kraft besitzt."

„Dieser ewig gleichen Kraft des Christenthums scheint das Suchen der St. Simonisten und Fourieristen nach einer neuen religiösen Befriedigung zu widersprechen!" meinte der Baron.

„Neu," sagte Cornelie, „war vor Allem die Idee der Kindschaft, welche uns Gott verbindet, und die es uns möglich macht, uns als Kinder in Gehorsam und in Glauben unserm Vater hinzugeben."

Als sie aber die Worte vom kindlichen Gehorsam ausgesprochen hatte, färbte eine glühende Röthe ihre Wangen. Sie scheute es dem Auge ihres Vaters zu begegnen, so daß ihre Blicke sich auf den Doctor richteten. Er fühlte Mitleid mit ihrer Fassungslosigkeit, und um die Aufmerksamkeit so schnell als möglich von ihr abzulenken, rief er: „Wenn ich nur Nichts vom Glauben hören müßte! — Descartes hat einmal gesagt: „Der Mensch muß Nichts glauben, was die Vernunft nicht für wahr erkennt, und was nicht von der Erfahrung bestätigt wird." Und Descartes hat Recht. Kein vernünftiger Mensch schließt einen Contract ab, oder geht einen Pact ein, ohne sich die positivsten Beweise dafür geben zu lassen, daß er nicht dabei zu kurz kommt. Niemand läßt sich sobald auf's Glauben ein, wenn es das Mein und Dein von hundert Thalern gilt. Da aber, wo es sich um das ganze Leben und Sein des Menschen handelt, da be-

gnügt man sich ohne Prüfung mit einem Glauben, für dessen Wahrheit es unmöglich ist, sich jemals einen thatsächlichen Beweis zu schaffen."

„Die Fähigkeit des Glaubens ist eine Gnade!" bedeutete Plessen.

„Nennen Sie es eine organische Eigenschaft," sagte der Doctor, „und ich werde Ihnen einräumen, daß sie mir fehlt, ohne mich darüber zu beklagen."

Friedrich hatte nachdenkend der Unterhaltung zugehört. Jetzt, da Plessen dem Doctor aus religiöser Nichtachtung nur mit einem Schweigen antwortete, bemerkte er: „Es ist allerdings ein nicht fortzuleugnendes Factum, daß das Christenthum auf mannigfache Weise vorbereitet war, daß sowohl im Platon, wie in den Lehren der Essäer, zu denen Jesus gehörte, ein Theil seiner Elemente sich in mehr oder weniger vollendeter Form ausgesprochen findet. Aber was nimmt das dem Christenthume von seiner eigentlichen Bedeutung?"

„Von seiner eigentlichen Bedeutung Nichts!" rief der Doctor. „Es nimmt ihm nur den goldenen Heiligenschein der Offenbarung und der ihm eigenthümlichen Transcendenz, ohne den St. Joseph

ein jüdischer Zimmermann, sein Sohn, der Heiland, ein verständiger Empörer gegen Kirche und Staat, und das Christenthum Nichts weiter ist, als der Ausdruck einer bestimmten menschlichen Entwicklungsstufe, als welchen ich es auch in gebührendem Grade anerkenne."

„Zerlegen Sie den menschlichen Organismus, den Sie ja gern als Bild gebrauchen, in seine chemischen Bestandtheile," wendete Plessen ein, „so bleiben Ihnen jene Stoffe zurück, die sich in den verschiedensten Zusammenstellungen durch die ganze Welt verbreitet finden; und doch soll es Ihnen schwer werden mit allem Wissen und Erkennen, den Menschen wieder zusammenzufügen, dessen Organe zu zersetzen Ihnen leicht war. Es bleibt ein letztes Wunderbares übrig, eine Kraft, die Sie nicht wägen und nicht messen können, die Sie aber zugeben müssen, weil Sie sie thätig sehen. Diese Kraft ist nicht mit dem Gedanken zu erfassen, sie will empfunden sein; und weil man sie empfindet, muß man an dieselbe glauben!"

„Diese Voraussetzung, welche noch deistisch genug ist, zugegeben," meinte der Doctor, „so folgt

daraus noch nicht, daß man, um diese übermenschliche Kraft zu empfinden oder zu denken, sie in menschlicher Gestalt darstellen und sie mit menschlichen Eigenschaften und Fehlern ausstatten müsse, wie es das Christenthum nach dem Beispiel seiner heidnischen und jüdischen Vorläufer gethan hat. Es ist beschränkt und doch natürlich, weil der Mensch in seinem Wesen eben beschränkt ist, daß er sich nicht wohl etwas Höheres als sich selbst zu denken vermag; aber die Alten, namentlich Platon, hatten einen viel reinern, unpersönlichern Gottbegriff, als den des christlichen Gottvaters!"

„Ich möchte wohl die Alten lesen," sagte Cornelie, „um mir eine Einsicht in ihre religiösen Vorstellungen zu verschaffen."

„Thun Sie das," meinte Herr von Plessen, „und die Erscheinung des Christenthums wird Ihnen um so glorreicher daraus entgegentreten. Wir können gleich morgen mit dem Platon den Anfang machen, ich bin zu jeder Zeit zu Ihren Diensten!"

„Es wird Dich überraschen," äußerte der Ba-

ron, „wenn Du Dich überhaupt der vorchristlichen Epoche zuwendest, wie vollständig in den griechischen und römischen Denkern der Gottbegriff als einig höchstes Wesen ausgebildet war. Auch die Lehren von einer allwaltenden Vorsehung, von Lohn und Strafe nach dem Tode, sind vollkommen unter ihnen entwickelt. Selbst die Neigung zu jenen Spitzfindigkeiten und Grübeleien über theologische Gegenstände, die ihren Höhenpunkt beim Auftauchen der antikatholischen Reformationen erreichten, trifft man in gleicher Stärke sowohl bei den Juden, als bei den Römern und Griechen wieder."

„Am Auffallendsten werden Sie es finden," fügte der Doctor hinzu, „daß nicht einmal die Mythologie des Christenthums eine neue ist."

„Die Mythologie des Christenthums?" wiederholte Herr von Plessen, „was wollen Sie damit sagen?"

„Wie wollen Sie die Geschichte des Heilandes, der Madonna und ihres beiderseitigen Zusammenhanges mit St. Joseph und Gottvater, die Geschichte von der Auferstehung und zweiten

Erdenwandlung Jesu, und von seiner Himmelfahrt anders bezeichnen, als mit dem Namen der christlichen Mythologie?"

„Ich bedachte freilich nicht," meinte Plessen, „daß man — —"

„Als Jude geboren," fiel ihm der Doctor in's Wort, der richtig die Einwendung seines Gegners berechnet hatte, „daß man, als Jude geboren, mit ungeblendetem Auge jenen unerklärlichen Wundern gegenüber steht, und nicht begreifen kann, wie es möglich ist, Dinge, die sich im unauflöslichsten Widerspruche mit der sechstausendjährigen Erfahrung der Menschheit befinden, für etwas Anderes als für mythologische Allegorien zu halten, die sie bei den Egyptern auch gewesen sind!"

„Bei den Egyptern?" fragte Cornelie.

„Ja, liebes Fräulein! Die Mythologie des Christenthums stammt aus dem Isisdienste. Rhea gebar nach demselben den Osiris, den allwaltenden guten Geist, der sogar auch unter dem Zeichen des Auges dargestellt und verehrt wird, und bei dessen Geburt eine Stimme ertönte, welche

durch die Welt rief: Der Herr des Alls tritt hervor an's Licht! Nach Osiris brachte Rhea den Typhon zur Welt, der unzeitig aus ihrer Hüfte entsprang, und endlich die Isis. Typhon ist das böse, von Unwissenheit und Falschheit aufgeblasene Princip, das die heilige Lehre zerstört, dem Guten entgegentritt und es vernichtet. Isis aber, die Alliebende, das Ewigweibliche, der Urquell der Gnade, sammelt und erhält durch diese ihre Gnade die vernichtete Lehre immer wieder, und baut das Gute stets auf's Neue auf. Da haben Sie den Gottvater, den Teufel und die Jungfrau. Selbst der Mensch gewordene Gottessohn ist in dem Horus, dem Bastardsohn der Götter, vorgebildet, während die Lehre von der Menschwerdung und dem Erdenwallen der Gottheit zur Erziehung der Menschheit, den allerältesten religiösen Vorstellungen angehört."

Gläubigen Naturen kann nichts Schlimmeres begegnen, als wenn man Thatsachen wider sie in's Feld führt. Gegen Gründe der Vernunft kann der Glaube sein Recht behaupten, sie nicht einzusehen, nicht anzuerkennen. Gegen historische That-

sachen aber läßt sich nicht streiten, und bei aller Ueberspannung Corneliens war ein Wahrheitsgefühl in ihr rege geblieben, das sich nicht unterdrücken ließ, so oft sie es auch, auf Plessen's Anrath, als gefährliche Zweifelsucht in sich zu unterdrücken gestrebt hatte. Von Jugend auf gewöhnt, den Doctor und seine Duldsamkeit zu verehren, fiel ihr eine ihm sonst fremde Härte auf, sobald seine Behauptungen sich gegen Plessen richteten. Sie zürnte ihm deshalb und war doch unfähig, wie ihr geistlicher Freund es that, seine Einwendungen mit dem nichtachtenden Hochmuth des Glaubens von sich abzuweisen.

Der feinen Beobachtung Plessen's entgingen weder der Eindruck quälenden Erstaunens, welchen diese Unterredung in Cornelie hervorgerufen hatte, noch die veränderte Stimmung des Barons gegen ihn selbst; und seine nervöse Reizbarkeit bewältigte ihn dergestalt, daß er, unfähig zu antworten, in eine schweigende Niedergeschlagenheit versank, von welcher Cornelie sich eben so gepeinigt fühlte, als ihr Freund.

Sie hätte viel darum gegeben, in diesem

Augenblicke die Gesellschaft verlassen und Plessen allein sprechen zu können, aber Niemand dachte daran, aufzubrechen. Man war zu dem Ausgangspunkte der Unterredung zurückgekehrt, und Friedrich und der Doctor hatten sich in eine Discussion über die socialen Zwecke und die ausführbaren Seiten des St. Simonismus und Fourierismus vertieft, als der Lieutenant nach Hause kam, und sich neben der mit Näharbeit beschäftigten Cousine niedersetzte.

„Wovon sprachen sie?“ fragte er dieselbe leise.

„Von allerlei speculativen Dingen,“ entgegnete Auguste in gleichem Tone, „durch die die Menschen auch nicht besser werden. Ich denke, wenn Jeder auf der Welt das Seine thäte, und sich nicht um fremde Angelegenheiten mehr bekümmerte als um die eigenen, da könnte man ein gut Theil Nachdenken und Frömmigkeit ersparen!“

Ohne den Ausfall gegen Cornelie zu beachten, sagte der Lieutenant: „Und doch sorgst Du Dich stets nur um mich!“

Sie antwortete mit einem liebestrahlenden Blicke und mit dem unterdrückten Ausruf: „Das

ist ja so natürlich!" als grade ein Diener erschien, dem Baron die Briefe zu überbringen, welche mit der Abendpost gekommen waren.

Er machte sie auf, sah sie durch und bemerkte dann: „Da sendet mir Erich einen Brief von Larssen, dem der Ortswechsel doch in jedem Betrachte vortheilhaft gewesen zu sein scheint. Er spricht mit Ernst von unternommenen philologischen Forschungen, von einem Versuch sich in der Journalistik zu bethätigen, und es bewährt sich wieder einmal, daß jeder Mensch im Grunde leicht zu einem ihm und Anderen förderlichen Dasein gelangen kann, wenn er nur auf den ihm gemäßen Lebensweg gebracht wird."

Der Doctor und der Lieutenant sahen sich mit verständnißvollem Blicke an, und wie vorhin Cornelie betroffen worden war durch ihren Ausspruch über den kindlichen Gehorsam, so fühlte jetzt der Baron, daß er mit seinem Urtheil grade jenen Wünschen Georg's entgegenkam, denen er sich immer abgeneigt bewiesen hatte.

„Onkel!" rief Richard, der sich wie ein Mann zu fühlen begann, da das Ende seines achtzehn-

ten Jahres und mit ihm die Zeit seiner Selbstständigkeit sich nahte — „Onkel! da kommst Du ja ganz auf den Grundsatz, den Brand uns vorhin als eine Lehre Fourier's gepredigt hat: „Jeder nach seiner Fähigkeit und jede Fähigkeit nach ihren Werken.“ Hieß es nicht so? Und das ist im Grunde ganz dasselbe, was Georg immer behauptet, wenn er unter die Hinterwäldler gehen möchte!“

Der Baron würde eine solche Bemerkung zurückzuweisen versucht haben, hätte Georg selbst sie gemacht. Von Richard ließ er sie sich gefallen. Er fühlte für ihn die Zuneigung, welche das beginnende Greisenalter immer mächtiger an die Jugend fesselt, während doch im Grunde des Jünglings ganze Entwicklung dem Baron schmerzlich die Mißgriffe darthun mußte, die er in der Erziehung seiner eigenen Kinder begangen hatte.

Richard war das Muster eines geistig und leiblich gesunden Jünglings. Freimüthig bis zur Rücksichtslosigkeit, auf sich selbst gestellt und selbstvertrauend, unabhängig und doch voll Unterordnung, wo er Liebe und Wohlwollen für sich vor-

aussetzen durfte. Daher kam es, daß der Doctor sowohl, als Friedrich und Georg ihn höher hielten, als es sonst einem so jungen Menschen zu Theil zu werden pflegt, während er selbst eine fast leidenschaftliche Hingebung für den Lieutenant hegte, und nur Plessen und Auguste sich gegen ihn und mit ihm nicht zu stellen wußten.

Auch jetzt, als Richard der Neigung des Lieutenants für Amerika gedachte, sagte Auguste, sei es, um dem Onkel zu gefallen, der Nichts von solchen Plänen hören wollte, oder aus eigenem Mißbehagen an denselben: „Wie herzlos ist das!"

„Was ist herzlos?" fragte Richard.

„Daß Du nichts Besseres für Georg verlangst, als solch ein jämmerliches Loos!"

„Jämmerlich?" entgegnete der Jüngling, „Du grade mußt es ja ganz prächtig finden! Da ist von speculativen Dingen nie die Rede, da brauchst Du Dich nur um Deine eignen Angelegenheiten zu kümmern, und kannst kochen, nähen und commandiren den ganzen langen Tag!"

Auguste ward bleich vor Aerger, sie nannte ihn unerträglich, auch der Onkel schüttelte miß-

billigend den Kopf, und der Lieutenant sagte, da man sich grade erhob, leise zu ihm: „Du hast gehorcht!“

„Nein! ich höre nur scharf!“ entgegnete Richard, „und Du weißt es nicht, wie ich diese Auguste hasse!“

„Das ist ungerecht! Auguste ist die Güte selbst!“

„Ja! für Dich — — grade darum aber hasse ich sie!“ stieß der Jüngling heraus, und hing sich an des Lieutenants Schulter, der sich um diese Worte, als um einen Ausdruck jugendlicher Eifersucht, nicht weiter kümmerte.

Neuntes Kapitel.

Plessen kehrte schwermüthig in seine Wohnung heim. Er öffnete das Fenster und schaute lange in die Nacht hinaus.

Der Winter war wieder vorüber, die scharfen Ostwinde, welche den Nerven des Kränkelnden stets eine gewisse Spannkraft gaben, hatten einem feuchten Westwinde Platz gemacht, der nach den kalten Tagen verhältnißmäßig warm erschien, und das Aufthauen des Eises beförderte. Die Wolken hingen schwer in der Luft, nur hie und da flimmerte ein Stern mit mattem Strahl hervor. Leise und gleichmäßig tropfend fiel das Wasser des schmelzenden Schnees von den Dächern nie-

der, bis sich dann und wann größere Schnee-
massen loslösten und mit dumpfem Schlage auf
die Straßen und Gehöfte herunter fielen. Die
Laternen, vom Winde bewegt, schaukelten sich
knarrend an ihren Ketten und glänzten trüb aus
den Lachen wieder, die sich zwischen dem Eise zu
bilden anfingen, die Straßen waren öde und
leer, die einzelnen Windstöße zogen leise pfeifend
durch die Stille.

Plessen hatte sich schon den ganzen Tag unter
dem üblen Einfluß dieser Witterung befunden.
Er fühlte auch jetzt ihre nachtheilige Wirkung
auf sich, und blieb doch, eben weil er so ermat-
tet war, mit schlaffer Gleichgültigkeit im Fenster
liegen. Aber es war nicht die äußere Atmo-
sphäre allein, die ihn bedrückte. Seine eigene Lage
und die Verhältnisse seiner Umgebung fingen an
ihn zu beunruhigen.

Er konnte es sich nicht mehr verbergen, daß
er sich in Zuständen bewegte, welche seinen An-
sichten entgegen waren, daß er auf einen Weg
geleitet worden war, den er nicht selbst bestimmt hatte.
Seine Natur war in ihrer seelischen Anlage eine

durchaus weibliche. Gefühlvoll, schwärmerisch, weichherzig und doch begierig zu herrschen, rastlos thätig im Kleinen und voll Scheu vor großen Unternehmungen, die eine lange Ausdauer und eine starke Energie verlangen, hatte er in der glaubensseligen Frömmigkeit und in der Armenpflege, wie er sie in früherer Zeit geübt, ein volles Genügen gefunden. Diese Zufriedenheit war noch erhöht worden, seit er die Baronin und Cornelie kennen gelernt, und, wie es solchen Männernaturen meist zu geschehen pflegt, grade durch seine Hülfsbedürftigkeit und Schwäche eine große Herrschaft über die kräftige Cornelie gewonnen hatte.

Aber es war ihm gegangen wie dem Zauberlehrling, welcher die heraufbeschworenen Kräfte nicht zu bannen weiß und darum endlich ihrer Uebermacht erliegen muß. Er hatte Cornelien in seine Richtung hineinverlockt, an seiner Hand war sie die ersten Schritte auf dem neuen Wege gegangen, jetzt hielt sie diese Hand fest in der ihren, und riß ihn mit sich fort auf Pfade, die er niemals zu betreten gedacht hatte. Die Hoff-

nungen, welche er als fromme Wünsche ausgesprochen, die Gedanken, die er über eine Wiedergeburt der ursprünglichen christlichen Kirche gehegt, hatten ihm zu einer inneren Erhebung gedient, ohne daß er sich selbst die Fähigkeit zutraute, sie zu verwirklichen. Cornelie aber vermochte es bei ihren Anlagen nicht zu begreifen, wie man etwas wünschen oder als Recht erkennen, und nicht mit aller Kraft nach der Ausführung seiner Wünsche und Ueberzeugungen streben könne. Sie war die That von seinen Gedanken, und mit einem unheimlichen Gefühle empfand er, daß er lange aufgehört habe, Herr seines eigenen, geschweige denn Herr über Corneliens Willen zu sein.

Es hatte ihm Nichts geholfen, daß er besorgt auf das Treiben des Predigers und der Gräfin hingewiesen, daß er Cornelie beschworen, nicht weiter zu gehen und die neue Gemeinde nicht zum Gegenstande einer Aufmerksamkeit zu machen, welche ihre Anhänger in Zwiespalt mit der öffentlichen Meinung bringen und die Erbauung einzelner Freunde zu einem Gegensatze gegen die

herrschende Kirche erheben konnte. Cornelie hatte in diesem Zaudern und Warnen nur eine Folge seiner Kränklichkeit gesehen, die ihn vor gewaltsamen Anstrengungen zurückschrecken ließ, und mit der Liebe, die sie für ihn fühlte, hatte sie, ihn fortzutragen über jeden Zweifel, fast immer die Thaten ausgeführt, die er ihr als bedenklich vorgestellt. So hatten seine Schwäche und ihre Energie sich gegenseitig fortgerissen, und Plessen war seit lange dahin gekommen, die überreizte Inbrunst der Andachtsübungen zu tadeln, denen er sich nicht zu entziehen vermochte und die ihn durch die Exaltation der Freunde immer wieder fanatisirten, wenn er sich ihnen überließ.

So war es ihm in gewissem Sinne willkommen gewesen, als der Baron sich gegen Corneliens Zusammenhang mit der neuen Gemeinde erklärte. Er hatte sogar versucht, die Freundin zur Fügsamkeit in den Willen des Vaters zu überreden, und sich und sie auf diese Weise von dem Prediger und der Gräfin allmählich zu entfernen gehofft, aber seine Vermittlung, seine Versöhnlichkeit waren mit Entrüstung zurückgewiesen worden.

Weil Plessen ihr gegenüber nicht den Muth besaß, sich offen gegen das Treiben des Predigers zu erklären, hatte Cornelie in seinen Ermahnungen zum Gehorsam nur eine Besorgniß für ihr häusliches Verhältniß gesehen, und zum Beweise, daß es ihr nicht an der nöthigen Kraft gebreche, dem väterlichen Willen Widerstand zu leisten, sich nur noch fester mit den Freunden verbunden, von denen Plessen sie zu trennen wünschte.

Oft schon hatte er daran gedacht, sich durch einen raschen Entschluß zu befreien, den Ort zu verlassen, und sich ohne weitere Erklärung, von der Gemeinde durch diese Thatsache loszusagen. Aber er wollte sich nicht von Cornelie trennen, sie nicht ganz den Einflüssen Preis geben, die er für verderblich hielt.

Die ganze Reihenfolge dieser Erfahrungen und Gedanken kam ihm heute mehr als jemals traurig vor, und doch gab es nur einen Ausweg, sich diesem Labyrinthe zu entziehen, eine Ehe mit Cornelie, auf die zu dringen ihm bisher der Muth gefehlt. Er hatte Scheu getragen vor der Gewalt, welche sie über ihn ausübte, und

vor dem Widerstande des Vaters, auf den er rechnen mußte.

Er wußte sich keinen Rath und war so müde vom Denken, so aufgeregt von den sich rastlos kreuzenden Vorstellungen, daß sein Kopf ihm brannte, die Adern in seinen Schläfen fieberhaft klopften, und er sich endlich, zusammenschauernd unter der feuchtkalten Nachtluft, vom Fenster entfernte. Er schloß die Vorhänge, legte sich nieder, konnte jedoch nicht schlafen.

Es giebt keine tiefere Abspannung als die, welche wir nach einer in unentschlossenem Brüten durchwachten Nacht empfinden. Plessen kam sich am Morgen wie zerbrochen vor, und doch wußte er, daß diese inneren Kämpfe damit ihr Ende nicht erreicht hatten. Er wollte sein gewohntes Morgengebet verrichten, und auch dazu fehlten ihm Schwung und Kraft.

„Einen Entschluß!“ rief er, die Hände faltend, „nur einen Entschluß!“ und so inbrünstig war dieser Ruf, daß sich an ihm die Möglichkeit des Betens entzündete. Das machte ihn ruhiger. Er schüttete sein Herz aus vor dem Gotte, auf

dessen Beistand er vertraute. Er flehte ihn an, ihm ein Zeichen zu senden.

Da klopfte es an seine Thüre, er rief herein und Cornelie stand vor ihm.

„Das also ist Dein Wille!“ rief er feierlich, nachdem er einen Augenblick schweigend und betroffen vor ihr stehen geblieben war. Dann trat er ihr entgegen und bot ihr die Hand, ohne weiter Etwas zu sagen.

Cornelie konnte sich sein Betragen nicht erklären. Sie glaubte ihn durch ihr Erscheinen betroffen, denn sie war nie zuvor in seiner Wohnung gewesen.

„Warum sind Sie so bestürzt?“ fragte sie ihn. „Sie machen es wie die Weltmenschen, die sich über das Natürlichste immer am Meisten verwundern. Ich habe schon zwei Besuche bei unseren Kranken gemacht, und da ich bei Ihnen vorüberging, kam ich herauf, denn ich muß Sie sprechen!“

Während dieser Worte hatte sich Plessen von dem Eindrucke erholt, den eine nach seiner Meinung so sichtbare Einwirkung Gottes auf ihn gemacht hatte, und nachdem er die Freundin zum

Sitzen genöthigt, sagte er: „Ich habe in dieser Nacht mich viel mit Ihnen beschäftigt, theure Cornelie!“

„Auch ich habe Ihrer gedacht!“ fiel sie ihm in's Wort, „und deshalb komme ich zu Ihnen.“

Sie hielt einen Augenblick inne, als überlege sie noch Etwas, dann fuhr sie fort: „Der gestrige Abend hat einen Entschluß in mir zur Reife gebracht, mit dem ich mich schon lange herum getragen habe. Es kann Ihnen nicht unbemerkt geblieben sein, daß mein Vater mit dem Doctor ein förmliches Bündniß geschlossen hat, mich von der Unwahrheit des Heiligsten zu überzeugen. Wie unwirksam diese Unternehmung auf mich ist, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. — Aber sie peinigen mich mit ihren Erklärungen, ich bleibe in einem beständig gereizten Zustande und habe Stunden, in denen ich mich förmlich erbittert gegen meinen Vater fühle. Das darf nicht in mir aufkommen. Diese Nacht habe ich mich fest entschlossen, das Vaterhaus zu verlassen!“

„Und das sagen Sie mir, Geliebteste!“ rief

Plessen sehr bewegt, „mir, und grade in diesem Augenblick?“

„Wem sollte ich mich sonst vertrauen?“ entgegnete sie mit ruhiger Sicherheit. „Sie stehen mir am Nächsten und haben eine ausgebreitete Bekanntschaft. Schaffen Sie mir in einer Familie von unserer Gesinnung außerhalb der Vaterstadt die Möglichkeit, ungestört mir selbst zu leben!“

Plessen traute sich selber nicht, so wunderbar kamen die Worte seiner Freundin seinen Absichten entgegen. Er glaubte die höhere Fügung nie in solcher Deutlichkeit erlebt zu haben, und näher an Cornelie heranrückend, sagte er: „Auch ich habe grade gestern Abend und heute früh daran gedacht, mich von hier zu entfernen — aber nicht allein! Gehen Sie mit mir, Cornelie!“

Sie sah ihn nachdenklich an und fragte dann mit mildem Tone, in dem die Bangigkeit vor einer Trennung hörbar durchklang: „Wohin wollen Sie gehen?“

„Ich habe seit langer Zeit die Neigung gehabt, mich nach Gnadenfrei zu wenden und dort in schlichteren Verhältnissen, als die Gesellschaft

sie bietet, in der wir uns bewegen, Ruhe bei einfacher Thätigkeit, und in der Ruhe Freiheit des Geistes zu suchen. Ich fühle mich sehr müde, es ist mir als würde ich nicht mehr lange leben — und am Abend sehnt man sich nach Stille, um friedensvoll sich vorzubereiten für den sanften, erlösenden Schlaf der Nacht!"

Corneliens Fassung schmolz dahin vor dem Gedanken, den Freund zu verlieren. Sie reichte ihm die Hand und bat: „Sprechen Sie nicht so! ich kann's nicht hören."

Er sah ihr in's Auge, sie weinte. Da flog eine leichte Röthe über sein bleiches Gesicht und mit allem Zauber seiner weichen Stimme sagte er: „Ich habe lange in mir nach einem Entschluß gerungen und konnte ihn nicht finden, bis ich mich im Gebet zu ihm gewendet habe, von dem allein die Wahrheit kommt. Und als ich ihn heute früh anflehte, mir den Weg meiner Zukunft vorzuzeichnen — da sind Sie eingetreten, die meine Gedanken suchten und mieden, und die der Herr mir so sichtbar zugeführt hat."

Er hielt inne. Corneliens Hände ruhten in

den seinen, ihre Augen hingen an ihm. Er war ihr so nahe, daß sie den warmen Hauch seiner Lippen empfand, und leise flüsternd sagte er: „ein Loos, wie die Weltkinder es nennen, habe ich Ihnen nicht zu bieten. Ich bin einsam und krank und der Weg vor mir wird nicht lange sein. Aber Sie sind mir das Licht der Tage und der Stern der Nacht! Ich bedarf Ihrer, Cornelie! Gott selbst hat Sie mir in meinen Pfad geführt. Werden Sie mein Weib!“

Sie war nicht betroffen durch seinen Antrag, sie bedurfte auch keiner Ueberlegung. „Ja! das will ich!“ sagte sie. „Ich will Ihr Weib werden!“ Aber diese Antwort war so ruhig und bestimmt, daß sie ihn anfröstelte, daß er es nicht wagte, Cornelie an seine Brust zu schließen, wozu es ihn doch drängte.

Sie saßen einander schweigend gegenüber. Cornelie, wie Jemand, der reiflich die Ausdehnung der Verpflichtungen erwägt, welche er übernommen hat, Plessen unter dem Mißempfinden getäuschter Erwartung. Endlich wendete sie sich zu ihm, legte ihren Arm um seinen Hals, zog

ihn an sich, wie man ein Kind an seinen Busen drückt und sprach: „Hier sollen Sie ruhen! hier Frieden finden. Und wenn der Kampf des Lebens naht, so will ich mich mit Gottes Hülfe zwischen den Kampf und Dich stellen — und Deine Tage sollen Ruhe sein und Frieden, damit sie mir erhalten bleiben lange Zeit!“

Sie küßte ihn auf Stirne und Mund, indeß selbst ihre Zärtlichkeit hatte etwas Mütterliches, das ihm eben so peinlich war, als die beschützende Versicherung ihrer Liebe, die sie ihm gegeben hatte. Die gottgesandte, gottergebene Braut verletzte sein Selbstgefühl, beleidigte ihn als Mann. Sie war ihm nicht Weib genug in diesem Augenblick. Seine Scheu vor einem dauernden Beisammensein, vor einer Ehe mit ihr wurde in der Stunde der Verlobung mächtiger als je zuvor, und erst als sie gemeinsam das Haus verließen und auf der Straße sich im Freien neben einander bewegten, fühlte er sich weniger beängstigt und mehr sich selbst zurückgegeben.

Dicht vor ihrer Thüre kamen ihnen der Doctor und Friedrich entgegen, aber die Verlobten

bogen schnell in eine Seitengasse ein, weil sie nicht aufgelegt waren, mit Jenen zusammen zu treffen. Der Doctor bemerkte es, und mit einer ihm ganz fremden Heftigkeit rief er: „Es ist ein wahres Unglück, daß der Mensch das Mädchen so in den Händen hat!"

Dann, nachdem sie ein Ende weiter gegangen waren, trennte er sich plötzlich unter einem Vorgeben von seinem Begleiter, wendete um und begab sich in das Haus, welches Plessen bewohnte. Er wollte wissen, ob noch andere Mitglieder jener Secte in demselben lebten, ob Cornelie diesen einen Besuch gemacht haben könne, oder ob sie bei Plessen gewesen sei. Das Nachforschen ward ihm durch eine Familie erleichtert, deren Arzt er einst gewesen war. Es konnte ihm kein Zweifel bleiben, daß Cornelie sich über die Ansichten ihres Vaters, über die allgemeine Sitte fortgesetzt, daß ihr Besuch Herrn von Plessen gegolten. Das verdroß und freute ihn zugleich. Er hatte von ihrer Kindheit an den selbstständigen Charakter in ihr geliebt, und oft daran gedacht, was aus einer solchen Frauennatur bei vernünftiger Leitung

werden könne. Indeß seine Scheu, in den Entwicklungsgang eines Menschen einzugreifen, hatte ihn gehindert, sich mehr und angelegentlicher mit ihr zu beschäftigen. Jetzt warf er sich diese Scheu als ein großes Unrecht vor. Er hatte Gründe, der religiösen Richtung des Kreises zu mißtrauen, in dem Cornelie sich bewegte. Er wußte, daß mit einer Warnung in diesem Falle jetzt nichts mehr ausgerichtet werden konnte. Er sagte sich, daß allein sein Schweigen und Zögern ihn der Mittel zur Wirksamkeit beraubt habe, und daß also — — Cornelie ihm verloren sei.

Er hielt inne bei diesem Gedanken; denn er war ihm neu.

„Cornelie mir verloren!“ wiederholte er sich. „Mir verloren? Also hätte ich nach ihr verlangt?“ —

Er bedurfte für sich keiner Antwort auf diese Frage, aber er machte die Bemerkung, daß auch in seinem Geiste, daß auch in dem Herzen eines sich selbst beobachtenden Mannes, Geheimnißvolles, Verborgenes wachsen und gedeihen könne, ohne daß er's fühle.

Ja! er liebte Cornelie, er hatte sie immer ge-

liebt, aber er gestand es sich zum ersten Male, sie sei das einzige Mädchen gewesen, das er gewählt haben würde, hätte er daran gedacht, sich zu vermählen. Die Entdeckung dieses Gefühls machte ihn weiter nicht betroffen. Gefaßt wie immer nahm er es als eine Thatsache, als eine Wahrheit in sein Leben auf, mit der er auf die eine oder die andere Weise fertig werden müsse, und bald nannte er sich kleinmüthig, daß er einen Augenblick der Vorstellung Raum gegeben, Cornelie sei ihm verloren, ehe er noch versucht habe, sie zu gewinnen.

Seine Gedanken verweilten mit großer Innigkeit bei ihr. Er kam sich verantwortlich für sie vor, und nie, seit den Tagen seiner ersten Jugend, hatte er sein Herz so weich und sanft bewegt gefühlt, als jetzt, da er die Sorge für ein Weib in seine Seele aufgenommen hatte, das er mit der ernsten Liebe des reifen Mannes zu beschützen und zu gewinnen wünschte.

Zehntes Kapitel.

Friedrich's Dasein floß, während so viele neue Gestaltungen sich in dem Leben seiner nächsten Umgangsgenossen bildeten, in ruhiger Gleichmäßigkeit dahin.

Er hatte seine Jugendliebe nicht vergessen, aber die Erinnerung an Helene rein und ungetrübt zu wahren, hatte er seit lange es vermieden, nach dem Ergehen der Gräfin St. Brezan zu fragen, denn was er von Georg darüber vernommen hatte, war Gift gewesen für die Ruhe und den Frieden seines Herzens. Er beklagte sie und sich, und dünkte sich doch beneidenswerth in seiner Entsagung, wenn er sich mit der Sehnsucht nach

Glück verglich, von der die Gräfin umhergetrieben, weder Ruhe noch Befriedigung zu finden vermochte. Oftmals war es ihm gewesen, als müsse er ihr schreiben, und versuchen mit der Erinnerung an ihre Jugendliebe den bösen Zauber zu brechen, von dem sie sich befangen lassen. Allein er hatte dann immer gefühlt, daß zwischen ihrer Welt und seiner die todten Schriftzeichen keine verbindende Brücke bilden könnten, und sich beschieden, sein Leben so rein und einfach zu erhalten wie bisher, um Helenen, wenn sie seiner noch gedächte, wenigstens den Trost zu bereiten, daß sie sich in dem Gegenstande ihrer ersten Liebe nicht betrogen, daß sie keinen Unwürdigen geliebt habe.

Auch seine Verbindung mit der Gemeinde der Heiligen war nicht von langer Dauer gewesen. Der schlichte Sinn, den er aus seinem Vaterhause mitgebracht, hatte sich in die überreizten Seelenzustände nicht zu schicken gewußt, in denen die Freunde sich bewegten. Die häufigen brünstigen Gebete, die maßlosen Verzückungen, welche jenen ersten Anfängen gefolgt waren, deren Zeuge er

gewesen, hatten seiner gemessenen Natur widerstanden. Er konnte sie bald nicht mehr als Wahrheit in sich erkennen, sich des Gedankens nicht erwehren, daß auch die Anderen sie nur durch eine Ueberspannung ihres natürlichen Empfindens in sich erzeugten, die sie fortdauernd steigern mußten, wollten sie sich in der Höhe der Begeisterung erhalten, an die sie sich gewöhnt hatten. Es entging ihm nicht, daß Plessen's Kraft daran erlahmte, daß er matter und abgespannter zu werden begann, als er ihn je zuvor gekannt hatte, und oft wollte es Friedrich bedünken, als ob andere Empfindungen, als die einer gemeinsamen brüderlichen Erhebung zum Gebete, die leidenschaftlichen Extasen des Predigers und der Gräfin begünstigten. Es kamen sogar Stunden, in denen Plessen ähnliche Gedanken zu hegen und sich mit sichtlicher Theilnahme Friedrich's theologischen und historischen Forschungen zuzuwenden schien, bis die Angst, solch Forschen könne ihn im Glauben stören, ihn wieder freiwillig darauf verzichten machte.

Aber grade diese Zaghaftigkeit des streng gläubi-

gen Edelmannes wirkte ermuthigend auf Friedrich ein. Es dünkte ihn, je männlicher er geworden war, um so unwürdiger, vor einem gefürchteten Gegenstande das Auge zu schließen und sich blind zu machen aus Scheu vor einem grellen Lichte. Seine Einsicht hatte begonnen über sein Gefühl zu herrschen, er konnte keine Befriedigung mehr finden in einem Glauben, der die Prüfung des Verstandes nicht ertrug, und sein religiöses Bedürfniß zwang ihn zu weiterem Forschen, durch das er sich aber noch immer die Möglichkeit des Glaubens zu erhalten hoffte.

Seine Beschäftigung mit den französischen Socialisten trieb ihn daneben in neue Bereiche des Denkens, und trug allmählich dazu bei, ihn den Ansichten der Gemeinde noch mehr zu entfremden. Denn kannte er einerseits die Bedeutung der Standesunterschiede und der Glücksgaben im wirklichen Leben durch seine Erfahrung zu genau, um jene Lehren von einer allgemeinen Gleichheit der Stände und von der Verachtung weltlichen Guts, wie der Prediger und die Gräfin sie verkündeten, haltbar zu glauben, so lehrten ihn

anderseits seine Studien, daß innerhalb der alten Verhältnisse der Gesellschaft und des Besitzes eine befriedigende Ordnung und Lösung der Uebelstände schwer zu hoffen sei; und grade in dieser Hinsicht war sein Verhältniß zur Gemeinde ihm förderlich geworden.

Der weite Blick, welchen die Armenpflege ihm in die Zustände und Bedürfnisse der arbeitenden Klassen eröffnet, hatte ihn erst die richtige Benutzung seiner eigenen Erlebnisse gelehrt. Was er in seiner Jugend an sich selbst von Noth und Entbehrung erfahren, hatte ihn zu ausschließlich hingenommen. Es war durch manche persönliche Einzelheiten bedingt worden, die, wie der Charakter seines Vaters, eine nicht gewöhnliche Ausnahme machten, und sich deshalb schwer als allgemeiner Maßstab brauchen ließen. Jetzt erst, nach mehrjährigem Walten und Lehren in und an den Armenanstalten, war er zu der Ueberzeugung gekommen, daß es fast immer unmöglich sei, vorhandener Noth zu steuern, verarmten Familien dauernd emporzuhelfen, und daß es also allein darauf ankomme, das Versinken in Noth und

Elend zu verhindern. Ueber die Art, in welcher das durchgehend geschehen könne, fand er jedoch nirgend einen befriedigenden Aufschluß.

Der Doctor hatte ihm gerathen, als er die Zweifel und Bedenken kennen lernte, in denen Friedrich sich bewegte, die theologischen Studien für eine Weile ganz aufzugeben, staatsökonomische Werke zu lesen und sich jetzt einmal ausschließlich mit dieser Wissenschaft zu beschäftigen. Dadurch ward Friedrich auf die englische Literatur, auf die Erlernung der englischen Sprache hingewiesen, und Richard sein und des Lieutenants Lehrer, denn auch Georg verfolgte ähnliche Zwecke.

Seit der Entfernung Larssen's hatte sich eine große Veränderung mit dem Lieutenant zugetragen. Er hatte sein auffahrendes Wesen unterdrückt, war besonnener geworden, aus Scheu sich in Verlegenheiten zu verwickeln, aus denen die Machtvollkommenheit seines Vaters ihn wieder ohne sein eigenes Begehren retten konnte, und auf diesen, gegen äußere Einwirkungen so trotzigen Charakter hatten die Vollendung seines vier und

zwanzigsten Lebensjahres und die damit erlangte Großjährigkeit eine nachhaltige Wirkung ausgeübt. Die bloße Vorstellung, jetzt eine größere Freiheit gewonnen zu haben, hatte ihn mäßiger und geduldiger gemacht. Er schien den Gedanken aufgegeben zu haben, durch Hülfe seines Vaters oder seines Bruders eine Aenderung seiner Lage zu bewirken, und obschon seine Abneigung gegen den Dienst nicht verringert, sondern noch gestiegen war, erfüllte er seine militairischen Pflichten mit pünktlicher Strenge.

Von dem Umgange mit seinen Kameraden hatte er sich nach jenem Maskenballe fast gänzlich losgesagt. Er war viel zu Hause, woran sein Verhältniß zu Auguste mehr Antheil hatte, als er sich selbst gestand. Obgleich er sie eigentlich nicht liebte, hatte er sich an ihre Nähe gewöhnt, und die Vertraulichkeit naher Verwandten, durch Augustens unverhohlene Leidenschaft für ihn, eine Zärtlichkeit gewonnen, in der Georg sich gehen ließ, ohne zu berechnen welche Hoffnungen das Mädchen darauf bauen könne. Sein Verkehr mit Männern beschränkte sich fast ausschließ-

lich auf Friedrich und den Doctor, für deren verschiedene Forschungen und Bestrebungen er immer größere Theilnahme gewann. Weil er oft darüber geklagt, daß seine Berufsthätigkeit eine ganz mechanische sei, hatte der Doctor ihm den Vorschlag gemacht, sich in den Militairschulen als Lehrer der Soldaten und Unteroffiziere verwenden zu lassen, wozu ihm einst auch Erich, wenn schon aus anderen Gründen als der Doctor, zugeredet hatte.

Dieses Lehramt sagte dem Lieutenant zu, und ward ihm für seine eigene Bildung nützlich, weil es ihm daran liegen mußte, seinen Schülern keine Blöße zu zeigen und ihre Achtung zu gewinnen. Da er es suchte, kam er bei dem Unterrichten dem Soldaten persönlich näher. Er lernte durch ihn die Theile des Volkes kennen, mit denen Friedrich bei seiner Thätigkeit für die Gemeinde, der Doctor in seinem ärztlichen Berufe vertraut geworden waren, und wie diesen Beiden leuchtete es ihm ein, daß eine Umgestaltung der socialen Zustände nöthig, daß eine solche nur dann zu bewirken sei, wenn mit der Bildung des Volkes die stumpf-

sinnig brütende Unzufriedenheit desselben, sich in ein vernünftiges Streben nach besseren Zuständen verwandelt haben würde.

Darin stimmten die Freunde überein, nur über die Art, in welcher eine geistige Erhebung der Massen zu bewerkstelligen sei, konnten sie sich nicht verständigen. Friedrich hielt immer noch den Glauben fest, durch die Grundlehren des Christenthums, überhaupt durch religiöse Erziehung zu wirken. Georg, der die Vortheile der Organisation und Disciplin im Dienste schätzen lernen, ersehnte eine neue organisirende Gesetzgebung, und der Doctor wollte weder von Religion noch von befohlener allgemeiner Organisation Etwas wissen, sondern wünschte lediglich die Schranken fortzuräumen, welche dem Einzelnen die Erlangung der nöthigen Bildung und Einsicht erschwerten, und die Freiheit seines Handelns hinderten. Friedrich und Georg neigten sich auf solche Weise zu den theokratisch organisirenden Systemen der französischen Socialisten, die der Doctor als neue Fesseln des freien Willens verwarf, und von deren beschränkenden Gesetzen er sie auf die Frei-

heit Nordamerikas verwies, die er allein einem reifen männlichen Geiste für angemessen erklärte.

Schon seit längerer Zeit waren in Deutschland ab und zu einzelne Broschüren erschienen, in denen mit einer bis dahin ungekannten Einfachheit und Klarheit über die deutschen politischen Zustände und über Staatsverfassungen gesprochen wurde. Der Verfasser hatte sich nicht genannt, aber man war bald genug dahin gekommen, ihn in der Person des Doctors zu entdecken. Die Schriften waren schnell beseitigt, der Doctor zur Untersuchung gezogen worden, und grade in diesem Augenblicke schwebte eine solche über seinem Haupte, für deren Ausgang seine Freunde Besorgniß hegten. Man nahm in der Stadt für und wider ihn Partei, die Beamten, besonders das Militair, machten eine Ehrensache daraus, ihre Anhänglichkeit an die bestehende Ordnung durch blindes Verdammen der Schriften zu bethätigen, und den Doctor aller Orten zu vermeiden, ja selbst zu verletzen, seit der freisinnige Theil der Einwohner ihn auch als Politiker mehr und mehr zu hochachten begann.

Auguste, welche nach wie vor alle Menschen und alle Dinge nur nach dem Zusammenhange schätzte, in dem sie mit dem Geliebten standen, war immer eifersüchtig auf die Freundschaft gewesen, welche dieser für den Doctor fühlte. Sie hatte obenein die Besorgniß gehegt, daß dieselbe ihn in seinen Dienstverhältnissen benachtheiligen könne, auf deren günstige Gestaltung sie ihre Zukunftspläne baute. Aber ihre Warnungen hatten das Gegentheil von demjenigen bewirkt, was sie zu erreichen gewünscht. Je eifriger sie gewesen war, dem Lieutenant alle ihr zugetragenen mißbilligenden Urtheile seiner Cameraden über seinen Umgang mit dem Doctor zu berichten, um so entschiedener hatte er ihn öffentlich darzuthun gestrebt. Selbst ihre Versuche durch den Baron auf Georg einzuwirken waren gescheitert, denn der Vater schrieb die vortheilhafte Veränderung im Wesen seines Sohnes, welche Auguste als ein Werk ihrer Liebe betrachtete, dem Doctor zu, dessen er sich auch für Corneliens Bekehrung noch benöthigt fühlte.

So mit ihren Wünschen, Hoffnungen und

Befürchtungen auf sich selbst gewiesen, stand Auguste an einem Sonntage auf dem Balcon des Hauses, die Rückkehr des Lieutenants von der Parade zu erwarten, als sie ihn früher denn gewöhnlich, die Straße herauf kommen sah. Aber sein bloßer Anblick machte sie erschrecken.

Ohne die Vorübergehenden zu beachten, von denen einige ihn grüßten, ohne aufzuschauen, ging er todtenblaß, die Augen in die Ferne gerichtet, mit einer Schnelligkeit vorwärts, die sie auf den Gedanken brachte, er sei unwohl geworden und eile das Vaterhaus zu erreichen. In angstvoller Hast lief sie die Treppe hinunter und ihm bis an die Thüre entgegen.

„Was ist Dir?" fragte sie den Eilenden.

Er antwortete ihr nicht, schien sie kaum zu bemerken, schritt durch den Flur und ging die Treppe hinauf nach dem Zimmer seines Vaters.

„Der Vater ist nicht zu Hause!" rief sie ihm nach.

„Ich werde ihn erwarten!" antwortete Georg und setzte sich nieder. Augustens Angst stieg von Minute zu Minute. So hatte sie den Geliebten

nie gesehen. Es lag etwas Starres, Versteinertes in seinem Wesen, das furchtbarer war, als die Ausbrüche der heftigsten Leidenschaft. „Was ist denn geschehen?“ wiederholte sie und legte ihren Arm um den Nacken des Sitzenden.

„Was geschehen ist?“ sprach er ihr tonlos nach, „eine Kleinigkeit! — — Ich bin entehrt.“

Er sprang bei diesen Worten auf, warf den Degen von sich, der klirrend zu Boden fiel, riß die Schärpe ab, und schleuderte sie hohnlachend mit einem Fußstoß in die Ecke, während er düster im Zimmer umherging.

Auguste näherte sich ihm, er beachtete es nicht. Sie wollte sich an seinen Arm hängen, er stieß sie mit Ungeduld zurück. „Ich bitte Dich, laß mich! ich habe an mir selbst genug!“ rief er aus.

Sie wußte sich, sie wußte ihm nicht zu helfen. Rathlos hob sie die fortgeschleuderte Schärpe und den Degen von der Erde auf, legte sie neben den Federhut des Lieutenants und glättete die zerdrückten Handschuhe mit jener mechanischen Gewohnheit der Ordnung, die dem Menschen übrig

bleibt, wenn alle seine Vorstellungen sich verwirren.

In diesem Augenblick trat der Baron in's Zimmer, und sogleich wendete der Lieutenant sich zu ihm:

„Hast Du Zeit, mich zu hören, Vater?“ fragte er.

„Ja!“ antwortete Jener, und erschrocken, wie vorhin Auguste, vor dem Ausdruck seines Sohnes, fügte er hinzu: „Was hast Du gethan?“

„Nichts!“ entgegnete er. „Aber setze Dich, ich bitte! ich will mich auch setzen, die Sache ist sehr einfach!“ Dabei hörte man, wie seine Brust nach Athem rang, weil der Zorn ihn zu ersticken drohte.

„Ich habe eine neue Diensterfahrung gemacht!“ hob er an, hielt inne, schöpfte nochmals Athem und fuhr dann fort:

„Die Parade war vorüber, der Stab und die Offiziere wollten sich bereits entfernen, da wurden wir zu bleiben commandirt.“ — Er unterbrach seine Rede, stand auf, wollte wieder auf und niedergehen, zwang sich aber zur Ruhe und

blieb stehen, die Hand auf die Lehne des Stuhles gestützt.

„Als wir Alle beisammen waren, rief der Commandirende meinen Namen. — Ich trat hervor, arglos, sorglos. Wie sollt ich anders?“ — „Herr Lieutenant von Heidenbruck,“ sagte er, „Sie wissen, daß der rechte Geist in der Armee die Hauptsache ist und daß unmilitairische Gesinnung nicht geduldet werden darf. Man hat es seit lange mit Unzufriedenheit gesehen, daß Sie es mit Ihrem Umgang nicht genau nehmen, wie der Offizier es muß. Sie verkehren mit Menschen, deren Gesinnung mehr als verdächtig ist, und durch die Ihre eigene Gesinnung zweifelhaft wird. Sie werden also Ihres Lehramtes an der Schule hiermit überhoben, und ich gebe Ihnen auf, Ihren Verkehr mit Menschen von verdächtiger Gesinnung abzubrechen.“

Georg hielt inne, da seine Gesichtsmuskeln und Hände zitterten unter der Anstrengung, mit der er sich gezwungen hatte, das Ereigniß ruhig zu berichten. Der Baron selbst war bleich geworden. Auguste weinte.

„Und weiter?“ fragte der Vater gespannt und besorgt zugleich.

„Nun!“ rief der Sohn mit auflodernder Heftigkeit. „Das ganze Corps starrte mich an! — tadelnd, mitleidend! — sie starrten mich an! — Und er zögerte mit der Ordre des Auseinandergehens. Er blieb mit Wollust in dem Kreise, sich an der Erniedrigung eines Menschen zu weiden.“

Georg riß seinen Rock auf, schlug ihn über die auf den Rücken gehaltenen Hände, ging einmal das Zimmer entlang und kehrte dann wieder zu dem Vater zurück.

„Ich stand da,“ sagte er mit demselben Zorne, „in meines Nichts durchbohrendem Gefühl. Ich stand da und wurde angegriffen in dem Heiligsten des Menschen, in dem Rechte meines freien Willens, in meinem Privatleben. Ich stand da und mußte schweigen, denn noch band mich jener Dienst, der die Menschen zu Maschinen machen muß, um sie für seine Zwecke zu verwenden — aber — —“

Der Baron ließ ihn nicht enden. „Der Vorfall ist sehr unangenehm!“ sagte er. „Ich billige

das Verhalten des Generals in diesem Falle nicht! Er mußte Dir solche Ausstellung privatim machen und es wird Dir Nichts übrig bleiben, als — —"

„Als noch heute meine Entlassung einzureichen!" fiel ihm der Lieutenant in's Wort. — „Das eben wollte ich, Vater! und das hatte ich Dir zu sagen."

Der Baron sah ihn verwundert an. „Deine Entlassung einreichen? den Dienst verlassen?" sprach er. „Wirst Du denn niemals ruhig werden, lieber Sohn? Was hat der Dienst, was hat der Beruf eines Mannes zu schaffen mit der Tactlosigkeit eines Vorgesetzten?" — Er schüttelte leise mißbilligend das Haupt und sagte nach einer kurzen Pause: „Ich rathe Dir um Deine Versetzung einzukommen. Damit gehst Du dem General aus dem Wege, zu welchem Dein Verhältniß in Zukunft allerdings peinlich sein würde, und vermeidest zugleich den Doctor, ohne ihn zu verletzen. Es ist ein mißlich Ding für einen Offizier, die Ansichten unseres Freundes gelten zu lassen. Wir hätten das bedenken sol-

len — ich mache Dich nicht allein dafür verantwortlich."

Er sprach diese letzten Worte mit einer Bewegung, wie der Sohn sie niemals an dem Vater gehört hatte. Es war etwas Gebrochenes in dem Wesen des Barons. Er war nicht mehr der kräftige, willensstarke Mann, vor dessen Starrheit Georg stets seinen Muth sinken gefühlt hatte. Er war ein Greis geworden, seit er das unbedingte Vertrauen zu sich selbst verloren. Der Sohn bemerkte es mit schmerzlichem Erstaunen, er hätte grade deshalb nachgeben mögen, aber er konnte es nicht.

„Ich muß den Dienst verlassen, Vater!" sagte er fest.

„Ohne meine Zustimmung, Georg?"

„Wo meine Ehre in das Spiel kommt, darf ich nur der eigenen Zustimmung folgen, muß ich mir selbst genügen." Der Baron schwieg. Man konnte ihm ansehen, wie schwer diese Worte ihn getroffen hatten.

„Es wird das erste Mal sein," sprach er nach einer Weile, „daß ein Heidenbruck in solcher

Weise den Dienst seines Königs verläßt! Ueberlege was Du Dir, was Du uns Allen damit anthust!"

„Ich habe keine Wahl!"

Der Baron zuckte die Schultern. Sie schwiegen Beide. Endlich sagte der Vater: „Thue, was Du vor Dir vertreten kannst. Du bist ja mündig." Aber der Ton, mit dem er diese Worte sagte, schnitt dem Sohn tiefer in's Herz, als der härteste Tadel.

Er ging auf den Vater zu, legte den einen Arm um seinen Hals, ergriff mit der Rechten des Vaters Hand, und sprach: „Ich wollte, ich könnte Dir's ersparen, lieber Vater!"

„Das glaube ich Dir!" antwortete derselbe, „ich habe aber kein Glück mit meinen Kindern!"

Damit ging er hinaus. Georg sah ihm schweigend nach, trat dann an das Fenster und blieb, die Stirne gegen die Scheiben gedrückt, gedankenvoll und traurig stehen.

Als er sich endlich umwendete, saß Auguste noch regungslos auf derselben Stelle.

„Was brütest Du so?" sagte er heftig.

Augustens Thränen antworteten ihm statt ihrer Worte.

„Es ist eine unerträgliche Gewohnheit dieses Weinen!" fuhr er auf. „Ihr Weiber seid nur im Glücke etwas werth! — Wenn man Trost brauchte, muß man Euch trösten! Weine nicht! — Worüber weinst Du eigentlich?"

„Ueber unser Schicksal," antwortete sie, „und über Deine Härte!"

Er gab ihr die Hand, sie fiel ihm um den Hals. Es war ihm unangenehm, aber er hatte nicht den Muth, ihre Zärtlichkeit, die er lange in egoistischem Leichtsinn hervorgerufen und genossen hatte, von sich abzuweisen, obschon er sein Verhältniß zu ihr in diesem Augenblicke schwer bereute.

Er dachte an den Brief, in dem er seine Entlassung fordern wollte, an seine Zukunft, an des Vaters letzte Worte. Die Liebe eines Mädchenherzens kam ihm gering daneben vor, er hatte kein Mitgefühl dafür. Eine Liebe aber, welche der Mann nicht theilt, belästigt ihn immer. Nur mit sich

selbst beschäftigt, nur bestrebt, sich vor irgend einer Erörterung sicher zu stellen und von Auguste fortzukommen, küßte er sie schnell, wie man einem Bettler ein Almosen hinwirft, den man loszuwerden wünscht, und ging hinaus.

Weil die Mehrzahl der Frauen keine Gelegenheit hat, den männlichen Charakter kennen zu lernen, wird es ihnen so leicht, sich in absichtliche Täuschungen zu wiegen, sobald diese ihren Wünschen entsprechen. Weit davon entfernt sich einzugestehen, daß Georg sie nicht liebe, was sie im Grunde ihres Herzens wohl empfand, legte Auguste sich sein Verhalten gegen sie nach ihren eigenen Planen aus. Sie fühlte, er habe in dieser Stunde mit keinem Gedanken an sie, an eine Verbindung mit ihr gedacht, aber sie nannte es ehrenhaft und seiner würdig, daß er das Leben eines Weibes nicht an sich fesseln wolle, so lange seine eigene Zukunft nicht gesichert sei, und diese festgestellt zu sehen, blieb jetzt ihr nächstes Ziel.

So wenig sie Richard liebte oder vertraute, konnte sie es, als er in diesem Augenblicke ein-

trat, doch nicht unterdrücken, ihm den Vorfall zu erzählen, und ihm ihre Sorge um den Vetter auszusprechen. Indeß weit davon entfernt, ihre Besorgnisse zu theilen, leuchteten seine Augen, als vernehme er die erwünschteste Botschaft.

„Das ist ein wahres Glück!" rief er, eilte zur Thüre hinaus und auf des Lieutenants Stube.

Georg schrieb sein Entlassungsgesuch, als Richard mit den Worten: „Glück auf, und vorwärts!" in seinem Zimmer erschien.

„Du weißt also schon?" —

„Daß Du frei bist? — ja!"

„Was sagst Du dazu?"

„Ich mußte über Auguste lachen, die umhertrippelt wie ein Huhn, das Enten ausgebrütet hat und sie auf's Wasser gehen sieht."

„Sei kein Thor, Richard!" unterbrach ihn der Lieutenant, „laß das Scherzen, mir steht der Sinn nicht dazu und Auguste thut mir leid."

„Mir auch!" entgegnete der junge Engländer, „aber ich freue mich doch, daß ich sie und nicht Dich zu beklagen habe."

Der Lieutenant sah ernsthaft vor sich nieder, dann meinte er: „Ich habe mir diesen Augenblick so oft vorgestellt, ihn auf eine oder die andere Weise als unausbleiblich berechnen können, habe beständig an die Gestaltung meiner Zukunft gedacht, für den Fall, daß ich den Dienst verlassen würde, und nun es geschehen ist, empfinde ich doch eine Leere in meinem Innern, habe ich doch ein Gefühl von Fremdheit in der Welt. Es ist wunderbar, wie der Mensch mit seinem Berufe verwächst, auch wenn er ihn nicht liebt.“

Richard schwieg ein Weile. Er kämpfte mit einer Verlegenheit, die ihm das Blut in die Wangen trieb. Endlich schien er sie mit Gewalt zu überwinden und sagte: „Auch ich habe sehr oft an diesen Fall und an Deine Zukunft gedacht, aber ich habe Dir meine Plane für Dich nie sagen mögen. Ich bin so viel jünger als Du und ich fürchtete, Du würdest mich selbstsüchtig glauben“ — — Er unterbrach sich, reichte dem Lieutenant die Hand und rief: „Ich meine es aber gut!“ Seine Verlegenheit war dabei wieder gewachsen, so daß Georg, der ihn in derselben

kaum wieder erkannte, ihn bat, sich zu erklären.

„Ich gehe in acht Wochen von hier fort, das weißt Du, und für's Erste in mein Geschäft nach London. Gehe mit mir!“ sagte der Jüngling schnell.

Der Lieutenant war überrascht. Richard hatte jedoch nun Muth gefaßt und fuhr ruhiger fort: „Ich habe mir das oftmals überlegt, wenn mir die nahe Trennung von Dir schwer auf das Herz fiel. Lerne mit mir zusammen das Geschäft, werde Kaufmann wie ich, und wenn ich einmal das Haus in London übernehme, so behalte Du die Commandite in Lissabon!“ Froh, seinen Vorschlag gemacht zu haben, blickte er den Lieutenant an, seine Meinung zu erfahren.

Georg war gerührt. „Guter Junge! Daß Du so für mich sorgtest,“ rief er. „An diese Laufbahn habe ich freilich nie gedacht!“ — — Und nach einer Pause setzte er hinzu: „meine Verhältnisse verbieten sie mir übrigens von selbst, denn wenn ich die Carrière aufgebe, die mein Vater mir bestimmt hat, muß ich meinem Gefühle

zu genügen, mich baldmöglichst unabhängig von ihm machen.“

Da flammten Richard's Augen hell auf und mit leise bewegter Stimme sagte er: „Zeige mir, daß Du mich als Deinen Freund ansiehst. Ich bin reich. Nimm von mir die Mittel zu Deinem Unterhalte an, bis Du eine Stelle in unserm Geschäfte ausfüllst, deren Erwerb Deine Bedürfnisse deckt. In acht Wochen bin ich Herr über ein Vermögen, das den Besitz Deines Vaters doppelt übertrifft — und ich habe keine Geschwister! Sei Du mein Bruder, Georg!“

Damit warf er sich dem Freunde an die Brust, es zu verbergen, wie bewegt er war.

Der Lieutenant drückte ihn fest an's Herz und drückte ihm noch fester die Hand: „Du bist ein Mann geworden und ein ganzer Mensch!“ rief er. „Welche Wohlthat bist Du mir nach des Vaters Klagen, nach Augustens ohnmächtigen Thränen!“

„Sieh!“ fiel Richard ihm lebhaft ein, „Du entrinnst dann Allem, was Dich drückt. Du kannst reisen, wohin Du magst, nach Amerika, nach

Indien — es nützt uns Beiden, wenn Du es thust — und ich behalte Dich doch noch eine Weile! Gehe mit mir, Georg! — Aber ohne Auguste!" fügte er plötzlich lachend hinzu, als der Diener eintrat, zu melden, das gnädige Fräulein lasse die Herren zur Tafel bitten.

Elftes Kapitel.

Gegen Corneliens Ansicht hatte Plessen den Wunsch ausgesprochen, ihre Verlobung noch geheim zu halten, bis sie über die Art einig geworden wären, in der sie ihre Zukunft begründen könnten, und da er jetzt sicher war, sie werde ihm folgen, drang er darauf, den Ort zu verlassen, ohne die Zustimmung seiner Braut dafür gewinnen zu können.

Mit aller Sehnsucht eines Ruhebedürftigen, schilderte er ihr oftmals den Frieden der Herrenhuthergemeinden, malte er ihr ein Dasein aus, das in enger Beschränkung sein Genügen finden, und in der gegenseitigen Erhebung und Zufriedenheit

sein Endziel haben sollte. Cornelie hörte ihm dann zu, aber niemals ohne sich davon bedrückt zu fühlen.

„Du bist krank!" sagte sie ihm, als er sich einst in Träumen von einem solchen Leben versenkte, „Du bist krank, Liebster! sonst könntest Du diese Gedanken nicht hegen. Laß uns nicht davon sprechen, bis Du wohler bist!"

Er verlangte, sie solle sich über diese Aeußerung erklären, sie weigerte sich Anfangs, dann sagte sie, da er bei seiner Forderung verharrte: „Es ist ein Punkt, in dem wir Beide uns seit unserer Verlobung nicht mehr verstehen. Wenn ich sonst an die Ehe dachte, hoffte ich in derselben ein Bündniß zu finden, das die Kräfte von zwei gleich strebsamen Menschen durch ihre gemeinschaftliche Richtung steigern und verdoppeln sollte. Ich hoffte thätiger, wirksamer zu werden in der Ehe, ich sah in ihr eine erhöhte, vollendetere Fortsetzung unseres bisherigen Lebens und Schaffens. — Du siehst in ihr einen Abschluß, ein stilles Ruhen. Für solchen Abschluß aber fühle ich mich noch nicht gemacht. Ich möchte mein Da-

sein erweitern, Du willst das Deine begrenzen. Ich möchte schaffen, Du willst rasten — und daß ich es Dir gestehe, die Vorstellung in der Brüdergemeinde zu leben, ist mir vollkommen fremd."

„Dennoch warst Du es und die Gräfin," wandte ihr Plessen ein, „die in nicht ferner Zeit die größte Vorliebe für Zinzendorf ausgesprochen haben."

„Ja, für Zinzendorf! aber nicht für die frostige Trockenheit der jetzigen Brüdergemeinden."

„Sie ist nur abgeklärter, nüchterner geworden," entgegnete Plessen, „als sie es zu des Grafen Zeiten war, und darum tüchtiger."

„Traust Du ihr eine fortzeugende Kraft zu?" fragte Cornelie.

„Unbedenklich!" rief ihr Bräutigam, „denn sie erzieht innerhalb der Gemeinde rechtschaffene gottgefällige Menschen, arbeitsame Bürger. Sie verhindert Armuth und Unwissenheit in der Brüderschaft, und sie hat daneben Kraft genug, alljährlich Männer und Frauen aus ihrer Mitte fortzusenden, weit hinaus in alle Welt, den Heiden das Evangelium, den Wilden die Segnun-

gen der Civilisation zu bringen. Sie leistet in bescheidener Stille, was die Socialisten erstreben. Sie würde es in immer höherem Grade leisten können, je mehr gebildete, mit dem Wissen unserer Zeit genährte Menschen sich ihr unterordnend anschlössen. — Und Du kannst zweifeln, ob sie eine fortzeugende Kraft besitze?"

Cornelie schwieg, dann sagte sie nach einer Pause: „Ich habe oft daran gedacht, wie wunderbar, wie ursprünglich segensreich der Beruf eines Missionairs ist."

„Auch mich hat diese Vorstellung häufig beschäftigt, und — —"

„Wenn Dich in der Gemeinde das Loos träfe, zur Bekehrung hinauszuziehen," fiel ihm Cornelie in's Wort, „würdest Du gehen?"

„Ich würde gehen und glauben, daß Gott die Kraft, welche mir dazu fehlt, durch seine Gnade in mir schaffen wird. Es hat sogar Stunden gegeben, in denen ich mir vorstellte, mit Dir hinauszuziehen. Mit Dir vereint zu lehren und zu wirken, seinen Namen zu verkündigen im heiligen Dunkel der Urwälder, auf den Höhen und an den schnellrau-

schenden Flüssen eines Landes, dessen Lüfte den Namen des Alleinigen noch nicht von Menschenlippen segnen hörten —"

Cornelie ließ ihn nicht enden. Mit leuchtenden Augen schloß sie ihn in ihre Arme. „Ja! ja! das bist Du! das ist der Mann, den ich liebte, das ist der Mann, der mich zur Liebe, zur Entsagung erzogen!" rief sie aus, kniete dann vor dem Sitzenden nieder und bedeckte seine Hände mit ihren Küssen. Plessen hinderte sie nicht daran. Er streichelte sanft ihr Haar, während er liebevoll lächelnd zu ihr herabblickte. Da er fast immer von ihrer Ueberlegenheit zu leiden hatte, that es ihm wohl, als sie sich in Liebe vor ihm demüthigte.

„Sieh!" sprach sie, „wie unter der Macht eines großen Gedankens Dein ganzes Wesen sich belebt. Halte ihn fest diesen Gedanken und Du wirst genesen. Du wirst die Kraft finden, ihn auszuführen, und daß ich Dir nicht fehlen werde, weißt Du!"

Vollkommen hingerissen von dieser neuen Vorstellung, begann sie dieselbe nach allen Seiten zu durchdenken und mit so strahlenden Farben aus-

zumalen, daß Plessen davor erschrack. Er mußte sie erinnern, daß er einer Niederlassung in der Colonie nur als eines Wunsches, einer Möglichkeit erwähnt habe, auf deren Erfüllung nur nach Vollziehung ihrer Ehe zu rechnen sei. Die Einwilligung ihres Vaters zu derselben zu erlangen, müßte also ihr nächstes Streben bleiben.

Die Gräfin und der Prediger waren die Einzigen, welche von der heimlichen Verlobung ihrer Freunde unterrichtet wurden. Sie begrüßten das Ereigniß mit Freuden und mit Segen. Es war die erste Heirath, welche innerhalb der Gemeinde geschlossen werden sollte, und in der improvisirten Andacht, zu der die vier Freunde sich vereinten, sprach der Prediger es aus, daß nur durch die Verbindung der Heiligen, nur aus der reinsten Gemeinschaft der Gatten, der reine Mensch, der neue Heiland geboren werden könne, dessen die Welt bedürfe.

„So lange in Euren Herzen dem Geliebten gegenüber noch ein anderer Gedanke als der an Gott erwacht, ein anderes Empfinden rege ist, als das des inbrünstigen Dankes gegen den All=

weisen, der Mann und Weib geschaffen und sie zu Werkzeugen seiner Zwecke bestimmt hat, so lange ist der böse Geist der Lust mächtig in Euch, so lange lebt Ihr unter dem Fluche der Erbsünde, der sich fortpflanzt, auf Kind und Kindeskinder," sagte er. „Darum trachtet darnach, Herr zu werden über den Menschen in Euch, damit Gott mächtig sein könne über Euch, und wenn die Liebe Euch zu einander zieht, so sei es, um Euch als willenlose Werkzeuge hinzugeben an die Rathschlüsse des allwissenden und allmächtigen Gottes."

Er umarmte darauf Plessen und die beiden Frauen; denn die brüderlichen Umarmungen waren seit lange Sitte geworden in der Gemeinde, deren Zahl sich bedeutend vermehrt hatte. Aber heute zum ersten Male fühlten die beiden Verlobten sich gleichmäßig verletzt durch die leidenschaftliche Inbrunst, in der die Gräfin und der Prediger die Verlobten und danach einander an das Herz schlossen.

Cornelie beschwerte sich darüber gegen ihren Bräutigam, sobald sie sich allein mit ihm befand, und Plessen gestand ihr, daß er schon seit länge-

rer Zeit die eigentliche Zuversicht zu jenen Freunden nicht mehr habe, ja daß er glaube, auch ihr Vertrauen nicht mehr wie früher zu besitzen.

„Andere unserem Empfinden fremde Personen," sagte er, „sind ihnen nahe getreten. Die Phantasie hat in dem engeren neuen Kreise mehr und mehr die Stelle des Gemüthes, eine sinnliche Symbolik und Mystik haben den Platz des kindlich einfachen Glaubens eingenommen. Man hat Zusammenkünfte gehalten, von denen wir nicht unterrichtet waren, und es sind Dinge in denselben vorgegangen, es haben Kasteiungen, Bußübungen stattgefunden, die mit der schlichten Lehre des Christenthums nichts mehr zu schaffen hatten."

„Woher kommt Dir diese Vermuthung?" fragte Cornelie zweifelnd und doch betroffen.

„Durch einzelne, unwillkürliche Aeußerungen der Eingeweihten."

„Und Du forschtest nicht? Du fragtest nicht? Du konntest mit ihnen verkehren auf dem Fuße allen Vertrauens, obschon Du solch schweren Verdacht gegen sie hegtest?"

„Ich wollte meiner Sache sicher werden."

„Aber Du schwiegest auch gegen mich," fiel ihm Cornelie in's Wort, „das ist — —"

Sie vollendete den Ausspruch nicht, Beide verstummten, es entstand eine lange Pause. Endlich sagte Plessen: „Ich mochte Dich nicht beunruhigen, ich hoffte Dich unbeirrt an dem unheimlichen Gebahren vorüber zu führen!"

„Bin ich ein Kind?" fragte Cornelie mit dem beleidigten Selbstgefühl der Kraft, die es unerträglich findet sich bevormundet zu sehen. Indeß sie drängte diese Aufwallung eben so schnell zurück und sprach, indem sie sich zur Ruhe zwang: „Ihr habt in unserer Gemeinschaft nicht nur die Gleichberechtigung der Frauen, sondern sogar die Priesterschaft derselben anerkannt und zugegeben, daß sie als die Entwicklerin der kommenden Geschlechter in einem höhern Zusammenhange mit der Gottheit stehen als der Mann. Aber was Ihr theoretisch als Wahrheit einsehen gelernt, das straft Ihr in der Praxis Lüge. Ihr vertraut unsern Eingebungen, und wollt uns leiten. Ihr glaubt an unsern unmittelbaren Zusammenhang mit dem Höchsten, und wollt uns abhängig ma-

chen von Eurer Einsicht, als ob uns die Fähigkeit des Urtheilens versagt wäre von dem Schöpfer!“

„Cornelie!“ wendete ihr Plessen ein, „es giebt Berührungen mit der Außenwelt, vor denen jeder Mann das Weib zu bewahren wünscht, das er liebt, das seinen Namen tragen und die Mutter seiner Kinder werden soll, und — —“

Ihre Heftigkeit ließ ihn nicht enden. „O! wolle mir nur mit diesen Phrasen Nichts beweisen!“ rief sie aus. „Schlimm genug, daß in Deutschland das Weib sogar den eigenen Namen in der Ehe einbüßt, daß er ihr nicht bleibt, wie den Frauen freierer Nationen. So gern ich Deinen Namen führen werde, so weh' wird es mir thun, den Namen aufzugeben, der mir angeboren ist. Hat denn der Mann allein das Recht seinen Namen als einen Besitz zu ehren, dem sein Charakter Werth und Geltung giebt? Was ich bin, bin ich als Cornelie von Heidenbruck geworden. Das ich Dir bin, das liebtest Du unter diesem Namen. Wie kannst Du besondere Rücksichten nehmen wollen für ein Weib, bloß weil es Deinen Namen tragen soll? —“

„Du bist gereizt und thust mir Unrecht!“ meinte Plessen begütigend.

„Du, nur Du thust Dir Unrecht!“ rief sie, „Unrecht auch in meinen Augen, durch die Maßlosigkeit Deines männlichen Egoismus. Du willst mich vor Conflicten mit der Außenwelt bewahren, nur weil ich die Mutter Deiner Kinder werden soll. Als ob das Weib, das sie mit ihrem Herzblut nährt, mit ihren Sorgen, ihren Schmerzen groß zieht, nicht mindestens gleichen Antheil an ihnen hätte, als der Mann, als ob — —“

„Ich bitte Dich,“ rief Plessen, jetzt seiner Seits in Zorn ausbrechend, „nur Nichts von Frauenemancipation! Ich verabscheue die Richtung, die immer Alles auf die Spitze stellt, die jeden Gedanken verwirklichen will, ohne zu überlegen, daß der Gedanke frei ist wie die Unendlichkeit, daß die That gebunden und beengt ist durch alle Schranken des Bestehenden. Jene Richtung führt nur zur Zerstörung.“

„Und die Deine zu einer Halbheit, die uns Beide elend machen wird!“ fuhr Cornelie her-

aus, erschrak dann aber vor dem eigenen Worte und versank in Schweigen.

Plessen war eben so schmerzlich betroffen. Keiner vermochte das erste Wort zu finden. Es war still im Gemache und die hereinbrechende Dunkelheit machte die Verstimmung nur noch lastender.

Wäre Plessen aufgestanden und heftig umhergegangen, wie Georg es in solchen Fällen that, hätte er sich wie Erich, eine Cigarre angezündet, den Mißmuth zu überwinden, oder würde er sich entfernt haben, sich zu sammeln und Cornelien Zeit zur Fassung zu geben, es wäre dies Alles eine Erleichterung für sie gewesen. Aber wie sie ihn jetzt vor sich sitzen sah, gedrückt von ihrem harten Worte, schnitt es ihr tief in das Herz, und doch konnte sie es nicht zurücknehmen, denn sie hatte ihre Ueberzeugung damit ausgesprochen.

Sie sagte sich, daß Plessen krank sei, daß Gemüthsbewegungen ihm immer schadeten, und als er plötzlich leise zu husten begann, bemüht die krampfhafte Beschwerde zu unterdrücken, die ihm die Brust zusammenschnürte, da hielt sich Cornelie nicht länger. Sie legte ihren Arm

um seinen Nacken und fragte, ob er ihr vergeben könne?

„Wie soll ich Dir vergeben, daß ich Deinen Erwartungen nicht genüge?“ entgegnete er. „Es schmerzt mich, das ist wahr! Zu verzeihen habe ich Dir Nichts!“

„Vergieb mir meinen Hochmuth, meine Selbstsucht!“ bat sie ihn.

„Das ist nicht des Menschen Amt, Cornelie!“ entgegnete er sanft. „Bete zum Herrn, daß er ein mildes Herz in Dir erwecke, wie ich ihm jetzt gedankt habe für diese Prüfung meiner Demuth. Er weiß, wozu er uns zusammenführte, er weiß, weshalb er uns in Liebe für einander kommen ließ. Wir sollen uns gegenseitig erziehen zur Demuth und Geduld. — Danach laß uns denn streben.“ Er hatte dabei mehrmals gehustet und saß nun ruhig mit gefalteten Händen neben ihr, während seine Auffassung von ihrer künftigen Ehe, und von dem Willen Gottes über sie, ihr Herz empörte.

„Ein Strafgericht, eine Zuchtruthe des Herrn, das glaubte ich Dir nicht zu sein!“ sagte sie leise

und wollte sich entfernen, weil sie fühlte, daß sie ihrer Thränen nicht mehr Herr sei.

Plessen erschrak vor dem Klageton ihrer Stimme. Sein Mißmuth, sein Zorn waren vergessen, seine Neigung in voller Wärme erwacht. Hingerissen von ihrem Schmerze eilte er ihr nach, sie zurückzuhalten und an sein Herz zu ziehen, aber sie wehrte ihn mit sanfter Gewalt von sich ab.

„Laß mich," sprach sie, „es giebt Worte, die man nicht zurücknehmen, die man nicht vergessen kann! und wir haben sie gesprochen."

Da faßte es ihn mit schwerer Angst, daß er sie verlieren könne, und mit einer Leidenschaft, wie Cornelie sie nie an ihm erfahren, rief er, sie umschlingend und an sich drückend: „O! verlaß mich nicht! verlaß mich nicht! Cornelie! Fühlst Du es nicht, daß es nur die Scheu war, Dich, mein Alles! angetastet zu sehen von einer Welt, die nicht im Stande ist, auch nur den Schatten Deines Werthes zu erfassen? Sei mein! gieb mir das Recht Dich zu beschützen. Laß uns noch in dieser Stunde zu Deinem Vater gehen, ihm unsere Liebe zu be-

kennen, und die Aussicht nahen, sicheren Besitzes wird mich erlösen, wird mir die Zuversicht, den Frieden geben, den ich nicht mehr finden kann, als nur mit Dir."

Er zog sie neben sich zum Sitzen nieder, sie umfing ihn mit ihren Armen und ließ sein Haupt an ihrer Schulter ruhen, aber sie küßte ihn nicht und kein Strahl von Freude war in ihren Zügen, als sie in Nachdenken versunken, mit leiser Hand über sein Haar strich. So blieben sie bei einander, bis Plessen sie aufforderte, mit ihm zu ihrem Vater zu gehen. Indeß die Stunde, welche sie dazu wählten, war keine günstige.

Der Baron, im Gefühle seiner noch ungebrochenen, männlichen Kraft, hegte eine Art von Geringschätzung gegen jede Schwäche, eine gewisse Abneigung gegen kränkelnde Personen, besonders aber war ihm der Ausdruck nervösen Leidens, wie er sich in Plessen in diesem Augenblicke mehr als jemals aussprach, an Männern gradezu verhaßt. Eines seiner Kinder, deren starker Gesundheit er sich stets als einer Stammeseigenthümlichkeit berühmte, mit einem Kranken zu vermählen,

galt ihm für eben so unzulässig, als eine Mißheirath, weil es dem Blute seines Geschlechtes zu nahe trat wie eine solche. Hätte Plessen's Richtung und seine Mittellosigkeit ihm nicht ohnehin im Wege gestanden, seine bleichen Wangen, sein mattes Auge hätten in dieser Stunde hingereicht, die Kälte zu erklären, mit welcher der Baron seine Werbung um Cornelie aufnahm, den eisigen Ton hervorzurufen, mit dem er Plessen sagte: „Sie glauben sich also wirklich in der Lage, meiner Tochter, kränklich wie Sie sind, eine standesmäßige Zukunft zu bereiten, Herr von Plessen!"

„Ich hoffe, mit Gottes Beistand es in kürzester Zeit zu können, Herr Baron!"

„Sie hoffen es!" sagte der Baron, indem er die Worte scharf betonte. „Hoffnungen und Gottvertrauen mögen freilich genügen, das eigene Leben leicht zu machen, ein fremdes Dasein zu tragen, reichen sie jedoch nicht aus!"

„Herr Baron!" fuhr Plessen auf, in dem trotz aller christlichen Demuth die gekränkte Manneswürde sich empörte: „was berechtigt Sie zu diesem Spotte?"

„Die Erfahrung, Herr von Plessen, wie schwer sich aus den reichsten Hoffnungen auch nur eine kümmerliche Wirklichkeit gewinnen läßt. Die Erfahrung, wie anspruchslos die sogenannte Liebe, wie reich an Bedürfnissen die Ehe ist. Als Mann von Ehre müssen Sie Bedenken tragen, einem Mädchen statt des gesicherten Glückes im Vaterhause, Ihre noch ganz ungewisse Zukunft anzubieten. Denken Sie also nicht mehr daran!"

„Vater!" rief Cornelie, noch ehe der Baron die letzten Worte geredet, und ehe Plessen eine Entgegnung machen konnte, „Vater! stoße ihn nicht zurück, beleidige ihn nicht, er hat mein Wort!"

Der Baron sah sie mit düsterm Blicke an. „Dein Wort!" wiederholte er. „So überlasse es dem Manne, dem Du ohne meine Zustimmung Dein Wort gegeben hast, dem Edelmanne, der es hinter dem Rücken Deines Vaters von Dir forderte, und der seine Anrechte auf diese Unredlichkeit zu bauen scheint, sich selber zu vertreten!"

Es hatte während dessen schon einmal an die Thüre gepocht, jetzt geschah es zum zweiten Male.

Der Baron rief: „herein". Der Diener brachte ein Billet. Es war von der Hand der Gräfin an Cornelie gerichtet. Die Worte „sehr eilig" waren nach Frauenweise auf der Adresse mehrfach unterstrichen. Cornelie sah es, ohne es jedoch zu beachten, und steckte das Schreiben in die Tasche.

„Frau Gräfin forderten Bescheid!" bemerkte der Diener, als er das gewahrte.

„Ich werde Antwort senden! Später, in einer Stunde!" entgegnete Cornelie abweisend, mit jener fast zornigen Ungeduld, die wir empfinden, wenn in solchen Augenblicken irgend ein Anspruch an uns erhoben wird. Der Diener wollte sich mit diesem Bescheide entfernen, aber der Baron bedeutete ihm, er möge den Boten warten heißen. Dann wendete er sich, als jener das Zimmer verlassen hatte, zu Cornelie und Plessen:

„Sie schienen mir eine Entgegnung machen zu wollen," sagte er, „mich dünkt jedoch wir sind zu Ende. Ich wenigstens habe mein letztes Wort gesagt. Herr von Plessen aber kann mir nur durch Handlungen und Erfolge beweisen, daß ich Unrecht that, es auszusprechen!"

Und ehe Plessen noch eine Antwort geben konnte, hatte der Vater sich abgewendet und das Zimmer verlassen.

„Nun?“ fragte Cornelie, da ihr Bräutigam nicht sprach: „Nun?“ wiederholte sie lebhafter als er die Schultern zuckte. „Und was nun?“

„Wir müssen schweigen und warten, während wir versuchen unserm Ziele näher zu kommen. Wir müssen dulden, was der Rathschluß des Höchsten uns an Schmerz zu tragen auferlegt.“

„Ich will nicht dulden!“ rief sie heftig.

„Cornelie, das ist Frevel!“ warnte Plessen.

„Ich will nicht dulden! rief sie noch einmal. „Ich mag und will mich nicht dem Ungerechten fügen, ich will meine Liebe nicht verbergen. Ich will warten mit Dir bis zur Erfüllung unserer Wünsche, aber warten als Deine erklärte Braut, berechtigt die Neigung auszusprechen, die ich für Dich fühle, indeß ich will nicht heucheln, will mich nicht verstellen. Du bist ein Mann, wie konntest Du zu solchem Vorschlag schweigen, meinem Vater gegenüber, der Nachgiebigkeit verachtet?“

„Er ist Dein Vater, ich hatte ihn zu ehren," antwortete Plessen ihr sehr ernst. „Und," fügte er hinzu, „ich traute auf den Beistand dessen, der uns zur rechten Zeit nie fehlt. Du aber hattest doppelt Unrecht, denn es ist unweiblich zu trotzen, wie Du's thust!"

„Und unmännlich, widerstandslos zu dulden!" rief sie.

„Das Christenthum verlangt's von uns!" belehrte Plessen.

„So mag ich kein Christ sein, wenn ich die Menschenwürde in mir tödten soll!" fuhr sie leidenschaftlich empor. Aber kaum hatte sie die Worte gesprochen, als eine Todtenblässe ihre Wangen überzog und sie sich mit dem Ausruf: „Mein Gott im Himmel, was habe ich gethan!" an die Brust ihres Bräutigams warf.

Auch Plessen war bleich geworden. Er zog sie nicht an sich, da sie sich an ihn lehnte, er sprach nicht zu ihr, als sie sich von seiner Brust aufrichtete. Jene Worte waren wie ein Blitzstrahl zwischen ihnen niedergefahren, und wie betäubt vermochten Beide den Boden nicht wieder zu

kennen, auf dem sie standen, Vergangenheit und Zukunft nicht zu fassen.

Je länger sie schwiegen, je tiefer mußte die Vernichtung in ihren Seelen um sich greifen, das fühlte Plessen, und doch war er unfähig, des eben Geschehenen mit Worten zu gedenken. Ihm graute davor, aber seine Gedanken waren auf den einen Punkt gebannt, er konnte nichts Anderes finden.

Endlich fiel ihm in seiner Herzensangst der Brief der Gräfin ein.

„Was will die Gräfin?" fragte er matt. Cornelie verstand, was diese abweichende Frage ihr bedeute.

Mit instinctiver Folgsamkeit zog sie den Brief aus der Tasche und las ihn leise. Indeß kaum war dies geschehen, als sie zusammenbebte.

„Auch das noch!" rief sie, und Plessen den Brief hinreichend, fügte sie hinzu: „Lies! wir sind verloren."

Die Zeilen waren in fliegender Eile geschrieben. Sie lauteten: „Ist Plessen bei Dir, so bitte ihn augenblicklich, alle seine Papiere in Sicherheit zu bringen. Ist er nicht da, so eile zu ihm und laß nöthigen Falles seine Schränke öffnen,

um Alles zu entfernen, was sich auf die Gemeinde bezieht. Meine und des Predigers sämmtliche Papiere sind uns genommen. Die Zeiten der Verfolgung beginnen wieder für die Gerechten. Die Freiheit des theuersten Mannes ist bedroht! Komm augenblicklich zu mir!"

Zwölftes Kapitel.

Schon nach wenig Stunden verbreitete sich die Nachricht im Publicum, daß Versiegelungen in den Häusern mehrerer angesehenen Personen stattgefunden hätten, welche, wie man es nannte, zu den Frommen gehörten, und gleichzeitig erzählte man, daß die Behörden zu dieser Maßregel durch eine Denunciation veranlaßt worden wären, die mit unwiderleglichen Documenten gegen den Verein aufgetreten war. Man sprach davon, daß die Mitglieder desselben von den Oberen, ohne das Vorwissen Jener, in verschiedene Classen getheilt, daß in dem engeren Kreise der Eingeweihten unter dem Deckmantel religiöser Bußen und Kasteiun-

gen unerlaubte Mysterien gefeiert worden wären. Da nur eine große Anzahl Männer und Frauen aller Stände, namentlich aber des Adels, in mehr oder weniger naher Beziehung zu jener religiösen Gemeinschaft gestanden hatten, so sahen sich plötzlich viele Familien in ihren Mitgliedern von einem entehrenden Verdachte, von einer gerichtlichen Untersuchung ihrer Verhältnisse in trauriger Weise bedroht.

Ein Druck, als ob eine ansteckende Krankheit in dem Orte ausgebrochen sei, legte sich lastend über die Geister, eine ängstliche Spannung machte sich in allen geselligen Verhältnissen geltend.

Die guten Christen sahen mit Schmerz auf ein Aergerniß, das unter der Aegide der Religion gegeben worden war, und litten von dem Spotte derjenigen, die stets ungläubig auf das kirchliche Christenthum und mißtrauisch auf das Sectenwesen innerhalb desselben geblickt hatten. Man vermied den Personen zu begegnen, die näher oder ferner mit den Sectirern bekannt gewesen waren, weil man, bei der schnell begonnenen Untersuchung, deren Verhöre sich weit ausdehnten,

nicht als Zeuge vernommen werden mochte, und sorgenvoll und niedergeschlagen gingen die Verwandten aller derjenigen umher, die von der Untersuchung betroffen worden waren.

Cornelie befand sich unter den Ersten, welche der Richter, dem die Untersuchungssache anheim fiel, vor die Schranken fordern ließ. Als man die Vorladung dem Baron überbracht und der Gerichtsbote sich entfernt hatte, las er das Schriftstück mehrmals langsam durch. Es fiel ihm schwer, den Inhalt desselben zu denken. Dann blieb er lange regungslos in dem Lehnstuhle vor seinem Schreibtisch sitzen, den Blick auf das Bildniß seiner verstorbenen Frau gerichtet.

Er hätte viel darum gegeben, sie jetzt an seiner Seite zu haben, die Seele entladen zu können vor dem einzigen Wesen, das den Jammer, den Zorn, die Empörung seines Vaterherzens in gleichem Maße theilen mußte. Er hätte viel darum gegeben, hätte er die Tochter an die Brust der Mutter legen können. Er ward irre an sich selber, er war sich selbst nicht mehr genug zum Tragen der eigenen Last.

Endlich erhob er sich und begab sich zu Cornelie. „Hier ist eine Vorladung für Dich zum gerichtlichen Verhöre!“ sagte er.

Cornelie, dem Vater von allen seinen Kindern am ähnlichsten in ihren Charakteranlagen, empfing das Schreiben mit derselben Ruhe, mit der er es ihr gab. Der Baron hatte es stets ausgesprochen, daß über erfüllte Thatsachen Nichts mehr zu sagen sei. Jetzt handelten die Tochter und der Vater beide nach diesem Grundsatze, und doch empfand der Letztere dies todte Schweigen fast noch lastender als sie.

„Cornelie!“ fragte er endlich, „weißt Du von den Mysterien, um deretwillen man Euch anklagt?“

„Nein! mein Vater!“

„Davon war ich überzeugt!“ sagte der Baron und gab ihr die Hand.

Es war ihr eine Freisprechung von dem beleidigenden Verdachte, der auf ihr ruhte, und sie war dieses Trostes sehr benöthigt. Der Gedanke, vor einem Gerichtshofe zu erscheinen, angeklagt wegen Vergehungen, durch deren bloße Erwähnung sie sich wie entweiht vorkam, flößte ihr Ent-

setzen ein. Sie hätte ihrem Vater ihr Herz ausschütten und wie ein Kind und wie ein Weib schutzflehend zu seinen Füßen sinken mögen, hätte ihr die Scheu, ihm schwach zu scheinen, ihm, der so hohen Werth auf Seelenstärke legte, nicht den Mund verschlossen.

Aber als er das Zimmer verlassen hatte, als sie allein zurückblieb in dem stillen Raume, da brach das Gefühl ihrer geistigen Einsamkeit mit furchtbarem Schmerze über sie herein, und sie selbst, ihr geistiger Hochmuth, hatte sie zu dieser Vereinsamung verdammt. Sie hatte Alles von sich gewiesen, des Vaters Rath und Vorstellungen, Friedrich's verständige Warnungen, dessen richtiges Urtheil, dessen gesundes Empfinden ihn schon lange von der Gemeinde getrennt, des Doctors scharfe und sie oft durch ihre Schärfe überzeugende Kritik, sie hatte das Alles von sich gewiesen, im Vertrauen auf die eigene Unfehlbarkeit, in der Ueberzeugung, daß ihr Glaube der alleinig rechte, daß sie und ihre Freunde die Auserwählten Gottes wären. Sie selber hatte zuerst die Gemeinde mit dem Namen der Heiligen bezeichnet, sie hatte

erwartet, von ihr und ihren Freunden solle die Wiedergeburt der Menschheit ausgehen. Nun stand sie da, getäuscht von denen, denen sie mit blinder Hingebung vertraut, angeklagt um Verirrungen, schlimmer als die so tief verdammten Sünden der Welt.

Der Glorienschein der Selbstvergötterung war von ihrem Haupte gefallen, der Tadel, der Spott der Menschen trafen sie bis in das Herz. Je höher sie seit Jahren ihre Kraft gespannt, sich auf dem schwindelnden Pfade zu erhalten, auf dem sie und ihre Freunde sich bewegten, um so plötzlicher brach sie zusammen. Sie glich dem Schlafwandelnden, der in seiner krankhaften Ueberreizung das Wunderbare leistet, und ohnmächtig dasteht, sobald man ihn erweckt. Ihre ganze Seele lechzte nach Beistand, aber wie konnte, wie durfte sie, die stets die Gleichberechtigung, die göttliche Priesterschaft, die höhere Begabung des Weibes proclamirt, jetzt die Schwäche der geängsteten Frauenseele verrathen? Wie Trost und Stütze verlangen, sie, die vom Manne Anbetung des Weibes begehrt?

Wohin sie sich auch wendete, sie fand die Ruhe nicht, die sie ersehnte, die Liebe nicht, deren sie bedurfte. Plessen war unzufrieden mit ihr, weil sie seinem Verlangen, sich von der Gräfin fern zu halten, nicht entsprach. Die Gräfin hatte nur einen Gedanken, nur ein Ziel, die Rettung des Predigers. Ihre Leidenschaft für ihn war seit der Stunde seiner Verhaftung Niemand mehr verborgen geblieben; an dieser entzündete und erhielt sich ihre Thatkraft. Mit rastlosem Eifer sammelte sie aus den Correspondenzen ihrer und seiner Freunde, aus seinen Schriften und aus seinen nachgeschriebenen Predigten alle die Stellen, die für ihn sprechen konnten. Sie hatte Unterredungen mit den Angeklagten, mit den Zeugen. Sie wußte den Muth der Zaghaften zu beleben, den Glauben der Treuen zu fanatisiren, und kein Zweifel an der Rechtmäßigkeit ihres Bundes, kein Zweifel an dem Prediger, an sich selber, kam jemals in ihr auf. Liebe und Leidenschaft machten sie davor sicher. Ein Weib, bei dem der Glaube und die Liebe zusammentreffen in einem und demselben Punkte, ist unüberwindlich. Ausdauernd auch

bei den längsten Verhören, wußte sie den täglich wachsenden Anklagen und Beweisen immer auf's Neue zu begegnen. Friedrich war ihr dabei von großem Nutzen.

Er war durch seine einfachen Aussagen einer derjenigen gewesen, welcher den Ursprung der geistigen Irrthümer der Gemeinde am klarsten nachgewiesen und damit ein milderes Licht über den Charakter der Gräfin und des Predigers verbreitet hatte. Er gestand, selbst von dergleichen Schwärmereien befangen und nur durch ein Zusammenwirken mannigfacher Ursachen von denselben zurückgebracht worden zu sein. Dadurch hatte er Theilnahme für seine früheren Glaubensgenossen zu erregen gewußt, während er seine eigene Rechtfertigung erlangte und seine völlige Unbekanntschaft mit den der Gemeinde zur Last gelegten Fehltritten unwiderleglich darthat.

Auch Plessen, wenn schon gereizter gegen den Prediger und die Gräfin, weil er sich als Freund von ihnen schwer verrathen glaubte, war in gleicher Weise verfahren, und Corneliens Verhör stand nun bevor.

Der Baron hatte es erlangt, ihm beiwohnen

zu dürfen. In voller Uniform, die Brust mit allen seinen Orden bedeckt, trat er zur festgesetzten Stunde in Corneliens Zimmer, nahm ihren Arm und führte sie die Treppe hinab zum Wagen. Wortlos legten sie den Weg bis zum Gerichtshofe zurück, und fest und ernst gefaßt traten die beiden edeln Gestalten in den Saal und vor den Richter hin.

Hatte Cornelie bisher in banger Verzagtheit mit sich selbst gerungen, so rief dieser Augenblick sie auf, sich mit ihrer ganzen Kraft zu waffnen. Es galt hier mehr als sie allein. So hoch ihr Vater sein stolzes Haupt erhob, sie sah den Druck, der auf ihm lastete, sie fühlte sich schuldig gegen ihn, ihm angehörend, ihm verantwortlich, wie sie es lange nicht mehr gethan. Das machte sie bemüht ihm zu genügen.

Ruhig, als ob nicht alle ihre Pulsen klopften, daß sie das Blut in ihren Adern schlagen fühlte, sprach sie sich über das Entstehen der Gemeinde, über ihre Theilnahme an demselben aus. Mit strenger Kürze beantwortete sie alle ihr vorgelegten Fragen. Nur der Wechsel ihrer Farbe,

nur ein leises Zucken der Lippen verriethen, wie sehr sie unter der Verletzung ihres weiblichen Empfindens litt. So hatte das Verhör bereits mehrere Stunden gewährt, als der Inquirent sich auf die persönlichen Beziehungen der einzelnen Gläubigen zu einander wendete.

„In welchem Verhältniß stand Herr von Plessen zu dem Kreise, den Sie für den engern Kreis der Auserwählten hielten?“ fragte er.

„In einem Verhältniß der Freundschaft, der Verehrung, des gemeinsamen Glaubens und Wirkens zu uns Allen. Zu mir aber noch in einem näheren Verhältnisse, denn wir sind verlobt!“ antwortete Cornelie fest.

Der Baron fuhr zusammen, obschon tief verwundet durch das ganze Verhör, hatte er sich bis zu diesem Momente eines Gefühls befriedigter Vaterliebe nicht erwehren können. So ruhig selbstbewußt wie seine Tochter jetzt vor dem Richter dastand, hatte er sie zu sehen erwartet. Dazu hatte er sie erzogen, so hatte er sie gestählt für die Prüfungen des Lebens. Wie sie sich ihm angehörend fühlte mit ihrem ganzen Wesen,

so empfand er sie als sein Eigenthum, sich als ihren Bildner, ihren Meister. Da traf ihn plötzlich ihre eigenmächtige Erklärung des Verlöbnisses mit Plessen wie bewußter Trotz. Wie ein Hohn erklang ihm die Frage des Richters: „Welche Ansichten hegte Ihr Bräutigam über Ihr Verhältniß zur Gemeinde? Hat er es gebilligt?“

„Nein!“ antwortete Cornelie, „er billigte es seit einiger Zeit nicht mehr. Er wünschte mich und sich von unseren Freunden zu entfernen, und wir beabsichtigten, uns nach unserer Verbindung in einer Brüdergemeinde niederzulassen, wenn Herr von Plessen sich nicht auf eine Missionsreise zu gehen entschloß, bei der ich ihn begleitet haben würde.“

In dem Zorne über den Trotz gegen seine väterliche Gewalt, überraschten den Baron diese letzten Worte Corneliens plötzlich wie ein Lichtstrahl. Wie man in der Stunde der Noth als Rettung ergreift, als Gewinn erkennt, was man früher geringschätzend verworfen, so erfaßte er jetzt mit einem Male den Gedanken, seine Tochter mit Plessen zu verbinden, um sie von einem Orte

zu entfernen, an dem Alles sie an ihren Irrthum erinnern mußte, und an dem er die Erklärung ihrer Verlobung nicht widerrufen konnte, ohne seiner Autorität und ihrer Wahrhaftigkeit gleichzeitig zu nahe zu treten.

Das Verhör währte lange. Als es spät am Nachmittage beendigt ward, und Cornelie ihre Schuldlosigkeit für den Richter vollständig klar erwiesen hatte, als sie wieder im Wagen an ihres Vaters Seite saß, da flog ein heftiges Zittern durch alle ihre Glieder. Sie seufzte tief auf, und barg ihr Gesicht in ihre Hände, als scheue sie das Licht des Tages zu sehen, an dem man Eide von ihr gefordert, die Reinheit ihres Wesens zu bethätigen.

Erschöpft, gedemüthigt, irre geworden an sich selber, langte sie in ihrer Wohnung an. Das ihr so vertraute Zimmer, die Gegenstände, mit denen sie sich täglich beschäftigt hatte, traten ihr fremd entgegen. Die Bilder der Gräfin und des Predigers sahen kalt lächelnd zu ihr herab und schienen sie zu fragen: „wie konntest Du von uns, von Menschen mit menschlichen Leidenschaften welterlösende Gedanken und Thaten fordern? Wie konntest

Du Dir selbst vertrauen, Dir, die unser Werkzeug war?“

Die Hände matt gefaltet, die Augen müde geschlossen, saß sie regungslos da. Sie fühlte sich heimathslos und haltlos in der sie umgebenden Welt, und wie sie sich früher dem Glauben überlassen hatte, so leidenschaftlich ergab sie sich jetzt dem Zweifel. Mit grausamer Wollust wendete sie sich gegen Alles, was sie geliebt, gewollt, verehrt, gegen Alles, worin sie Trost gefunden. Ihr ganzes bisheriges Leben dünkte sie eine Lüge, jede Eigenschaft ihres Herzens und ihres Geistes leerer Schein, hochmüthige Täuschung, und mit schwindelndem Grausen sah sie sich am Rande eines Abgrundes, aus dessen Tiefe ihr unheimlich die Selbstvernichtung winkte.

Eine solche Stimmung konnte nicht ohne Wirkung auf ihr körperliches Befinden bleiben. Ihre Kräfte brachen unter dieser Aufregung. Das Leben war ihr werthlos geworden, sie glaubte Nichts mehr zu wünschen, zu erstreben, und doch ward mitten in dieser Erschlaffung oft eine Sehnsucht nach Erlösung, ein Angstruf nach einem Erretter in ihr wach,

ohne daß sie selbst es sich zu sagen wußte, was sie ersehne und verlange.

Plessen, der nach jener Unterredung mit dem Barone, das Haus desselben nicht mehr betreten, hatte Cornelien, seit sie Beide die Gräfin nicht mehr besuchten, nur in einzelnen Momenten gesehen, weil sie in ihrer krankhaften Abspannung ihre Wohnung und dann nur selten, nur im Wagen verließ. Aber so oft er sie erblickt, war er erschrocken über die Veränderung in ihrer Stimmung und in ihrem Aeußern. Vergebens bot er in seinen Briefen alle Zärtlichkeit auf, sie zur Sorge für ihre Gesundheit zu bewegen, vergebens alle Trostgründe der Religion, ihren Muth zu beleben, sie blieben fruchtlos.

„Der Trost von außen frommt mir nicht," hatte sie ihm auf seine Vorstellungen geantwortet. „Der Hinweis auf die Güte Gottes nützt mir nicht. Was hilft es mir, daß die Menschen gut sind, daß sie mich beklagen und daß Gott allbarmherzig ist? Es ist so elend, nur von Mitleid, nur von Barmherzigkeit zu leben, nur durch Vergebung und Gnade zu bestehen. Gieb mir den Glauben

an mich, an meine eigene Güte, an meine Nützlichkeit zurück, und ich werde des Trostes dann nicht mehr bedürfen."

Des Vaters Sorgen, Georg's Bemühungen, sie zu zerstreuen, Augustens ängstliche Pflege, Nichts machte Eindruck auf sie. Sie war entschieden krank, aber keine Bitten, keine Vorstellungen konnten sie bewegen, den Doctor kommen zu lassen und ihn zu Rath zu ziehen. Fast bis zur Stumpfheit gleichgültig gegen Alles was sie umgab und was mit ihr geschah, brachte nur der Gedanke, den Doctor zu sehen, vor ihm die Irrthümer bekennen zu müssen, in die sie verfallen war, vor ihm gedemüthigt, vernichtet dazustehen, sie zur Verzweiflung, und das einzige Verlangen, das sie seit jener Stunde des Verhöres ausgesprochen hatte, war die Forderung gewesen, ihr die Begegnung des Doctors zu ersparen.

So standen die Sachen, als der Tag herankam, an dem Georg das Vaterhaus verlassen sollte, um Richard zu folgen, der schon vor einigen Monaten nach England abgegangen war. Cornelie hatte sich an dem Morgen besonders

matt gefühlt und auf ihrem Zimmer allein zu Mittag gespeist, als Georg sich zu ihr begab. Bei seinem Eintritt erwachte sie aus leisem Halbschlaf, richtete sich aber schnell auf dem Sopha empor, und hieß ihn sich an ihrer Seite niederlassen.

„Wie fühlst Du Dich?“ fragte er liebevoll besorgt.

„Ganz schmerzfrei!“ antwortete sie wie immer. „Ich bin wirklich ganz gesund!“

Ungläubig sah Georg in ihre erloschenen Augen. Er nahm ihre Hand, sie brannte in trockner Fieberhitze. Da hielt er sich nicht länger. Er schlang seinen Arm um ihren Nacken, und sagte mit einem Tone von Verlegenheit und Liebe, der etwas Rührendes hatte in dem Munde dieses Mannes: „Ihr habt mir immer den Vorwurf gemacht, ich wisse mit mir Nichts anzufangen, jetzt sagen sie's von Dir!“

„Was sagen sie von mir?“

„Du wüßtest nicht, was Du wolltest.“

Cornelie lächelte schmerzlich. „Behaupte von einem Menschen, der mit unheilbar gebrochnen Gliedern darnieder liegt, er wolle nicht gehen!“

„Wenn man uns zwingt gegen unsern Willen zu handeln, dann heißt es freilich immer, wir hätten keinen Willen, oder wir wüßten nicht, was wir verlangen!“ meinte Georg.

„Gottlob! daß Du Dein Ziel gefunden hast!“ antwortete sie, ohne auf die eigene Lage einzugehen.

„Es ist damit ein eigen Ding!“ rief Georg. „Was ich nicht wollte, das wußte ich klarer als was ich wollte; wohin ich nicht wollte, das erkannte ich deutlicher als mein Ziel. Ich meine, wenn's dem Menschen irgend wo recht unbehaglich ist, so muß er da nicht bleiben, sondern vor allen Dingen sich losreißen und sich mitten in ein anderes Leben hineinstellen, wie man untertaucht in einem Strome, wenn die Schwüle gar zu drückend ist. Wird man dann von dem fremden Elemente fortgezogen, so wehrt man sich von selber gegen den Untergang, und kämpfend und schwimmend findet man die erschlafften Kräfte wieder, oder man geht eben unter! und das ist immer noch besser, als sich todt zu schmachten!“ Er hielt inne, wie von den eigenen Worten überrascht, und sagte

dann kurz abgebrochen: „Mach' daß Du fort kommst! hier ist Deines Bleibens nicht länger!"

Es war das erste Mal, daß Georg sich rathgebend in eine Angelegenheit seiner Geschwister mischte. Cornelie sah, welche Ueberwindung es ihn kostete. Seine scheue Zärtlichkeit rührte sie tief, seine Worte trafen sie. Sie wiegte langsam nachdenkend das Haupt, dann sprach sie nach einer Pause: „Wäre ich ein Mann! — aber jetzt? — was soll ich thun?"

„Du mußt heirathen, Cornelie!" fuhr Georg heraus.

„Heirathen?„ wiederholte sie, als habe der Gedanke ihr ganz fern gelegen.

„Sprich ein Wort! Sage dem Vater, daß Du es willst. Er ist voll Sorge, voll Zärtlichkeit für Dich, und Plessen soll im Augenblicke bei Dir sein, wenn Du's verlangst! Der Vater willigt in Deine Heirath — ich sollte Dir das sagen!".

Cornelie hatte mehrmals schnell die Farbe gewechselt, aber sie antwortete ihm nicht. Endlich sprach sie mit einem Lächeln auf den Lippen, indem sie

des Bruders Hand ergriff und drückte: „Also das war alle Deine Weisheit, treues Herz! heirathen soll ich?“

„Ja!“ rief er, „der Doctor sagt das auch!“

Cornelie fuhr zusammen. Sie ließ des Bruders Hände erschrocken los. Er wußte nicht, was er davon denken sollte. Seine Bestürzung zu verbergen, sprach er, da er vergebens auf eine Antwort der Schwester gewartet hatte: „Du hast zu lange in Abstractionen, zu lange nur für Andere gelebt. Du mußt jetzt für Dich selber leben. Man will ja mehr sein, als nur das Kind seines Vaters, nur der Freund seiner Freunde, der Wohlthäter der Hülfsbedürftigen. — Vor Allem mußt Du's wollen, da Du liebst!“

Er hatte damit seine ganze Unterredungskunst erschöpft, und sah ihr freundlich in's Gesicht. Aber auch jetzt erhielt er keine Antwort. Cornelie blickte schweigend und ernsthaft vor sich nieder. Es war Georg unheimlich neben ihr. Plötzlich erhob sie sich.

„Er räth mir dazu! Er?“ sagte sie im Selbst-

gespräch, athmete tief auf, drückte Georg die Hand und verließ mit den Worten: „So sei es denn!“ den Bruder und das Zimmer, hoch aufgerichtet und festen Schrittes, als habe sie gewaltsam alle Erschlaffung und Krankheit von sich abgeworfen.

Dreizehntes Kapitel.

Der Prozeß gegen die Gemeinde der Heiligen bildete einen stehenden Artikel in den Zeitungsblättern jener Tage, und Erich fand es bald eben so lästig, mit Fremden als mit befreundeten Personen zusammen zu treffen, weil er sich nirgend vor Erörterungen sicher fühlte, die ihn peinigten. Er hatte Regine von den Vorgängen, von der Verwicklung Corneliens in dieselben erzählt. Sie hatte um seinetwillen Theil daran genommen, aber ihr mittelbares Interesse an seiner Schwester, und ihre Unfähigkeit, sich in die Geistesrichtung einer solchen Gemeinschaft zu versetzen, machten, daß ihm ihre Theilnahme nicht ausreichend erschien.

„Es ist sonderbar,“ sagte er eines Tages, „daß Du bei aller Liebe, die Du für mich fühlst, meinen Schmerz um meine Schwester nicht verstehen kannst!“

„Ich verstand ihn wohl,“ antwortete sie, „als Du sie schuldig glaubtest. Aber Du selbst, die Richter, Dein Vater und vor Allem ihr Bräutigam, Ihr seid ja alle von ihrer Unschuld vollkommen überzeugt!“

„Was hilft das!“ rief er ungeduldig.

Regine sah ihn befremdet an. „Was das hilft? Mehr als vollkommen schuldlos kann doch der Mensch nicht sein!“ sagte sie ruhig.

„Ja!“ rief er, gereizt durch ihre Ruhe, die er Kälte schalt, „ja! man kann mehr sein, ein Mädchen muß mehr sein, als eben nur schuldlos! Es muß unangetastet sein. Fühlst Du denn nicht, daß mit solcher Untersuchung der Ruf eines Weibes für immer vernichtet ist? Siehst Du nicht, daß ihre Heirath nur ein Rettungsanker ist, an das mein Vater sie ketten muß, um sie vor dem Untergange zu bewahren? Weißt Du was es heißt, zu sehen, daß ein Mann, den man im

Grunde zu gering für seine Schwester achtet, sie unter Verhältnissen zur Frau nimmt, in denen man es als Gnade ansehen muß, daß er es schließlich thut?"

Es giebt Tage, an denen ein böser Dämon uns verhindert, die Stimmung unserer liebsten Menschen richtig zu erkennen und uns ihr anzupassen, denn auch das innigste Beisammenleben zu einander gehöriger Personen, ist nur durch ein stetes Ausgleichen der verschiedenen Naturen möglich, die wie chemische Stoffe unter veränderten Verhältnissen eine veränderte Wirkung auf einander üben. Ein solcher Dämon waltete heute über Regine.

„Aber Deine Schwester liebt den Mann und er liebt sie!" wendete sie ein, statt Erich ruhig seine Erregung aussprechen zu lassen.

„Was hat ihre Liebe damit zu thun. Was hilft diese Liebe ihr von dem Urtheil der Welt?"

„Wie kannst Du das fragen, Erich? Ich begreife Dich heute nicht!"

„Natürlich!" fuhr er auf. „Was kannst Du auch wissen von der Ehre einer Familie, von der Schmach eines solchen zerstörten Rufes!"

Er hatte sich mit dieser Heftigkeit genug gethan, seine Brust befreit und ging nun nach seiner Gewohnheit in dem Zimmer auf und nieder, ohne weiter auf Regine zu achten. So entschwand mehr als eine Viertelstunde. Plötzlich begann die Stille ihm beängstigend aufzufallen. „Warum sprichst Du nicht zu mir, Regine?“ fragte er.

„Was könnte ich Dir sagen?“ antwortete sie mit dem sanftesten Klange ihrer Stimme. Der Ton rührte ihn. Er hatte schon lange das Bewußtsein der Roheit gehabt, die er begangen, und war bereit sie zu büßen, die Geliebte zu versöhnen. Langsam trat er zu ihr heran.

„Als ob ich nicht wüßte, wie die Blicke der Menschen lasten können!“ rief Regine, als er vor ihr stand und hob ihre thränenvollen Augen zu ihm in die Höhe.

Diese Worte reizten ihn auf's Neue.

„Deine Reue kommt zu spät!“ sagte er grausam, indem er sich von ihr entfernte.

„Ich habe Nichts zu bereuen Erich, und ich bereue Nichts!“

„Aber Du rechnest mir das Opfer an, das Du mir brachtest!“ rief er, „das thut die Liebe nicht!“

„That ich das je?“

„Du thust es jetzt! und grade heute hätte ich einer selbstlosen Liebe bedurft, indeß“ — — —

Er hielt inne, nahm ein Buch und setzte sich nieder zu lesen. Regine konnte an seiner Unruhe sehen, wie wenig er bei dem Werke war. Er schlug die Blätter hin und her, fing auf verschiedenen Stellen zu lesen an, kämmte dabei mit seinem kleinen Taschenkamme Haar und Bart, bis er ungeduldig mit den Worten: „Ich muß ausgehen und sehen, ob ich mich nicht im Freien los werden kann!“ von seinem Sitze aufstand.

„Soll ich Dich nicht begleiten?“ fragte sie.

„Nein! ich will allein gehen, und das Wetter ist auch zu schlecht, Du könntest Dich erkälten!“

„Wann darf ich Dich zurück erwarten, Erich?“

„Ich weiß es nicht! — Fragst Du mich aber heute viel!“ — rief er mit gezwungenem Lächeln, bot ihr flüchtig die Hand und ging mit einem eben so flüchtigen Lebewohl davon.

Regine sah ihm schweigend nach, dann schlug sie die Hände schmerzlich zusammen und hielt sie fest vor das Gesicht gepreßt, als wolle sie die Augen verschlie=ßen vor jeder äußeren Störung, um sich zu be=sinnen, wie eine solche Veränderung zwischen ih=nen entstehen, wie diese Scene hatte stattfinden können. Und doch war sie nicht die erste ihrer Art gewesen.

Je unwandelbarer sie sich in ihrer Liebe, je fester sie sich Erich eigen fühlte, um so unbegreif=licher mußte es sie dünken, daß seine Zärtlichkeit für sie erkaltete, daß sie ihm nicht wie sonst, die Außenwelt ersetzte, aber sie konnte es sich nicht verbergen, daß dem also war.

Seit Georg den Abschied genommen hatte, um Kaufmann zu werden, seit Cornelie zur Unter=suchung gezogen worden war, hatte Erich seine Ruhe an Reginens Seite nicht wieder zu finden vermocht. Die Neugier und die Theilnahme, die sich bei diesen ungewöhnlichen Ereignissen auf seine Familie hefteten, die Gerüchte, welche in der gro=ßen Welt über Helenens Liebesabenteuer im Schwunge waren, hatten ihn mehr und mehr mit

drückender Schwere belastet. Er konnte seines Vaters nicht gedenken, der Stunde nicht gedenken, in welcher er und Helene den Segen des Barons für ihren Lebensweg empfangen, ohne mit brennender Reue zu empfinden, daß auch er das Gelöbniß nicht gehalten habe, das er in des Vaters Hand geschworen hatte. Er fühlte sich schuldig gegen ihn, schuldig gegen Regine, gegen seine eigene Zukunft, aber mit dem Naturbedürfniß der Selbstbefreiung strebte er, die Schuld von sich zu wälzen — und er fand dazu Regine gegenüber leichtes Spiel.

Hatte er sonst in glücklichen Zeiten ihr scherzend vorgehalten, daß sie ihm ihre Liebe ungesucht gewährt, daß sie sie ihm fast wie eine Nothwendigkeit aufgedrungen habe, so war er allmählich dahin gekommen, ihr ernstlich einen Vorwurf daraus zu machen, oder mindestens ihre Unerfahrenheit und seine Leidenschaft in Stunden des Mißmuths als ein schweres Unglück für sie Beide zu beklagen. Ein Mißmuth aber, dem wir Raum gestatten, kehrt oftmals wieder, wächst rasch empor, schlägt unzerstörbar Wurzel in unserm

Innern, und wo man sich gewöhnt, sich unglücklich zu glauben, da wendet das Glück sich unwiederbringlich von den Herzen ab.

Dieser Zustand seiner Seele konnte dem Auge der sorglichen Freundschaft nicht entgehen. Frau von Werdeck, viel zu erfahren, um jemals einen Versuch gegen Erich's Verhältniß zu Regine zu machen, hatte nie aufgehört, es mit Kummer zu betrachten, nie die Hoffnung aufgegeben, er selber werde einer Verbindung überdrüssig werden, die ihm vielfach im Wege stand, und ihm nach ihrer Meinung Nichts, als die Befriedigung einer sinnlichen Leidenschaft zu bieten hatte. Die Frauen, welche sich die gebildeten nennen, vergessen aber nur zu leicht, daß Bildung des Herzens, klarer Verstand, Reinheit und Größe der Empfindung, nicht das Erbgut einer Kaste sind, daß sie nicht in den Schulen, nicht in den Familien gelehrt zu werden brauchen, und daß sie in dem Weibe mehr werth sein können, als das schulgerechte Wissen, als die Formen und Traditionen auch der sorglichsten Erziehung.

Mit feinem Tacte fühlte Frau von Werdeck, daß

Erich sich von der eigenen Wohnung zu entfernen, daß er die lang gemiedene Gesellschaft seiner früheren Umgangsgenossen aufzusuchen wünsche, daß er sich ihnen aber fremd geworden glaubte. Und ohne je ein Wort des Rathes oder des Beistandes für ihn auszusprechen, wußte sie ihm zu Hülfe zu kommen.

Der Mensch, als ein Theil der sogenannten Gesellschaft, ist ein Product, das sich selbst zu Markte bringt. Er hat seinen Preis wie alle anderen Dinge, seinen steigenden und fallenden Werth. Was wir viel verlangt sehn, wird uns begehrenswerth. Und kaum sah man das alte Verhältniß engsten Verkehres zwischen der allgemein verehrten Frau und ihrem jungen Freunde sich herstellen, als alle seine früheren Verbindungen sich schnell wieder anknüpften. Schon nach wenigen Wochen hatte Erich das aufgegebene und halb verlorene Terrain zurückerobert, sah er sich wieder als den Günstling der Mütter, als den gesuchtesten Verehrer ihrer Töchter.

Eine neue Lebenslust, wie nach einer Krankheit, welche den Gebrauch unserer Fähigkeiten

lähmte, war damit über ihn gekommen. Es war ihm, als finde er sich nach bangem schwerem Traume wieder. Niemals war er heiterer, liebenswürdiger gewesen, als in diesem Augenblicke. Er hatte Freude an seiner Wohlgestalt, Freude an seiner geselligen Gewandtheit, an seiner Bildung, an seinem Wissen und eine fast übermüthige Lust in dem Gefühle, alle Vorzüge seiner Person und seiner Stellung wieder ungeschmälert geltend machen zu können, obschon er es so lange aufgegeben hatte, sie zu benutzen. Denn aufgeben hatte er sich müssen um Reginen's Willen, aufgeben mußte er sich nach seiner Meinung neben ihr. Was half es ihm, daß er ihren Geist gebildet, was half es, daß sie sich mit dem ganzen Ernste ihrer Natur bemüht hatte, sich Kenntnisse zu erwerben, um ihn zu verstehen, ihm zu genügen? Ihre dankbare Liebe, ihre tiefe stille Verehrung für ihn, boten ihm nicht den Reiz immer neu befriedigender Eitelkeit, und er hatte sich gewöhnt ihn zu begehren. Der Beifall der Gesellschaft war der Spiegel, dessen er bedurfte, wollte er wissen, was er war, wollte er sich seiner Vorzüge erfreuen.

Seine Erfolge hatten ihn für einige Zeit auch in Reginen's Nähe heiterer gemacht. Er hatte Lust daran gehabt, sie ihr zu schildern. Ihre demüthige Freude, daß sie ihn, den Vielbegehrten, doch allein besitze, war ihm wohlthuend gewesen. Mehr und mehr aber war ihm die Gesellschaft wieder unentbehrlich, die Einsamkeit mit der Geliebten ermüdend geworden, und schon seit vielen Wochen hatte er keinen Abend mehr bei ihr verlebt.

Anfangs hatte sie sich darüber sanft beklagt, dann war ihr Stolz erwacht und sie hatte sich gelobt zu schweigen. Indeß der Stolz hält nicht Stand vor den Qualen der Eifersucht, weil sie das Selbstgefühl vernichtet, in dem er wurzelt. Die täglichen Besuche bei Frau von Werdeck, das Lob, welches Erich ihrer Tochter sonst gespendet, und das er jetzt nicht vor Regine auszusprechen wagte, hatten ihren Argwohn rege gemacht. Ihre Einsamkeit hatte ihr Zeit gelassen ihn zu nähren, und die Heiterkeit oder der Mißmuth, mit denen Erich spät in seine Wohnung zu ihr heimzukehren pflegte, waren für sie gleich entmuthigend und unheilverkündigend gewesen.

Ihr verzagtes Schweigen, ihre leidenschaftlichen Klagen wurden ihm zur Qual. Er scheute sich mit ihr allein zu sein, und die Ruhe, die heitere Unterhaltung, deren er im Hause seiner Freundin sicher war, machten ihm dasselbe nur noch werther. Auch an diesem Abende hatte er kaum den Weg in's Freie eingeschlagen, als er seine Schritte bald wieder nach dem Thore zurück lenkte, das hin zu Frau von Werdeck führte.

Verstimmt ging er durch die menschenbelebten Straßen. Reginen's und Sidoniens Bilder drängten sich ihm wechselnd vor die Seele. Er klagte sich an, die Liebe der Erstern nicht genug zu würdigen und zu schonen, er tadelte sich, die sichtlich wachsende Neigung der Letztern zu nähren. Aber das erste Unrecht begann ihn allmählich leichter zu dünken als das zweite.

„Thor, der ich war!“ sagte er sich, „an die Befriedigung einer Leidenschaft ein Stück meines Lebens, meinen Ruf zu setzen! Thor, der ich war, Regine zu mir zu nehmen! mir ein ideales Loos dadurch bereiten zu wollen! Mein falscher Idealismus, meine blinde Hingebung sind von jeher

mein Verderben gewesen. Was hatte ein Mädchen wie Regine von mir zu fordern? Welcher Zufall war es, der mich in der Jugend zu ihr führte, welch ein Leichtsinn, der sie mir später in die Arme warf, ohne daß ich es gesucht hatte? Es waren zweideutige Verhältnisse, in denen ich sie beide Male fand."

Obschon er allein war, fühlte er die Röthe der Scham auf seinen Wangen brennen, als er sich mit solchen Waffen gegen die Unglückliche gewendet hatte.

„Sie wird mich noch zur Selbstverachtung bringen!" rief er aus, „sie wird mich und sich verderben, das unglückselige Weib!"

Er hatte während dessen das Haus der Frau von Werdeck erreicht, und zog mechanisch die Glocke. Ihr heller Schall schreckte ihn empor. Er fuhr mit der Hand über seine Stirne, athmete tief auf, als wolle er sich befreien, und ließ sich melden.

Vierzehntes Kapitel.

Die Mutter war ausgegangen und Sidonie allein in dem Zimmer, dessen helle und doch sanfte Beleuchtung, dessen ganze Einrichtung, so genau er sie kannte, ihm heute einen besonders wohlthuenden Eindruck machten. Mutter und Tochter besaßen Beide jenen gebildeten Geschmack, der den unnützen Modekram zurückweist, sich an das Einfache zu halten, das in seiner Schönheit und Nützlichkeit die Gewißheit besitzt, immer angenehm und zweckmäßig zu bleiben. Die Möbel, welche seit der Heirath der Frau von Werdeck nicht gewechselt worden waren, die alten englischen Kupferstiche, die ererbten großen Potspour-

ris, die man alljährlich mit denselben Ingredienzien füllte, die zahlreichen Oel- und Miniatur-Gemälde an den Wänden und auf den Tischen, mit denen die ganze Familie portraitirt war, gaben der Einrichtung einen Stempel ruhigen Bestehens, friedlichen Waltens.

Sidonie stand vom Schreibtische auf, den Gast zu begrüßen, und räumte, während sie mit ihm sprach, einige Papiere und kleine Bücher zusammen. „Ich bin Mama's Cassirer,“ sagte sie, „und habe Rechnungsabschluß gemacht für diesen Monat. Wollen Sie mir noch fünf Minuten Zeit lassen, so bin ich fertig und brauche nicht noch einmal heranzugehen.“

Es lag etwas häuslich Behagliches in der Erscheinung des Mädchens, wie es in dem schlichten Taffetkleide, die kleine gleichfarbige Schürze um die Taille geschlungen, rechnend und ordnend dasaß, während Alles um sie her Geschmack und saubere Schönheit athmete. Und die Sorglichkeit, mit der sie dazwischen sich ab und zu mit ihrem Gaste zu beschäftigen wußte, ihm das Warten zu verkürzen, machte, daß sie ihm doppelt angenehm erschien.

Als sie geendet hatte, die Geldschälchen und Bücher verschloß und ihn bat, die Säumniß zu entschuldigen, sagte Erich: „Hier in diesem Zimmer könnte ich viele Stunden warten, ohne mich zu beklagen. Es ist eines der wenigen, die für mich zu einem lieben, feststehenden Begriffe geworden sind. So wie es heute ist, so habe ich es kennen lernen, als ich, ein vierzehnjähriger Knabe, zum ersten Male mit meinen Eltern in die Residenz kam. Diese Scenen aus Hamlet, dieser Romeo an Juliens Sarge, diese Mistreß Siddons, haben sich mir damals so fest eingeprägt, daß ich die Personen der Shakespear'schen Dichtungen später immer nur in dieser Gestalt zu sehen vermochte, und so oft ich seitdem nach Berlin gekommen bin, ist es mir stets etwas höchst Wohlthuendes gewesen, hier Nichts von allen den Gegenständen zu vermissen, die mir vertraut geworden waren."

„Ich verstehe das vollkommen," entgegnete Sidonie, „und habe schon von vielen unserer Freunde ähnliche Aeußerungen darüber gehört. Auch kann ich mir gar nicht denken, wie ich ohne oder außer dieser Umgebung dauernd leben sollte!"

Sie fuhr bei dieser Bemerkung ruhig fort an einer Stickerei zu arbeiten, die sie zur Hand genommen hatte, aber Erich fühlte sich von ihren Worten betroffen.

„Denkt denn Ihre Mutter daran, diese Wohnung zu verlassen?" fragte er.

„Wie kommen Sie darauf, lieber Erich?"

„Weil Sie es sagen!"

„O, bewahre! diese Wohnung ist ja historisch mit Mama verwachsen!" rief Sidonie. „Mich däucht, nur eine förmliche Weltumwälzung könnte sie aus derselben vertreiben. Denn Sie wissen es ja, Mama und ich sind höchst conservativ!"

„Und bin ich es denn nicht?" fragte Erich. „Sagt Ihnen meine Vorliebe für dieses Zimmer nicht, wie theuer und ehrwürdig das Dauernde mir ist? — Es liegt auch etwas Bannendes, ein wunderbar poetischer Zauber in allem naturwüchsig Gewordenen. So oft ich in einen jener Säle getreten bin, in denen Veränderungslust und Prunksucht alljährig das Neueste und Kostbarste vereinen, in denen Alles, vom Kronleuchter bis zum Teppich, nach dem eben herrschenden Mode-

styl von einem Decorateur zusammengestellt ist, hat mich ein Unbehagen überfallen, wie man es in einem Eisenbahnhofe, in einem Hotel empfindet. Die ganze Leerheit, das Nomadenhafte, Zerfahrene, des jetzigen Lebens traten mir dann vor die Seele. Ich habe mich gewundert, wenn man nicht auch die alten Familienportraits beseitigt hatte, weil sie nicht nach der Mode angezogen waren. Jedesmal habe ich aus solcher Umgebung an dieses Zimmer zurück denken müssen, und mich gefreut, daß hier Alles so unverändert ist, daß hier noch Ihr lockiges Kindergesicht von den Wänden wie damals herab sieht, daß selbst noch das Glasschränkchen mit Ihren Wachspuppen in der Ecke steht!“

Er hatte mit großer Wärme gesprochen, Sidonie ihm mit stiller Freude zugehört. „Und doch soll Ihre Wohnung im neuesten Geschmack eingerichtet sein!“ fuhr sie nun plötzlich heraus.

„Wer sagt Ihnen das?“ fragte er schnell.

„Mein Mädchen, das Ihnen heute die Bücher von Mama zurückgebracht hat!“ antwortete sie, und Beide errötheten vor einander.

Der Gedanke, daß jene Dienerin Regine gesehen, daß sie sowohl von ihr als von der Wohnung dem Fräulein gesprochen haben könne, drängte sich Erich quälend auf. Ein Gefühl zorniger Befangenheit kam über ihn. Er hätte Sidonie um Vergebung bitten, und sie doch tadeln mögen, daß sie den Berichten einer Kammerjungfer ihr Ohr geliehen hatte. Aber das fühlte er immer klarer, ihr Mißfallen war ihm schmerzlich, ihre Zustimmung ein Genuß, um ihrer Einfachheit und Wahrheit willen. Je deutlicher er sich dessen bewußt ward, um so schwerer fiel es ihm auf's Herz, daß Sidonie davon gesprochen, wie hart es ihr sein würde, die ihr theuere Umgebung entbehren zu müssen. Sie konnte das nicht absichtslos gesagt haben. Es mußte sich um eine Bewerbung handeln, der zu folgen sie geneigt war, weil sie ihm mißtraute. Diese Möglichkeit verstimmte ihn.

Er ward zerstreut und schweigsam, und seine Gedrücktheit hatte sich auch Sidonien mitgetheilt, als bald darauf die Mutter mit ihrem Bruder, einem pensionirten Generale, aus einer Vorlesung nach Hause kam.

Weder die Mittheilungen der Einen, noch die unwandelbare Heiterkeit und Derbheit des Andern, zogen Erich von seinem Grübeln ab. Er konnte die Vorstellung von der wahrscheinlichen Verheirathung Sidoniens nicht los werden, die Empfindung nicht unterdrücken, daß er in diesem Mädchen eine ihm zusagende Lebensgefährtin durch seine eigene Schuld verlieren werde. Vergebens zwang er sich zur Unterhaltung, er war und blieb auffallend zerstreut, so daß Sidonie ihn endlich fragte, woran er denke?

„An die grillenhaften Wege unseres Lebens, auf denen wir uns von dem Guten entfernen, welches das Schicksal uns bestimmt zu haben scheint!“

Das Fräulein sah ihn betroffen an. „Wie kommen Sie darauf? Davon war ja nicht die Rede!“ meinte sie.

„O!“ rief Erich, „rechten Sie nicht mit mir, schelten Sie mich nicht zerstreut. Wüßten Sie, was mich beschäftigt, Sie würden Nachsicht mit mir haben.“

„Nachsicht?“ wiederholte sie theilnehmend und gleichsam Erklärung fordernd.

Er antwortete nicht darauf. „Die Frauen sind beneidenswerth," rief er, „weil ihr beschränkteres Loos sie meist vor Irrthum und Conflicten behütet."

Aber dieser unwillkürliche Ausruf hatte mehr verrathen, als er selbst gewollt. Indessen er bereuete es nicht, obschon er sich des Vortheils, den er dadurch über Sidonie gewonnen hatte, in diesem Augenblicke nicht bewußt war.

Sidonie jedoch fühlte sich plötzlich in einem ganz veränderten Verhältnisse zu dem Freunde ihrer Mutter, zu dem Gefährten ihres täglichen Lebens. Sie war seine Vertraute geworden, er hatte ihr sein Geheimniß enthüllt, sein Leid verrathen, ihre Theilnahme begehrt. Wortlos reichte sie ihm die Hand, er hielt sie in der seinen und ließ sie dann mit schnellem Drucke los. Als er sie anblickte, schien es ihm, als füllten sich ihre Augen mit Thränen, indeß sie wendete sich schnell von ihm ab, und vermied ihn den Rest des Abends mit einer ihr ganz fremden Scheu. Das vermehrte seine Befangenheit. Auch Sidonie ward einsilbig und schweigsam, und früher als es

sonst geschah, brachen Erich und der General an diesem Abend auf.

Als sich die beiden Männer auf der Straße befanden, nahm der General den Arm seines jungen Begleiters, stützte sich vertraulich auf ihn und sagte: „Was haben Sie denn heute mit dem Mädchen gehabt? Sie scheinen ja Beide ganz aus dem Häusel."

„Ich trug allein die Schuld davon!" antwortete Jener. „Ich war verstimmt zu Frau von Werdeck gekommen, und selbst Sidoniens immer gleiche Liebenswürdigkeit vermochte den Dämon nicht zu bannen, der mich plagte!"

„Dämon!" wiederholte der General, und fügte dann lachend hinzu: „die Welt ist jetzt so gebildet geworden, daß sie sich eine ganz neue Sprache erfunden hat. Ich sehe aber nicht, daß sie wesentlich dadurch gewinnt!"

„Was meinen Sie damit?" fragte Erich befremdet.

„Ich meine — — denn einmal muß es doch grade heraus gesagt werden, und wer soll es Ihnen sagen, wenn nicht ein alter Freund Ihres

Vaters, der Sie von Kindesbeinen an gekannt hat — ich meine, Sie müssen machen, daß Sie aus der Affaire heraus kommen!"

Erich fuhr zusammen. „Herr General!" rief er, „was berechtigt Sie — —"

Der General ließ ihn nicht zu Worte kommen. Er drückte Erich's Arm an sich und sagte: „Nur keine Uebereilung, Erich! Ich meine es gut mit Ihnen, und es ist ja auch die einfachste Geschichte von der Welt. Wer hat denn nicht ein Mal einen ähnlichen Handel gehabt? In meiner Jugend beim Regiment Gensd'armes sind andere Dinge vorgegangen! Wer alt werden will, mein lieber Junge! der muß jung, und um klug zu werden, muß man ein Thor gewesen sein!"

So bestürzt und verletzt Erich sich bei den ersten Worten des Generals gefühlt hatte, that es ihm im Grunde dennoch wohl, das Eis gebrochen und endlich einmal eine Unterredung über dies Verhältniß angeknüpft zu sehen. Und wie ein zaghafter Schwimmer zuletzt aus Scheu vor dem ersten Schritte sich mit zugedrückten Augen kopfüber in das Wasser stürzt, so fragte Erich:

„Glauben Sie, daß Ihre Nichte um dieses Verhältniß weiß?"

„Sidonie ist ein und zwanzig Jahre und ein Frauenzimmer, lieber Erich!" antwortete der General, „und Sie haben nicht hinter dem Berge gehalten mit Ihrer Liaison. Das Mädchen war nicht unsichtbar an Ihrer Seite, weder im Theater, noch im Wagen!"

„Ich brauchte meine Freiheit!" sagte Erich, plötzlich wieder gegen den Tadel auffahrend.

„Dazu hatten Sie ein Recht, ein volles Recht, lieber Freund! Aber so ist die Jugend jetzt, so ist die Zeit!" rief der General. „Das kommt von Euren verdammten Ideen. Da schwatzt Ihr darauf los von Emancipation, von freier Liebe, bis Euch einmal ein hübsches Gesicht in den Weg läuft, und Ihr statt solchen Handel abzumachen, wie es sich gebührt, gefühlvoll an die große Glocke schlagt und die Sache au grand serieux nehmt. Zu meiner Zeit fand man ein schönes Weib auch schön, aber man machte sich keinen langen Roman und kein heroisches Bewußtsein daraus!"

„Wer thut das?“ fragte Erich.

„Ihr Alle, und Sie vor Allen!“ meinte der General. „Was ist's im Grunde für ein Heroismus, ein Mädchen zu unterhalten? Dazu braucht man die neuen Lehren nicht, das konnten wir auch, und wir wußten ein Ende zu machen, wenn's Zeit dazu war. Das ist oft die größte Tugend.“

„Eine Tugend?“ wiederholte Erich. „Nennen Sie es eine Kunst — oder auch eine Herzenshärte, die mir fehlt!“

„Was da Herzenshärte! Man muß die Sache nur recht anfangen! Wenn man einen Vogel einmal doch nicht dauernd behalten kann, muß man ihn fliegen lassen in der Sommerzeit. Was soll aus solchem Mädchen werden? — Jetzt ist sie noch hübsch und jung, statten Sie sie aus, sehen Sie, daß sie einen honetten Mann bekommt, dann sind Sie quitt vor Gott und vor der Welt, und dann nehmen Sie sich eine Frau. Es wäre Ihrem Vater wohl zu gönnen, daß Sie wenigstens endlich eine vernünftige Heirath machten, nach den Fatalitäten mit Ihrem Bruder und mit Ihrer Schwester!“

Erich war in allen seinen Empfindungen verwundet, und fühlte sich doch waffenlos gegen den Angriff. Daß man die Familienverhältnisse seines Vaterhauses beklagenswerth, daß man sie einer ehrenhaften Neuerung bedürftig fand, ergriff und schmerzte ihn tief. Es überlief ihn kalt bei dem Gedanken, daß ein Mann zu ihm in solcher Weise von Regine sprechen, daß Jemand sie sich als den Besitz, als das Weib eines Andern denken, ihm zumuthen könne, Regine dem ersten Besten in die Arme zu werfen, der niedrig genug dächte, für Geld ihre Schande mit seinem Namen zu bedecken. Seine Eifersucht, sein Ehrgefühl flammten auf, seine Liebe entzündete sich daran.

„Wir verstehen einander nicht, Herr General!“ sagte er stolz und kalt. „Ich will gern glauben, daß man solche Verhältnisse beim Regiment Gensd'armen sehr leicht abzubrechen wußte, ich aber werde ein Mädchen, das ich liebe, nicht auf entehrende Weise von mir stoßen.“

„Sie lieben-sie!“ rief der Baron nicht ohne Spott, „ja dann ist's etwas Anders! Wer verlangt das auch, wenn Sie sie lieben? — Nur,“

fügte er nach einer kleinen Pause plötzlich in ganz verändertem Tone hinzu, „nur geben Sie dann das liebe, treffliche Kind, die Sidonie, auf. Meine Schwester hat es nicht um Sie verdient, Heidenbruck, daß Sie ihr das Lebensglück der einzigen Tochter untergraben. — Das wollte ich Ihnen zu bedenken geben, Heidenbruck! und nun gute Nacht! Gute Nacht! Hier sind wir ja nahe an Ihrer Wohnung!" damit reichte er ihm die Hand und trennte sich von Erich, der vor der Gerechtigkeit des Tadels sich verstummen fühlte.

„Sidonie unglücklich! unglücklich gemacht durch mich!" wiederholte er gedankenvoll. „Also liebt sie mich, also wünscht die Mutter unsere Ehe! und wie würde mein Vater grade dieser Heirath sich erfreuen?"

Er dachte sich Sidonie zum ersten Male als sein Weib, als seine Hausfrau. Der ganze Zauber des eigenen Familienlebens tauchte vor ihm auf. Er mußte sich vorstellen, wie edel ihre Gestalt, wie würdevoll ihr Wesen, wie sie recht eigentlich geschaffen sei, die Ruhe, den Frieden eines Hauses zu begründen, und voll von diesen Bildern langte er in seiner Wohnung an.

Da saß Regine! — Sie fuhr zusammen, als er eintrat, und erbleichte.

„Was ist geschehen?“ rief sie und sprang erschrocken auf.

„Geschehen?“ wiederholte er, „wie kommst Du zu der Frage?“

„Du kommst so früh!“ sagte sie noch immer angstvoll.

Erich schauerte zusammen, ein unaussprechliches Mitleid erfaßte ihn. Kein Vorwurf, keine Klage aus Reginens Munde hatten ihn je so tief bewegt. Er hatte an seine Zukunft, an Sidoniens Glück gedacht; aber sie auch, Regine auch, hatte eine Zukunft von ihm zu fordern.

Er hatte ihre Hände gefaßt und stand sprachlos vor ihr. Die Schönheit und die Wahrheit ihres Wesens ergriffen ihn mit ihrer alten Kraft. Dies Weib, das ihn geliebt, an ihn geglaubt, auf ihn gehofft seit den Tagen der Kindheit, dessen bürgerliche Ehrlosigkeit er, er allein verschuldet, das Niemand hatte auf der weiten Welt als ihn allein, das Weib sollte er verstoßen?

„Nimmermehr!“ rief er aus, und zog sie mit

Leidenschaft in seine Arme, aber Regine wehrte ihn mit sanfter Bewegung von sich ab.

„Regine!“ fragte er, „was bedeutet das?“

„Laß mich, laß mich! ich flehe Dich darum,“ antwortete sie ihm mit einem Ausdruck der Angst und Trauer, den er sich nicht zu deuten wußte. „Laß mich, Erich!“

„Und das grade jetzt, in dieser Stunde?“ rief er, „jetzt, da ich meine Zukunft von mir schleuderte, um — —“

„Sprich nicht! um Gottes Willen sprich nicht weiter!“ fiel sie ihm heftig in das Wort. „Du würdest es bereuen, wie Du die Vergangenheit bereust! — Und ich bin elend genug, auch ohne diese Schmach!“

Erich erstarrte vor ihren Worten, mehr noch vor dem düstern Ausdruck ihrer Stimme, ihrer Züge. Mächtig und traurig wie sie vor ihm stand, schien sie ihm fremd geworden, und doch liebte er sie in diesem Augenblicke wahrhaft. Die Verachtung, mit welcher der General von ihr gesprochen, hatte sie ihm heilig werden lassen. Er hätte sie beschützen, sie behüten mögen, aber es

war ihm, als habe er die Macht dazu verloren, als bedürfte sie seines Schutzes jetzt nicht mehr.

„Sind wir denn nicht dieselben?“ fragte er beklommen. „Was ist geschehen Regina! seit ich von Dir ging? was hält Dich befangen?“

Da hob sie ihre Arme mit langsamer Bewegung empor, preßte ihre Hände gegen die Stirne, und sagte tonlos: „Die Selbstverachtung, die Du mir heute aufgeladen!“

„Gott im Himmel!“ rief er und riß sie an sein Herz.

„Laß mich,“ wiederholte sie, „auch Dir bin ich ja ehrlos!“

Wie gelähmt sanken seine Arme herab, und Regine verließ das Zimmer.

Fünfzehntes Kapitel.

Georg's letzte Tage im Vaterhause waren die schönsten gewesen, welche er und der Baron mit einander verlebten. Der Gedanke, sich nun für lange von dem Vater zu trennen, hatte Georg mit den Stunden und Minuten geizen lassen, die er noch in seiner Nähe zu verweilen hatte; das Bewußtsein, jetzt frei und selbstständig zu werden, hatte ihm die Unterordnung leicht, ja süß gemacht. Wie ein Knabe war der Mann dem Vater überall gefolgt, jeder Dienst, den er ihm erzeigen konnte, war ihm mehr noch als je zu einer Lust geworden, und mochte der Baron innerlich den Lebensweg noch immer einen unangemessenen schelten, den

der Lieutenant zu gehen beschlossen hatte, er konnte es sich länger nicht verbergen, daß Georg für die Disciplin des Soldatendienstes nicht geschaffen gewesen sei.

Die Vorsorge, mit welcher er selbst dem Sohne Empfehlungen an die ersten Handelshäuser der Städte zu verschaffen beflissen war, in denen er auf seiner Reise längere Zeit verweilen sollte, die Schonung, mit der er jetzt, da der Entschluß gefaßt, sich jedes Tadels, jedes Bedauerns über denselben enthielt, erregten Georg's Dankbarkeit. In einer Stunde vertraulicher Unterhaltung hatte er mit Rührung dem Vater bekannt, welch ein Kummer es ihm von seiner Kindheit an gewesen sei, seine Zufriedenheit nicht erlangen zu können, seine Liebe nicht verstanden, seine Naturanlagen nicht von dem Vater beachtet zu sehen. Beide Männer hatten ein Gefühl der Verschuldung gegen einander gehabt, Beide den Wunsch gehegt zu vergüten, und wie die Sonne im Herbste ihr Licht oft am erquickendsten über die Erde breitet, so hell und warm verschönte dies späte Verstehen mit seiner Liebe das letzte Beisammensein der Beiden.

Am Abende vor der Abreise befanden sich Auguste und Georg noch allein in dem Zimmer. Mit beobachtendem Auge sah der Letztere sich lange in den Räumen um, seine Blicke hafteten an den einzelnen Gegenständen, und schienen bei jedem derselben lange zu verweilen.

Auguste bemerkte es. „Was denkst Du? oder was suchst Du?“ fragte sie ihn.

„Was ich suche? was ich denke? Ich denke mir den morgenden Tag und suche mich in diesen Räumen!“

„Morgen? morgen wirst Du ja fort sein!“ antwortete sie seufzend.

„Eben darum! Ich kann mir nicht vorstellen, wie es morgen hier sein wird ohne mich. Unser ganzes Wesen ist so auf unser Dasein in der Gegenwart gestellt, daß wir uns kaum eine Zukunft ohne dasselbe zu denken vermögen — und ich war doch Jahre lang von hier entfernt.“ — Er schwieg eine Weile, dann sagte er: „Damals lebte aber die Mutter noch, Helene, Erich, Richard waren im Hause. Und nach ihrer Hochzeit gehen Cornelie und Plessen nun auch davon!“

„Es wird sehr einsam werden, wenn Du fort bist!“ klagte Auguste.

„Sehr einsam!“ wiederholte er. „Ich darf es mir nicht denken, wenn ich auf den Vater blicke. Hätte ich bleiben können, wie gern wäre ich geblieben!“ sagte er im Bewußtsein dessen, was er jetzt dem Vater sein könnte.

Aber Auguste, stets eben so bereit sich selbst zu trösten, als Georg zu rechtfertigen, wenn ihr Verstand sich über seine Kälte nicht zu täuschen vermochte, bezog die Worte nur auf sich und auf den Schmerz des Vetters, sich von ihr zu trennen. Sie war gewaltthätig wie alle Frauen, die ihre Liebe als ein Recht empfinden, welches dem geliebten Gegenstande Pflichten auferlegt, und die sich niemals fragen, ob er ihr Recht und seine Pflichten anerkenne? Sie hatte es Georg als männliche Festigkeit, als Schonung gegen sie gedeutet, daß er seiner Reise, ihrer Trennung niemals gegen sie gedachte, und geschwiegen so wie er. Jetzt aber, da er klagte, schwoll ihr Herz hoch auf vor Freude und vor Leid, und mit plötzlicher Bewegung rief sie: „Ob ich das weiß, Georg? ob ich

die Schmerzen dieses Tages mit Dir theile? Aber sei unbesorgt, so wie wir heute scheiden, finden wir uns wieder!"

Sie hielt ihm die Hand hin, er schlug ein. „Ja!" sagte er, „Du wirst hier bleiben! ich zähle fest auf Dich!"

„Bei Gott! das kannst Du auch! Sei Du nur treu!" rief Auguste und trocknete die Augen.

Die Worte beschwerten sein Gewissen. Er hatte sich seit Monaten in ernster Ferne von ihr gehalten, und jene Liebeständeleien streng vermieden, die sich erlaubt zu haben, er bereute. Er hatte gehofft, Auguste solle vergessen, sich zurechtgefunden haben. Jetzt ward er seines Irrthums, seines Unrechts inne. Er sah, daß Auguste, die nahe an ihn herantrat und ihre Hand ihm auf die Schulter legte, seine Umarmung erwartete, aber er wollte keine Liebe heucheln, die er nicht empfand.

„Liebe Auguste," sagte er bewegt, „Du hast mir Vieles zu verzeihen, ich fühle mich schuldig gegen Dich. Vergieb mir und vergiß — — —"

Sie ließ ihn aber nicht zu Ende sprechen.

„O!“ rief sie, „wie kannst Du mir so reden? Was hätte ich Dir zu vergeben, wie sollte ich Dich, Dich, Georg! vergessen? Und wenn lange Jahre und ferne Welten sich zwischen uns legen, ich bleibe Dein. Ich bin sehr treu.“

Er stand ihr verlegen gegenüber, denn er hatte nicht den Muth, sie grade in dieser Stunde zu enttäuschen, und wußte doch nicht, was beginnen? Da trat der Diener ein, die Geräthe fortzunehmen, die Lampen auszulöschen. Als er die Beiden noch im Zimmer sah, wollte er sich entfernen, aber Georg zog die Uhr heraus.

„Es ist wohl Zeit!“ sagte er. Auguste überlief es kalt dabei. Er sah es, es that ihm weh, und er schämte sich vor sich selber.

„Es ist zwölf Uhr, Herr Lieutenant!“ sagte der Diener, „und die Post fährt früh um sechs!“

„So will ich gehen!“ rief Georg, „Du wirst auch müde sein, Auguste!“

„Ja!“ antwortete sie, verschloß den Thee, den Zucker in dem Schränkchen, und räumte verschiedene Bücher und Kleinigkeiten zusammen, die noch zerstreut im Zimmer lagen. Es war eine

peinliche Scene, sie schnürte ihm die Kehle zu, und einem unwiderstehlichen Zuge folgend, trat er zu Augusten hin, faßte sie um, küßte sie und sagte ihr: „Schlaf wohl, schlaf wohl! Du bist tausendmal besser als ich!"

Und von allen ihrem Bangen schnell geheilt, zu neuen Hoffnungen ermuthigt, schlief sie unter süßen Thränen ein, während Georg von Vorwürfen gemartert, vergebens den Schlummer und mit ihm Vergessenheit erwartete.

Sechzehntes Kapitel.

Friedrich hatte versprochen den Scheidenden bis zu der ersten Station zu begleiten, bis zu welcher der Wagen seines Vaters ihn bringen sollte. In der schönsten Sommerfrühe brachen sie auf. Die Sonne funkelte ihnen entgegen, als sie das Thor verließen und in's Freie blickten, aber ihre Herzen waren beklommen und sie sprachen wenig. Wie sie dann die kleine Schenke erreichten, in der sie sich zuerst gesehen hatten, erinnerte Georg den Freund an ihr damaliges Begegnen.

„Ich habe mich selbst schon daran mit einer eigenthümlichen Empfindung erinnert;“ antwortete ihm Friedrich. „Es war einer der bittersten Tage

meines Lebens! Die Zeit ist vorüber gegangen, der wilde Schmerz, welcher mich damals bewegte, hat sich in Trauer aufgelöst. Ich bin ruhig geworden, indeß eine rechte Freude habe ich nie wieder gekannt."

Georg sprach ihm seine Verwunderung darüber aus, und fragte dann plötzlich: „Sage mir offen, liebst Du Helene denn noch immer, obschon sie Dir seit so langen Jahren verloren ist?"

Friedrich schwieg eine Weile, dann sprach er: „Ja! ich liebe sie noch! — Das mag Dir sonderbar scheinen, und doch ist es so. Ich müßte ja ein Thor sein, hegte ich noch Wünsche und Hoffnungen in Bezug auf sie! das ist Alles längst begraben, aber — —"

„Aber?" fragte der Andere.

„Sie ist für mich so unvergleichlich, sie steht so einzig in meiner Erinnerung da, daß ich, so oft ich an Liebe, an Ehe denke, immer an Helene denken muß, und daß kein anderes Weib mir jemals einen lebhaften Eindruck zu machen vermocht hat!"

„Und Du hast also nicht vor, Dich einmal zu verheirathen?“

Friedrich sah ernsthaft vor sich hin. „Daran habe ich sogar oft gedacht und besonders seit in mir der Plan feststeht, auf's Land zu gehen. Indeß ich müßte mir wirklich eine Frau suchen, wie man eine Magd auswählt. Von allen Mädchen, die ich kenne, zieht mich keines an. Sie sind eben Alle nicht Helene!“

In diesem Augenblicke hatten sie einen Zug junger Handwerksgesellen überholt, die singend einem Fortwandernden das Geleite gaben.

Es war ein kräftiger schlanker Gesell, und so munter er auch in das Wanderlied mit einstimmte, so konnte man ihm doch an den Augen ansehen, daß er geweint hatte.

„Werft Euren Ranzen in den Wagen!“ rief Georg ihm zu, nachdem er dem Kutscher zu halten befohlen; „bis zur nächsten Station kann ich ihn mit mir nehmen!“

Solches Vorschlages ungewohnt, stutzten die Gesellen, und der Wanderer schien nicht zu wissen, was er aus der Sache machen sollte. Georg merkte das.

„Das Herz kann ich Euch nicht leicht machen," rief er, „aber den Rücken frei für eine Stunde! Ich habe heut' früh auch Abschied genommen und weiß, wie's thut! Also wollt Ihr oder wollt Ihr nicht?"

Die Gesellen sahen sich unter einander an und lachten. Das Behaben des jungen Mannes gefiel ihnen sichtlich, dennoch zögerte der Angeredete und sagte endlich: „Schönen Dank, Herr! ich kann's wohl selber tragen! aber schönen Dank!" Dann trat er zurück, die Genossen umringten ihn wieder, Georg rief ärgerlich: „Fahr zu!" und die Gesellen sangen hinter ihnen her ihr fröhliches:

„Es und es und es,
Es ist ein harter Schluß!
Daß und daß und daß,
Ich aus dem Städtchen muß!
Was Liebliches kaum hatt' ich dort
Mir angeschafft, da mußt' ich fort
Und muß den Schatz verlieren,
Marschiren!"

Georg war verstimmt, sein Freund merkte es und lächelte.

„Weshalb lachst Du?“

„Weil Du Dir ein Reisekostüm zurecht machst!“

„Was heißt das?“

„Du fühlst Dich von den Banden, die Dich bisher drückten, plötzlich befreit, bist nun ganz sicher, nicht mehr von irgend einem Commando zu leiden, und setzest Dich gleich bei Deinem ersten Schritte in die neue Welt als Verkünder der Brüderlichkeit und Gleichheit zurecht, und zwar ganz als Cavalier!“

„Von Dir begreife ich diesen Spott nicht, Friedrich!“

„Und doch müßte er Dir grade von mir, da Du mein äußeres und mein inneres Leben kennst, sehr erklärlich scheinen. Weshalb soll man sich von dem ersten Besten beglücken lassen, wenn man es nicht nöthig hat?“

„Gestehe wenigstens, daß die arbeitenden Stände mißtrauisch sind!“

„Das hat mir Erich auch einmal gesagt, als ich mich weigerte von den Deinen für meinen kranken Vater Unterstützung anzunehmen; aber Ihr seid in einem vollkommenen Irrthum. Der

Handwerker, den sein Ränzel drückt, wird es nicht ablehnen, wenn ein Anderer, der neben ihm hergeht, ihn fragt: „Kann ich helfen?“ Kein Armer weigert sich von seinem armen Nachbar Beistand zu empfangen, denn unter ihnen herrscht die Gegenseitigkeit, die, ohne gleich den Dank abtragen zu wollen, sicher ist, früher oder später den geleisteten Dienst vergelten zu können. Ihr aber behandelt, wenn Ihr gut gelaunt seid und großmüthige Anwandlungen habt, den Arbeitenden als einen Bettler, der froh sein muß, die Gabe Eurer Willkür zu empfangen, und so beleidigt Ihr, statt wohlzuthun!“

Georg fühlte, daß der Freund Recht habe. „Das ist die verdammte aristokratische Erziehung,“ sagte er ärgerlich, „von der sich unser eins, von der sich selbst ein Mirabeau nicht los zu machen wußte! Es ist das alte: „Mirabeau, deputé, Marchand de draps et puis Marquis!“ das man ihm als ein Zeichen der Freisinnigkeit ausgelegt hat und das mir immer als eine seiner aristokratischsten Aeußerungen erschienen ist. Un-

sere Erziehung ist unser Unglück, aber ich werde und muß sie besiegen lernen! Du hast Recht!"

„Du hast es auch leichter in unserer Zeit, als man es damals hatte, und glaube mir, Du wirst in Dir viel an richtiger Werthschätzung der Menschen gewinnen, wenn Du nur erst in Deinen äußeren Gewohnheiten, in Deiner Sprache und in Deinem Verkehr mit ihnen die üble Gewohnheit ablegst, die Standesunterschiede zu bezeichnen."

„Thue ich das jemals?" fragte Georg.

„Durchgehend thust Du es, thun es die Meisten unter uns. Wer giebt Dir das Recht, einen Arbeiter mit „Ihr" oder „Du" anzusprechen, da er Dich „Sie" nennen muß? Wie kommst Du dazu, ihm die Anrede „mein Herr" zu versagen, die Du Jedem gewährst, der einen Frack und keine Jacke trägt? Und würdest Du schließlich einem vorübergehenden Studenten oder einem fremden Manne in unserer Kleidung dasselbe Anerbieten wie diesem Gesellen zu machen gewagt haben? Würde nicht Jeder von uns Deinen Vorschlag, in jener Weise gethan, eben so zurückgewiesen haben?"

Georg räumte das ein, und Friedrich fügte hinzu: „Verlaß Dich darauf, wärst Du dem Gesellen zu Fuße begegnet, hättest Du mit ihm, als mit Deines Gleichen eine Unterhaltung angeknüpft und ihm dann gelegentlich angeboten, sein Ränzel ein Ende zu tragen — oder wärst Du allein im Wagen gewesen und hättest ihm gesagt: „Steigen Sie ein, Zwei zusammen sind besser daran, als Einer allein!“ er würde das Alles dankbar angenommen und schnell und herzlich Zutrauen zu Dir gefaßt haben!“

Der junge Baron gab dem Sprechenden die Hand. „Du bist Deines Vaters Sohn,“ sagte er, „und wohl Dir, daß Du's bleiben darfst in seinem Sinne. Ich muß aufhören der Sohn meines Vaters zu sein, soll's Etwas werden mit mir!“

„England und vor allem Amerika werden Dir dazu verhelfen!“ meinte Friedrich, und sie saßen dann schweigend bei einander, bis Georg nach einer Weile anhob: „Du sagst, Du wollest auf's Land! Denkst Du die Universitätscarriere also aufzugeben?“

„Ja, und zwar sobald als möglich! Ich fange an mich mehr und mehr nach einer freien praktischen Wirksamkeit zu sehnen. Die Erfahrungen der letzten Zeit haben mich belehrt, wohin man mit der geistigen Unterordnung unter eine Autorität in religiösen Dingen gelangen, wohin es mit jenem egoistischen Streben nach einseitiger Selbstvollendung kommen kann. Auf der andern Seite ist meine einzige, praktische Thätigkeit als Hülfslehrer in der Schule gänzlich unfrei. Ich bin sclavisch an einen Lehrplan gebunden, der mir, namentlich in Bezug auf den Religionsunterricht, falsch erscheint. Welche Bedeutung haben für zehn- bis vierzehnjährige Kinder die mosaischen Gebote oder die Dogmen und Mysterien des Christenthums? Und eine moralische Einwirkung auf die Knaben habe ich in meiner Stellung nicht!“

„Aber Deine Collegia, Dein Dociren machten Dir doch Freude! Du hofftest viel davon!“

„Sie machten mir Freude, ich hoffte viel davon! das ist wahr, allein — mir fehlt der Glaube!“

„Der Glaube?“ wiederholte Georg.

„Der Glaube an die Unfehlbarkeit meines Wissens,“ berichtete der junge Docent. „Mit aller meiner Arbeit, mit der Redlichkeit meines Forschens komme ich nur immer mehr dahin, mich unfertig zu fühlen. Zweifelnd und im Kampfe mit mir selbst, ist es mir aber unerträglich, mich als unfehlbare Weisheit hinzustellen und Orakel zu verkünden, wo ich selbst mich nur von Räthseln, von unvereinbaren Widersprüchen befangen finde, und tausendmal habe ich den Wunsch des Faust in mir wiederholt: „daß ich nicht mehr mit saurem Schweiß zu sagen brauche, was ich nicht weiß!“

„So lehre Deine Zweifel!“ fiel ihm Georg in's Wort, „sie sind ja fruchtbar!“

„Hätte ich sie überwunden, wäre ich durch sie zur Klarheit gelangt, ich würde eine Lebenserfüllung darin finden, Anderen den gleichen Weg zu zeigen. Der in der Irre Suchende darf sich aber nicht zum Führer aufwerfen, ohne gewissenlos zu handeln,“ wendete Friedrich ein.

„Und was wird sich in diesem Deinem Empfinden auf dem Lande, was als Prediger än-

dern, wo Du ja auch als Lehrer aufzutreten hast?“

„Ich werde jedenfalls die Möglichkeit finden, Etwas zu nützen, auf die Moral und auf das Wohlbefinden der Pfarrkinder einzuwirken, wenn ich auch an mir noch zu arbeiten habe, um zur Ruhe zu gelangen.“

„Warum sprachst Du aber nie mit mir davon?“

„Ich mußte erst mit mir selbst zu einem Abschluß kommen. Mein Ehrgeiz, die Lust mir einen Namen zu machen, Ansehen zu gewinnen, die Welt zu sehen, waren sehr mächtig in mir. Ich hatte sie zu bekämpfen, um zur Entsagung zu gelangen. — Jetzt ist das geschehen!“

„Was soll das heißen?“ fragte Georg.

„Daß ich gelernt habe, mich zu bescheiden und nur nach einer nützlichen Wirksamkeit zu streben. Meine Welt, ich fühle es immer deutlicher, wird eng sein, wie die Verhältnisse, in denen ich erwuchs. Es hat mich gefördert, daß ich nach Höherem, Größerem strebte, gefördert durch schmerzliche Erfahrungen. Jetzt, da ich diesen Lebenserwerb in die

mir zugewiesene Enge tragen werde, bin ich ruhig geworden und mit meiner Zukunft ausgesöhnt."

Er sprach das sehr bestimmt, aber der Ton seiner Stimme und der Ausdruck seiner Züge waren traurig.

Sie hatten während dieser Unterhaltung die Station erreicht, und stiegen nun aus, die Schnellpost zu erwarten. Erst jetzt schien Beiden der Gedanke der bevorstehenden Trennung zu kommen, obschon ihre ganze Unterredung auf dem Wege unwillkürlich eine Vorbereitung dafür, ein letztes Aussprechen gewesen war. Beide schienen erst heute, erst in dieser Stunde zu empfinden, wie nahe sie sich standen, wie theuer sie einander waren. Schweigend gingen sie vor dem Posthause auf und nieder, den Blick immer nach der Seite zurückwendend von der die Post ankommen mußte. Endlich, als sie aus weiter Ferne ein Horn erklingen hörten, sagte Georg gepreßt: „Ich habe noch Etwas auf dem Herzen, was mich drückt und wobei Du mir helfen sollst. — Ich habe —" er unterbrach sich, suchte nach Worten und sprach dann schnell: „Auguste wird trostlos sein über meine

Abreise — und sie ist sehr einsam. Kümmere Dich um sie! und sage ihr, wenn Du zurückkommst, daß ich Dich darum gebeten habe."

„Verlaß Dich darauf, Georg!"

„Und sage ihr auch, daß ich sie für eins der besten, selbstlosesten Geschöpfe halte, die die Erde trägt. — — Sobald ich in Ruhe bin, schreibe ich Dir Alles. Stehe mir bei! Du allein kannst es. Sie hat Vertrauen zu Dir!"

Friedrich konnte sich in diese Aeußerung nicht finden, da er stets an eine heimliche Verlobung zwischen Auguste und Georg geglaubt, indeß er hatte in diesem Augenblicke keine Zeit zu fragen. Das Posthorn schmetterte näher und näher, die Pferde wurden herausgeführt, um angeschirrt zu werden. Der alte Kutscher des Barons, der die Freunde bis hieher gefahren hatte, brachte den Mantel und den Handsack seines jungen Herrn herbei. Die Post hielt. Ein Bekannter, der sich in derselben befand, bog sich heraus, Georg seine Freude darüber auszudrücken, daß sie die Reise bis zur Hauptstadt gemeinsam machen würden, und die letzten Minuten schwanden schnell und wirr dahin.

*

Friedrich sah es, wie Georg sich in den Mantel hüllte. Er hörte, wie er mit dem Conducteur vom Wetter und von der Morgenkühle sprach, wie er auf die Frage, wohin er reise? „nach England!“ antwortete, — aber es kam ihm das Alles traumhaft vor. Es that ihm weh und ließ ihn doch kalt, er wußte sich's nicht zu erklären.

Da rief der Conducteur: „Einsteigen, meine Herren!“

Friedrich fuhr zusammen. Georg fiel ihm um den Hals. „Ich liebe Dich sehr, Friedrich!“ sagte er leise.

Sie umarmten sich noch einmal, dann stieg er ein. Der Schlag ward zugeworfen, der Postillon schwang die Peitsche, die Pferde zogen an, der Wagen setzte sich in Bewegung, und ein Paar Minuten darauf war er den Augen des Zurückbleibenden entschwunden.

„Wie lange werde ich das treue Gesicht nicht wieder sehen!“ sagte Friedrich im Selbstgespräch und wendete sich zurück. Da stand der alte Kutscher und trocknete sich kopfschüttelnd die Augen, als wolle ihm die Abreise seines jungen Herrn nicht in den Sinn.

„Daß so'n schöner Offizier, daß unser junger Herr nun partout Kaufmann werden muß!“ brummte er vor sich hin. Friedrich beachtete es nicht, und ging auf und nieder, sich zu sammeln.

Die Stallknechte führten die müden Pferde fort, und fegten den Platz. Die Kellnerin trug die Gläser, aus denen ein Paar der Passagiere getrunken hatten, in das Haus. Diese ruhige gleichgültige Thätigkeit hatte für Friedrich etwas Trauriges. Er wünschte den Ort zu verlassen, und da der Kutscher um eine halbe Stunde Rast für seine Thiere bat, machte sich der junge Mann zu Fuße auf den Weg, mit der Weisung, daß der Wagen ihm folgen solle.

Er mochte eine Viertelstunde gegangen sein, als er der Gesellen ansichtig wurde, deren Gesang er schon früher gehört hatte.

Die Betrübniß des Scheidenden war vorüber. Er sah heiter und wohlgemuth aus, und seine Augen schauten hell vorwärts in die Weite. Als er Friedrich erkannte, grüßte er denselben. „Glück auf den Weg!“ rief dieser ihm erwiedernd zu.

„Und heile Füße, daß er's einholen kann!“

entgegnete einer der Begleiter, „das Glück ist verflucht flink!“ Alle lachten, und während sie rüstig fortschritten, sangen sie aus voller Kehle:

Welche Lust, aus enger Stadt
In die weite Welt hinaus marschiren!
Und zumal wer Nichts daheime hat,
Kann gewinnen Viel und Nichts verlieren.
Darum, Bruder mein,
Laß uns lustig sein!
Frisch hinaus, da draußen liegt das Glück,
Thor ist, wer zu Hause bleibt zurück!
Auf die Wanderschaft laßt uns marschiren,
Unser Glück,
Unser Glücke draußen zu probiren!

Die Melodie des Liedes war so froh und zuversichtlich keck als der Inhalt des Textes, und noch aus der Ferne hörte Friedrich bei dem Schluß der zweiten Strophe, deren Worte er nicht mehr verstehen konnte, das schallende jubelnde: „Unser Glück, unser Glücke draußen zu probiren!“

Der Ton klang so verlockend, der Morgen war so schön, die Welt so funkelnd im Sonnenlichte. Es zog ihn wie mit Gewalt hinaus, er

hatte ordentlich Scheu vor der Heimkehr in die Stadt.

Alle wanderten sie fort, Alle wollten sie ihr Glück probiren, sich unbekannten Verhältnissen, dem Zufall anvertrauen, Abenteuer suchen. Er allein blieb zurück und hatte kein Abenteuer zu erwarten.

Georg und der Handwerksgeselle waren nun Beide fort, es kam ihm vor, als sei ihm auch durch das Scheiden des Letztern ein Leid geschehen. Er mußte an die erste Scene des Zauberringes denken. Es hatte ihn als Knaben immer so gerührt, wenn die Ritter singend von dannen zogen, die Zelte abgebrochen wurden, die Fackeln erloschen, und der junge Herr Ott von Trautwangen allein zurückblieb in der Dunkelheit auf der feuchten nächtigen Wiese, traurig und sehnsüchtig der verschwundenen Herrlichkeit nachschauend. Grade so war ihm zu Muthe. Er erschrak, als er den Wagen kommen sah, als ob ihn derselbe in einen Kerker führen sollte. Er hatte sich seit langer Zeit nicht so muthlos gefühlt und die Entsagung, zu der er sich zu gewöhnen strebte, war ihm lange nicht so schwer

geworden, als eben jetzt. Als er in die Stadt zurückkam, dünkte sie ihm trotz des hellsten Sonnenlichtes düster. Die Straßen kamen ihm eng vor, es wollte ihm Nichts gefallen, und niedergeschlagen sagte er sich: „Es ist wohl gut, daß du die Welt nicht sehen wirst! wie solltest du mit dir fertig werden, hättest du die Freude, die Schönheit gekannt, deren bloße Ahnung dich unzufrieden und begehrensvoll macht?"

Sich zu trösten sprach er sich die Worte Platens vor:

> Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,
> Ist dem Tode schon anheim gegeben,
> Wird für keinen Dienst der Erde taugen!

Aber es fruchtete Nichts, seine Traurigkeit wollte nicht weichen.

Siebenzehntes Kapitel.

Im Heidenbruck'schen Hause angelangt, ließ er sich bei Auguste melden und ward in das Zimmer geführt, das Georg bisher bewohnt hatte.

Die Fenster desselben waren geöffnet, die Vorhänge bereits abgenommen. Auf den Tischen lagen Päcke von Wäsche umher, die Diener trugen verschiedene Möbel hinaus, und mitten in der unbehaglichen Verwirrung stand Auguste, und überwachte zufriedenen Blickes die Ausführung ihrer Befehle.

„Sie finden mich in voller Arbeit," rief sie dem Eintretenden entgegen, „aber solche Abreise

auf lange Zeit macht doch eine gründliche Controle nöthig und Georg ist sehr unordentlich. Es war nicht möglich von ihm heraus zu bringen, was er mitnahm und was er zurückließ. Da muß ich eben nachsehen!"

Friedrich hatte erwartet nach des Freundes Aeußerungen, das Mädchen traurig, vielleicht in Thränen zu finden, statt dessen war sie in voller, ihr zusagender Thätigkeit, und er fühlte sich überflüssig, da er gekommen war, sie zu trösten. Dennoch glaubte er, es sei seine Pflicht, die Aufträge des Reisenden auszurichten.

„Ich bringe Ihnen die herzlichsten Grüße von Georg! Seine Abschiedsworte galten Ihnen und waren voll Liebe und Verehrung für Sie!" sagte er leise.

Bei der Zartheit seiner Natur sprach Friedrich das mit jener Zurückhaltung, die sich scheut, ein fremdes Geheimniß anzutasten und sich unaufgefordert einem Dritten als Vertrauten aufzudrängen. Auguste aber schien Nichts davon zu empfinden, sondern sagte plötzlich, zu einem Ausdruck von Trauer übergehend: „Gott weiß auch,

ob ich das nicht endlich von ihm verdient habe! Was hat er mir für Kummer gemacht! Wie ungewiß ist unsere Zukunft! und das allein, allein durch seine Schuld!"

Daß sie einen Scheidenden anzuklagen vermochte, der ihrer so dankbar gedacht, mißfiel Friedrich, und sein Gesicht mochte sein Erstaunen verrathen. Wenigstens lenkte Auguste augenblicklich mit der Bemerkung ein: „Wer so, wie ich, von Jugend an auf sich selbst gewiesen worden, der muß es lernen, auch mit sich allein abzuschließen. Ich arbeite mich müde, dann wird der Schmerz still! — Mit sich fertig werden, das ist die Hauptsache im Leben!"

„Mit sich fertig werden, das ist die Hauptsache im Leben!" wiederholte Friedrich gedankenvoll, und sah dann Auguste betroffen an. Es giebt Zustände, in denen die einfachste, bekannteste Bemerkung, der größte Gemeinplatz uns wie eine tiefe Erkenntniß erscheinen, weil sie unserm augenblicklichen Seelenbedürfniß entsprechen; das war jetzt mit Augustens Aeußerung der Fall. Die Festigkeit, mit der sie ihren Schmerz besiegte,

die Entschlossenheit, mit welcher sie sich selbstvergessen schnell wieder in die Arbeit versenkte, machten Friedrich den Eindruck großer Tüchtigkeit; sogar der ihm noch kurz vorher so mißfällige Tadel gegen den Freund gewann für ihn in diesem Mädchen eine andere Bedeutung.

„Ich beneide Sie um die sichere Klarheit Ihres Wesens!“ sagte er, als Auguste die Schränke und Schiebladen zugeschlossen hatte und mit ihm in das früher von Erich bewohnte Nebenzimmer gegangen war, in dem sie sich mit ihm niederließ.

„Ach!“ antwortete sie, „es ist ein altes Sprichwort, aber die alten Sprichwörter haben ihren tiefen Sinn: Gott läßt es nach den Kleidern frieren!“

„Was meinen Sie damit?“

„Ich meine, wie ich wohl hätte durchkommen sollen ohne die Ruhe und Festigkeit, die Sie Klarheit in mir nennen? Denken Sie doch, daß ich, noch ein halbes Kind, in eine Familie eingetreten bin, in der eigentlich Jeder, obschon sie Alle im Grunde vortrefflich sind, sein eigenes

phantastisches Wesen und dadurch Alle solch' phantastische Lebenswege hatten, daß man schwindelnd werden könnte, wenn man sich nicht immerfort auf sich selbst und auf seine eigene Lage besonnen hätte. Dabei war die Schule, die ich in meines armen Vaters Hause durchzumachen hatte, auch eben nicht die leichteste!"

Sie schwieg zurückhaltend und Friedrich betrachtete sie mit wachsender Theilnahme. Ihr gesundes kräftiges Aussehen, ihr starkes, glänzendes Haar, die Festigkeit und Sauberkeit ihrer Kleidung, ja selbst ihr etwas harter Dialekt, waren so aus einem Gusse, so sehr das Gepräge eines bestimmten Charakters, daß Friedrich seine Freude daran hatte und es sich zum Vorwurf machte, Auguste bisher nicht nach Gebühr geschätzt zu haben. Er glaubte jetzt zu verstehen, was grade einen Mann, wie Georg, an dieses Mädchen fesseln konnte, was es ihm in allen Lebensverhältnissen sein mußte, und wenn er daran dachte, daß der Freund ihm von der Achtung und von dem Vertrauen gesprochen, die Auguste für ihn hegte, so schämte er sich, daß der

richtige Blick des Mädchens ihn herausgefunden, während er sie nicht gewürdigt hatte.

In dem Bestreben, das Versäumte gut zu machen, sagte er: „Ein so glücklich organisirtes Wesen, wie Sie, ein Mädchen, das sich schon in früher Jugend zur Selbstständigkeit erzogen, kann sicher, ich weiß das wohl, auch ferner in sich selbst beruhen. Aber Georg's Wünsche werden Ihnen ja heilig sein. Er hat mich zu Ihnen gewiesen, weil er fühlte, wie einsam seine Entfernung Sie lassen würde, weil er wußte, was ich durch dieselbe verliere, und er meinte, daß ich Ihnen nicht ein Trost, wohl aber ein Freund zu werden vermöchte!"

Sie sah ihn mit ihren hellen Augen langsam prüfend an, ohne eine Silbe zu entgegnen, so daß Friedrich, dem diese Beobachtung peinlich war, ihr die Hand entgegenhielt und sie bat: „Lassen Sie mich um seinetwillen dafür gelten, bis Sie selbst mich als einen Freund erkennen."

„Ich habe Sie immer für meinen Freund gehalten!" rief sie nun plötzlich, seine Hand ergreifend und herzlich drückend, „ich sah Sie nur um

deshalb so verwundert an, weil Sie solche Einleitung für nöthig hielten. Sie müssen ja wissen, wie Georg und ich standen! Und die Anderen hätten es eben so gut wissen können, sähen sie noch etwas Anders als sich selbst in dieser Welt!"

Es entstand eine Pause, Friedrich erhob sich, um aufzubrechen. Sie hinderte es nicht. „Ich kann Sie nicht bitten zu bleiben," sagte sie, „denn ich habe wirklich zu thun. Aber Sie kommen bald wieder, und wenn Sie von Georg Briefe haben, so werden Sie sie mir zeigen."

„Sicherlich! ich rechne auch auf Ihre Güte im gleichen Falle!"

„Zeigen? Nein! zeigen werde ich Ihnen keinen Brief von ihm. Wie könnte ich das? Aber erzählen will ich Ihnen Alles, was Sie wissen wollen — es ist so angenehm, von einem Entfernten zu Menschen zu sprechen, die ihn lieben und verstehen, und wer hat ihn hier wohl verstanden außer mir und Ihnen, außer uns Beiden?"

„Der Doctor unbedenklich!" meinte Friedrich.

„O ja! aber dem sind die Menschen nur wie

die Medikamente in der Apotheke, Mittel zu seinen Kuren. Ein Offizier, der Kaufmann wird, ein Edelmann, der seinen Adel ablegt, so unrecht und schädlich es für denselben sein mag, sind ihm willkommen; das sind Blasenpflaster, die er brauchen kann. Georg weiß es auch, daß mir der Doctor schrecklich zuwider ist."

Zuwider? aber was sagte Georg dazu?

„Er tadelte mich und wollte mir beweisen, daß ich Unrecht hätte. Aber ich lasse mir Nichts beweisen, wo ich mit meinen zwei gesunden Augen sehe und mit meinen beiden Ohren höre. Ich weiß so gut als Einer, was recht ist und wer gut ist. Ich habe meinen eigenen Kopf und lasse mich nicht so leicht abbringen." Dabei packte sie verschiedene Kleinigkeiten, die sie aus Georg's Zimmer mitgebracht hatte, in ihr Schlüsselkörbchen und ging mit Friedrich in das untere Stockwerk hinab, wo sie von einander schieden.

Achtzehntes Kapitel.

Der Doctor hatte sich während aller dieser Vorgänge sehr ruhig gehalten und anscheinend nur mit seinen persönlichen Angelegenheiten beschäftigt, denn noch war die Anklage, welche seiner Schriften halber gegen ihn erhoben worden, nicht beseitigt, sondern ging in dem langsamen Instanzenzuge der damaligen Rechtspflege ununterbrochen vorwärts. Zwei Gerichtshöfe hatten gegen ihn auf Majestätsbeleidigung erkannt, er selbst hatte die juristische Geschicklichkeit befreundeter Advokaten von sich abgewiesen, seine Vertheidigung vor den Richtern selbst geführt, und diese Vertheidigungen im Auslande drucken lassen,

woraus ihm neue Anklagen erwachsen waren, und von nah und fern riethen ihm seine Freunde, sich der ihm sicher drohenden Strafe einer langjährigen Gefangenschaft durch ein freiwilliges Exil zu entziehen. Indeß ein solches Verfahren lag vollkommen außer seiner Sinnesart. Das Feld aus Furcht vor einer möglichen Niederlage zu räumen, dünkte ihm eben so schimpflich als thöricht; sich von seinem Berufe, von seinem Wirkungskreise zu trennen, ehe seine Thätigkeit für dieselben ihm unmöglich gemacht wurde, das wußte er weder mit der Liebe für diesen Beruf, noch mit seinem Gewissen zu vereinen, und endlich kam die sorgende Neigung für Cornelie dazu, ihn in der Vaterstadt zu fesseln.

Niemand konnte sich darüber täuschen, daß mit der Verlobung derselben für ihren Frieden Nichts gewonnen worden war. Ihre Gesundheit besserte sich nicht, ihre Niedergeschlagenheit blieb dieselbe. In launenhafter Unruhe beschäftigte sie sich mit Plessens Zukunftsplänen, bei denen ihr stets die gewagtesten und fernliegendsten die erwünschtesten schienen, und mit leidenschaft-

lichem Eifer betrieb sie das Studium aller Missionsberichte, suchte sie Plessens Neigung für die Laufbahn eines Missionairs zu beleben. Konnte die geistige Bedeutung derselben ihn nicht bestimmen, seine Wünsche nach einem stillen Leben umzuändern, so strebte sie, seine frühere Reise- und Beobachtungslust in ihm wieder zu erwecken und ihm die Vorzüge darzustellen, welche das Leben in wärmeren Zonen für ihn haben müsse; aber alle ihre Bemühungen blieben erfolglos. Die Spannkraft seiner Natur war gebrochen, Corneliens Versuche, sie zu beleben, riefen nur eine augenblickliche Erregung hervor, welche nachließ, sobald die Ursache derselben aufhörte, und er fing an, das Verfahren seiner Braut mehr und mehr als eine Lieblosigkeit und eine Ungerechtigkeit zu empfinden, vor denen er sich zu schützen, vor denen er Ruhe zu suchen habe, wollte er nicht untergehen.

Cornelie ihrerseits sah bang dem Herannahen des Hochzeitstages entgegen, der für den Herbst festgesetzt war, und der Aufenthalt in Gnadenfrei, den das junge Ehepaar auf alle

Fälle nach der Verheirathung für einige Monate machen sollte, fing an ihr immer trostloser zu erscheinen. Es widerstrebte ihr, in eine Gemeinschaft einzutreten, deren Mitglieder sie nicht persönlich kannte. Eine Lebensrichtung einzuschlagen, bei der sie fortan der Freude entbehren sollte, welche die Künste dem Menschen gewähren, dünkte sie barbarisch; und sich einer Autorität in geistigen Dingen zu unterwerfen, auf's Neue den absoluten Glauben ohne Verstandesprüfung zum Paniere zu erheben, kam ihr nach den eben gemachten Erfahrungen mehr als bedenklich vor. Besonders aber sträubte sich ihr Unabhängigkeitssinn gegen den Zwang der Gemeindeordnung, und sie, die seit Jahren freiwillig den äußeren Genüssen des Lebens entsagt, die sich alles Schmuckes enthalten hatte, fand es unerträglich, grade in diesen Dingen nicht Herr ihres Willens und ihres Geschmackes zu sein.

Mit Erstaunen bemerkten es die Personen ihrer Umgebung, daß sie bisweilen wieder in hellfarbiger Kleidung erschien, daß sie Armbänder und Ohrringe anlegte, daß sie es war, die zum

Besuche bei andersdenkenden, befreundeten Familien aufforderte und an die Nothwendigkeit erinnerte, diese oder jene Fremde einzuladen, mit einem Worte, daß sie sich wieder der Geselligkeit und dem gewöhnlichen Leben zuzuwenden begann.

Seit der Prediger gefänglich eingezogen worden, hatte die Gemeinde sich um einen jüngern, ihr im Geiste angehörigen Theologen versammelt, und die Betstunden und Andachtsübungen waren für kleinere Gruppen der Frommen in einzelnen Privathäusern abgehalten worden, während die Auserwählten sich nach wie vor um die Gräfin schaarten, welche das Anathem gegen ihre frühere Freundin zum Gesetze unter ihnen erhob. Alle Versuche Corneliens, sich mit der Gräfin zu verständigen, ihre flehende Bitte um ein volles Vertrauen, damit gemeinsames Forschen ihnen möglich und der Bund ihrer Freundschaft erhalten werden könne, waren von der Gräfin mit der Kälte geistigen Hochmuthes zurückgewiesen worden.

„Wer nicht für mich ist, der ist wider mich!“ hatte sie der Freundin geantwortet, als diese sie

vor dem Verhöre um Aufklärung, um Wahrheit beschworen hatte. „Vermagst Du nicht unbedingt zu glauben an die Menschen, die Du siehst und kennst und liebst, vermagst Du nicht zu glauben an uns über Dein Verständniß hinaus, wie willst Du glauben an den Unsichtbaren? wie willst Du glauben an die Wunder, mit denen er uns umgeben, uns zur höchsten menschlichen Tugend, zum Glauben zu gewöhnen? Wer aber nicht mit uns glauben kann, der kann auch nicht mit uns wirken!"

Unter diesem Vorwande hatte die Gräfin plötzlich Cornelie von dem Unterricht an den Armenschulen und von der Armenpflege auszuschließen gewußt. Man hatte ihr, mit der offenen Erklärung, daß sie das Vertrauen und die Achtung der Gemeinde durch ihre im Verhöre und in privater mündlicher Besprechung kund gegebenen Zweifel an den Häuptern der Gemeinde verscherzt habe, die Cassenverwaltung abgenommen. Eben so waren die Nothleidenden, deren persönliche Beaufsichtigung ihr obgelegen, angewiesen worden, keine Hülfe und keinen Rath mehr von Fräulein

von Heidenbruck anzunehmen, da der gute Geist von ihr gewichen und also ihr Beistand nicht mehr heilsam sei.

Die Meisten dieser Pflegebefohlenen wußten, daß Cornelie nur noch kurze Zeit an diesem Orte verweilen, daß die Gräfin dauernd an demselben bleiben werde, und zogen die bleibende Wohlthäterin der Fortgehenden vor. Andere waren selbst so weit fanatisirt, Cornelie zu mißtrauen, so daß sie sich plötzlich von allen Seiten mit Uebelwollen und Zurückweisung bedroht und in eine gänzliche Unthätigkeit versetzt sah. Je mehr sie an der Gräfin, an der Gemeinde, an der eigenen Wirksamkeit und ihren Schützlingen gehangen, um so tiefer mußte dieser Schlag sie treffen. Ein Mensch, der lange in einer ihn mit sich tragenden Gemeinschaft lebte, gleicht der am Spalier erzogenen Treibhauspflanze, die Luft und Freiheit nicht ertragen kann.

Cornelie fühlte sich ihrem Element entfremdet. Haltlos, ohne Beschäftigung, ohne Liebe für ihren Verlobten, ohne Vertrauen und ohne Neigung für die von ihm beabsichtigte Zukunft, konnte nur

ein gewaltiger Entschluß sie retten, aber er mußte aus dem eigenen Innern kommen, um nachhaltig zu sein.

Niedergebeugt von der offenen Verachtung, welche ihre früheren Glaubensbrüder ihr bewiesen, aufgerieben von Plessens Ermahnung zur Demuth und Unterwürfigkeit, erwachte plötzlich jene Leidenschaft in ihr, welche meist der Vorbote der Freiheit ist, der zornige Trotz. Sie fragte sich: „Wer hat alle diese Menschen zu Herren und Meistern über mich gemacht? Wer hat Plessen Rechte über mich gegeben, als nur mein Glaube und mein freier Wille? Hört mein Glaube auf, so endet seine Herrschaft über mich, erkenne ich diese nicht mehr an, so bin ich frei!“ Mit diesem Gedanken kam ein neues Leben über sie.

Seit sie nicht mehr fragte, was die Gräfin, was die Geistesgenossen zu ihren Zweifeln sagen, wie sie über ihre rückkehrende Selbständigkeit urtheilen würden, fiel es wie Schuppen von ihren Augen.

Zögernd holte sie aus der Bibliothek des Vaters die Wolfenbüttel'schen Fragmente, zögernder noch ging sie daran, die Werke Kant's und Fich-

te's zu lesen, so weit sie ihr verständlich waren, aber mit jedem Tage wuchs ihre Zuversicht bei der Lectüre und mit der Zuversicht auch ihre Kraft. Ihr festes Gottvertrauen ward ihr bester Lehrmeister. Ihr Glaube an seine Allweisheit, welche nicht das Geringste nutzlos geschaffen, Nichts von allem Geschaffenen zur Unthätigkeit verdammt, gab ihr den Muth wieder, ihre Seelenkräfte, ihr Urtheil zu gebrauchen.

Wie Verbannte, die sich ihr Vaterland wieder erobert haben, so fühlte sie, als sie sich die Freiheit des Denkens wieder zuerkannte. Wie der Genesene froh die Glieder regt, so freudig übte sie den Geist in immer fortschreitendem Verstehen der Systeme, die den Menschen einsetzen in seine Heimath, in die Erde, in seine Rechte, in die freie, nur durch die eigene Fähigkeit beschränkte Forschung und Selbstbestimmung.

Niemand wußte um diese Studien, Allen aber war die Veränderung in ihrem Aeußern sichtbar. Ihr Auge schaute wieder hell umher, ihr Gang ward sicher, als habe sie auf's Neue festen Fuß gefaßt auf dieser Erde. Ihre Stimme verlor den

klagenden Ton, der fortdauernd die Unvollkommenheit des irdischen Daseins zu beweinen schien, und seit sie sich nicht mehr gewaltsam verschloß gegen die heitere Schönheit des Lebens, begann dasselbe ihr wieder mit seinem Sonnenschein die Seele zu erwärmen.

Mit Freuden begrüßte sie den Zeitpunkt, in dem ihr Vater die Stadt zu verlassen und sich auf das Land zu begeben pflegte. Bei großen inneren Krisen ist es eine Wohlthat, sich von dem Orte zu entfernen, der Zeuge unserer Leiden, unserer Irrthümer gewesen ist. Die Unmöglichkeit, den früheren Genossen zu begegnen, die früheren Beschäftigungen fortzusetzen, mußte Cornelie auf dem Gute das Vergessen leichter machen, und eine schmerzliche Vergangenheit muß man zu vergessen suchen, will man eine neue Zukunft beginnen.

Plessen war verhindert, der Familie gleich auf das Gut zu folgen, aber Friedrich sollte mit ihnen gehen, um dort einen längeren Aufenthalt zu machen und sich allmählich jene Einsicht in die Landwirthschaft zu erwerben, ohne welche der

Geistliche auf dem Lande immerdar ein Fremder unter seinen Pfarrkindern bleiben muß, denn der Bauer glaubt nicht, daß Jemand ihm in den höchsten Dingen Rath geben könne, der in den täglichen Erlebnissen weder sich noch Anderen zu helfen weiß.

Am letzten Abende, den sie in der Stadt zubrachten, kam der Doctor so spät zu seinen Freunden, daß man ihn kaum noch erwartet hatte. Er sah bleich und abgespannt aus, als habe er eine heftige Anstrengung gehabt, erklärte aber, da man ihn deshalb fragte, er fühle sich wohl und habe nur einen weiten Spazierweg durch die Felder gemacht. „Da ich selten dazu komme," fügte er hinzu, „so gehe ich denn immer zu lange und zu weit, und ziehe mir meist eine große Ermüdung zu, welche mir indeß schließlich doch wohlthätig ist!"

Der Baron tadelte ihn, daß er im Ganzen zu wenig für sich selbst lebte; Plessen meinte, so fern dem Genusse der Natur, müsse endlich das Gefühlsvermögen für dieselbe sich abstumpfen, aber der Doctor bestritt diese Behauptung.

„Wir haben uns leider so sehr gewöhnt, den Menschen und die ihn umgebende Welt zu trennen, sagte er, daß wir ihn derselben entgegensetzen, daß wir von Menschenbeobachtung und von Naturbeobachtung sprechen, als ob die erstere nicht auch eine Naturbeobachtung wäre. Wir nennen die Freude an der Welt Genuß, die Freude an einem Menschen Liebe, während man reinen Naturgenuß empfinden kann im Anschauen und Betrachten eines in sich vollendeten Menschen, und die Natur lieben mit der Hingebung seines ganzen Wesens. Ueberhaupt könnten wir mit viel weniger Worten fertig werden, wären unsere Begriffe klar, unsere Gefühle nicht verwirrt."

„Sie sind heute so aphoristisch, Doctor!" meinte Plessen, „wie die goldnen Sprüche des Pythagoras!"

„Keinesweges! es handelt sich hier um eine sehr einfache Wahrheit und um eine noch einfachere Erfahrung!"

„Und welche wäre das?" fragte der Baron.

„Die Erfahrung, daß aller Idealismus Liebe, aller Realismus Selbstsucht ist, und der Kampf

dieser beiden gleichberechtigten Kräfte das bewegende Prinzip im Menschen. Ohne eine ausdauernde Selbstsucht kann der Mensch nicht bestehen, sie ist seine Bedingniß, seine Nothwendigkeit — aber seine Schönheit liegt in der bewußten Liebe, wenn diese mächtiger wird als das Gefühl der Selbsterhaltung!"

Es war selten, daß der Doctor sich in Erklärungen und Besprechungen solcher Themas einließ, darum fiel es Allen auf. Er schien jedoch mit seiner Behauptung die Sache für erledigt anzusehen, und fragte abbrechend den Baron, welche Nachrichten die Zeitungen gebracht, so daß die Unterhaltung schnell eine andere Wendung nahm, ohne deshalb wie sonst eine angeregte zu werden. Der Doctor blieb gegen seine Gewohnheit theilnahmlos, und als er kaum eine Stunde dagewesen war, stand er mit dem zehnten Glockenschlage auf, sich zu entfernen.

Er sagte dem Baron Lebewohl, man sprach noch von kleinen Dienstleistungen und Besorgungen, die man von einander erwartete, es war ein ganz gewöhnlicher Vorgang, und doch legte

sich eine Befangenheit über die Anwesenden, die Jeder fühlte und Niemand sich zu erklären vermochte. Hatte der Doctor sich schnell und plötzlich erhoben, so zögerte er jetzt, obschon alles Nöthige durchsprochen war. Cornelie hielt sich fern von ihm, und eben trat er an sie heran, ihr zum Abschiede die Hand zu geben, als Auguste die Bemerkung machte: „Sie Beide werden sich also nun vor Corneliens Abreise wohl nicht mehr wiedersehen?

„Nein!“ sagte der Doctor ruhig, aber es flog eine heftige Bewegung über seine Züge, die er nicht bemeistern konnte.

„Ich soll Sie nicht mehr wiedersehen!“ sprach Cornelie nach, und ihre Rechte ward kalt in der seinen.

„Nein!“ sagte er nochmals, „aber vergessen Sie mich nicht!“

Er drückte dabei ihre Hand und schritt schnell der Thüre zu. Cornelie war bleich geworden, die Thränen traten ihr in die Augen, sie sah ihm einen Moment sprachlos nach, dann raffte sie sich zusammen, und folgte ihm mit raschem Entschlusse.

Als sie in das Nebenzimmer traten, sagte sie: „Ich kann es nicht fassen, daß ich so und jetzt von Ihnen scheiden soll. Ich hatte nie daran gedacht!“

„Sie hatten nicht daran gedacht?“ fragte er.

„Es war mir, als hätte ich Ihnen noch so viel, so viel zu sagen!“ sprach sie mit ängstlicher Hast.

„Und was, Cornelie?“

„Ich meinte, Sie sollten mir rathen, mir helfen! — Nun ist es zu spät!“ fügte sie fast tonlos hinzu, als Friedrich und Plessen aus der Wohnstube herein traten.

Da ergriff der Doctor Corneliens beide Hände und sagte leise: „Für das Rechte ist es nie zu spät!“ und ehe sie ein Wort erwiedern konnte, hatte er das Zimmer verlassen.

Friedrich eilte ihm nach, um mit ihm zusammen nach Hause zu gehen, Plessen und seine Braut blieben allein zurück. „Was war das, Cornelie?“ fragte er.

Sie antwortete nicht.

„Der Doctor“ — — hob Plessen wieder an.

„Sprich nicht von ihm! ich bitte Dich!“ flehte Cornelie, „er war mein ältester, mein treuester Freund!“

„Und das fühlst Du erst jetzt, erst so plötzlich in dieser Stunde?“

„Die Todesstunde macht hellsehend!“ antwortete sie, und brach in Thränen aus. Dann schwiegen Beide.

„Ich werde Euch morgen bis Mitteldorf begleiten! der Vater hat es mir angeboten!“ sagte Plessen endlich.

„So sehen wir uns ja noch!“ entgegnete Cornelie, erwiederte mechanisch den Händedruck ihres Bräutigams, und Plessen verließ das Haus.

Neunzehntes Kapitel.

Das Leben auf dem Lande war für Friedrich eben so neu als die Muße, welche er genoß. Er hatte seine Unterrichtsstunden aufgegeben, seine Collegia geschlossen und den Vorsatz gefaßt, beide nicht wieder zu beginnen, sondern sich auf dem Gute für sein künftiges Landleben vorzubereiten. Seit dem Knabenalter war seine Zeit stets einer strengen Eintheilung unterworfen gewesen. Frühe Noth, frühe Liebe, Ehrgeiz und Wissensdrang hatten ihn in ihren Bahnen umhergetrieben, so daß er der Ruhe, die er sich bereitet, jetzt als einer wahren Heiligung genoß.

Früh bei Tagesanbruch die Felder zu durch-

schweifen, Mittags im Waldesschatten zu rasten, oder am schilfbewachsenen Teich sinnend dem Spiele der Wasserinsekten zuzuschauen, den Abend im Freien auszukosten, und mit diesen Bildern in der Seele einzuschlafen, wenn das Mondlicht durch seine Fenster zitterte, das war Alles, was er begehrte. Jener Egoismus, welcher den Kranken eigen und der ihre größte Hülfe in der Genesung ist, hatte sich plötzlich seiner bemächtigt, als er die Ruhe kennen und fühlen lernte, wie nöthig er ihrer bedurfte.

Es ist ein doppelter Zug im Menschen, der ihm den Besitz erstrebenswerth und das Nichtbesitzen erwünscht macht. Haben wir gearbeitet und getrachtet, uns einen festen Wohnsitz, Hab und Gut zu schaffen, so fühlen wir, wenn wir den Reisewagen besteigen, daß der Besitz eine Last ist, und genießen es als eine Freude, los und ledig uns mit leichtem Gepäck auf uns selbst gestellt zu finden. Dann schätzen wir gering, was wir mühsam erworben, dann möchten wir von uns werfen, was uns bald wieder wesentlich und unentbehrlich scheint, und unsere Natur ver=

hilft uns auf diese Weise zu immer neuer Zufriedenheit, zu immer neuem Genusse. Eine ähnliche Erfahrung hatte Friedrich in Bezug auf seine Kenntnisse zu machen.

Hier in der Stille des Landlebens dünkten ihn plötzlich alle seine Studien überflüssig, sein Wissen nutzlos. Der Bauer, der seinen Acker zu bestellen, den Jahreszeiten zu begegnen und ihnen ihre Früchte abzugewinnen weiß, kam ihm beneidenswerth vor, weil derselbe, mit keinem unwesentlichen Wissen beladen, Zweck und Erfolge seiner Arbeit in jedem Augenblick zu überschauen vermag. Eine Geringschätzung aller Abstraction und Speculation bemächtigte sich seiner, die Bücher, welche er zu fleißigem Studium sich mitgenommen, lagen unangerührt und staubbedeckt, die Tinte trocknete ein, aber Friedrich's Auge schaute immer heller umher, sein Herz wurde leicht und frei; wie ein veränderter Standpunkt uns alle Gegenstände unter neuem Lichte zeigt, so änderte sich auch seine Ansicht über die eigene Vergangenheit.

Hatte er es sonst stets für ein Unglück gehalten, in niederm Stande und in Dürftigkeit

geboren zu sein, so sah er dies jetzt als einen Vortheil an. Das Wenige, was er vom praktischen Leben und von der Arbeit für dasselbe kannte, stammte aus jener Zeit, dankte er dem engen Vaterhause, und die Erinnerung an dasselbe bahnte ihm den Weg, sich mit den Menschen zu verständigen, für die er künftig zu leben und zu wirken dachte. Auch den Verlust Helenens lernte er hier als eine durch die Verhältnisse gebotene Nothwendigkeit betrachten, und das Gefühl einstiger Kränkung, erlittenen Unrechts, das sich bisher in ihm stets mit der Erinnerung an seine Jugendliebe gepaart hatte, schwand hier mehr und mehr dahin.

Wenn er Abends durch die Felder ging und das stattliche Schloß mit seinen vier Thürmen sich vor ihm ausbreitete, wenn er die Unterthänigkeit sah, die der Baron von seinen Leuten für alle Glieder seiner Familie forderte und empfing, und wenn er die huldigende, durch mannigfache Wohlthat erzeugte Liebe der Dorfbewohner für die Schloßherrschaft gewahrte, so konnte er es sich nicht verbergen, daß Helene auch im günstigsten Falle

eine Menge gewohnter Befriedigungen an seiner Seite entbehrt haben würde; er konnte sich es nicht verhehlen, daß die selbstherrliche Freiheit, die menschlich gesunde Schönheit eines Lebens, welches im Besitz des festen Grundes und Bodens wurzelt, kaum durch etwas Anderes zu ersetzen sei. Je öfter ihm hier die Frage in den Sinn kam, ob Helenens Liebe stark genug gewesen sein würde, auf alle diese Vortheile zu verzichten, je deutlicher ihm die Verantwortlichkeit zu werden begann, die er in der Unerfahrenheit der Jugend über sich zu nehmen bereit gewesen war, um so mehr trat die Erinnerung in ihm zurück, daß er Helene einst zum Weibe begehrt hatte, um so andächtiger liebte er in ihr sein Ideal, und diese Verheißung, welche die Baronin einst tröstend der Tochter gegeben, erfüllte sich für ihn.

Schon seit lange hatte er es vermieden, nach dem Ergehen der Gräfin zu fragen, denn fast Alles, was er in den letzten Jahren über sie vernommen, war ihm schmerzlich gewesen. Hier aber, wo sie als Kind gespielt, als Mädchen geweilt

hier, wo ihr Andenken geliebt und freundlich in dem Gedächtniß aller Dorfbewohner lebte, hier ward er es nicht müde, nach ihr zu fragen und von ihr zu hören; denn überall begegnete er dem reinen Bilde, das er in sich trug. In dem Hause des Predigers, der sie unterrichtet und getraut, in der alten Anna Wohnung war er bald ein gern gesehener Gast geworden, und auch die Bauern und Dienstleute hatten sich schnell an den fremden Herrn vom Schlosse gewöhnt, dem sie mit dem Inspector oder mit dem Jäger in Feld und Wald zu allen Stunden begegneten.

Eines Tages, zur Zeit der zweiten Heuernte, ging Friedrich am Nachmittage hinaus, den Inspector auf der Wiese zu treffen, die jenseits des Flusses gelegen war. Die Sonne stand hoch am Himmel, und rüstig zuschreitend, um die Erlen zu erreichen, welche das Bächlein des Dorfes bis zu seiner Mündung in den Fluß begleiteten, hatte er bald einen Mann eingeholt, der ein tüchtig Ende vor ihm voraus gewesen war.

„Guten Tag! Herr Schöne!“ rief er ihm zu.

Der Andere, ein starker, kräftiger Sechsziger,

drehte sich langsam um, rückte den Hut und sagte: „Guten Tag! Herr Candidat!“

„Was ist das für eine furchtbare Hitze!“ bemerkte Friedrich und trocknete sich den Schweiß von der Stirne.

„Ja! schön Wetter!“ entgegnete der Landmann, „es kommt heute Alles 'rein!“ er setzte dabei den kleinen schwarzen Filzhut wieder auf, klopfte im Gehen sorgfältig die kurze Pfeife aus, und steckte sie in den Stiefel, den er über die graue Tuchhose gezogen trug. Als das geschehen war, sah er in Friedrich's, vom raschen Gehen hoch geröthetes Gesicht und fragte: „Sie kommen doch wohl nicht vom Schloß?“

„Ja wohl!“ — Der Bauer schüttelte den Kopf und schwieg, bis Jener zu wissen verlangte, wie weit es nach dem großen Vorwerk sei.

„Da wollen Sie doch nicht hin?“ meinte der Alte.

„Noch darüber hinaus, nach der Schloßwiese hinunter!“

„Das ist 'ne gute Stunde Wegs und noch was drüber. Ich muß auch nach der Seite!“

„Der Inspector sagte mir, es sei nicht weit!“ wendete Friedrich ein.

„Ja, auf dem Sattel! aber fragen Sie 'n mal sein Pferd! Wer's laufen muß, der kennt's!“

Sie gingen, während sie so sprachen, vorwärts, wobei der Alte durch seine Ruhe den schnellen Schritt des Jüngern mäßigte. Auf den Wiesen war munteres Leben, der sammetweiche, frisch gemähte Plan funkelte goldig grün in der Sonne, überall sah man die Mädchen mit den Rechen das Heu zusammenbringen, das bei dem Aufladen von den Wagen herunterfiel, oder bepackte Wagen davon fahren. Es war ein heiterer Anblick.

„Solche Arbeit ist eine wahre Lust, wenn man sie mit der Arbeit vergleicht, die in den Städten gethan wird!“ meinte Friedrich. „Wie Viele sitzen dort vom Morgen bis in die Nacht in ihren engen Werkstuben, die das ganze Jahr nichts Grünes sehen!“

Der Bauer antwortet selten auf eine Reflexion, auch schwieg der Alte, und der Andere bemerkte: „Man sieht recht, welch ein Segen es ist.

Wie gesund sehen die Leute aus, wie wohlgenährt und frisch sind sie Alle!"

„Es fällt hier auch Nichts vor!" erwiderte der Alte.

„Es fällt Nichts vor? Was soll das heißen?" fragte Friedrich.

„Es geschieht hier Nichts! Seit Jahren und Jahren ist hier Nichts gestohlen und sonst Nichts vorgekommen!"

„Das sagte mir der Pfarrer auch mit großem Stolz."

Der Alte hob lächelnd den Kopf empor. „Der Stolz sollt' ihm wohl vergehen, wenn sie hier hungerten! Aber so sind sie Alle!"

„Ich meine, Herr Schöne! Sie müßten mit dem Herrn Pfarrer wohl zufrieden sein, er ist ein braver und gelehrter Mann und ein treuer Seelsorger."

„Da sag' ich Nichts dagegen, Herr Candidat! gar Nichts dagegen! Wir sind mit ihm zufrieden und er wird's auch mit uns sein, denn er bekommt das Seinige. Aber das Seelsorgen sollt' ihm schon vergehen, wenn's anders wäre. Da drü=

ben in Lippkenfeld, da predigt sich der Pastor die Lunge aus dem Leibe, und der Schulmeister bringt den Jungen die zehn Gebote bei, so wie sie auf den Beinen stehen können, aber gehen Sie mal hin und sehen Sie sich dort um. Wer Hände hat, der stiehlt, Alles ist dort herunter gekommen, und kein Pastor hat's hindern können mit allem Predigen. Das Predigen macht's just am wenigsten!"

Friedrich war überrascht. „Aber ich habe Sie doch Sonntags immer in der Kirche gesehen, und Sie schienen von der Predigt viel zu halten?" wendete er ein.

„Das thu' ich auch, und unser Herr Pastor macht's auch sehr erbaulich und sehr gut, man muß nur dazu haben!"

„Was muß man haben und wozu?"

„Sehen Sie, Herr Candidat!" antwortete der Alte, „zu Allem muß man's haben und zum Rechtthun zu allermeist, denn Noth kennt kein Gebot. Da drüben in Lippkenfeld haben sie nicht das Hemd auf dem Leibe und keinen Bissen im Munde, und kommt die schlimme Jahreszeit, so stehlen sie

im Busch wie die Raben, und keine Scheune und kein Stall ist vor ihnen sicher. Verhungern will Keiner und seine Kinder hungern lassen erst recht nicht!"

Er hielt eine Weile inne und fuhr dann fort: „Sie lernen dort drüben auch: Du sollst Vater und Mutter ehren! und unter den paar Bauern, die dort noch etwas haben, da liegen sich Vater und Sohn beständig in den Haaren."

„Aber woher kommt das?" fragte Friedrich, immer lebhafter von der Unterredung angezogen.

„Das kommt von der schlechten Wirthschaft, blos von der Wirthschaft. Ein Stein, der rollt, der setzt kein Moos an, kein Thier hält sich drauf! Drüben das Gut, das ist wohl in acht, neun Händen gewesen, daß ich denken kann! Erst hatte es der Sohn vom alten Grafen, der hatte sich im Krieg das Spielen angewöhnt und hat's verkaufen müssen. Dann kam's an Einen, der ließ Torf graben und Glashütten anlegen, da lief Alles in die Fabrik, sogar die Kinder wurden auch 'reingesteckt. Nachher, wie's schief ging und die Hütte Nichts brachte, da saß Alles da. Die

Aecker waren 'runtergekommen, denn Alle hatten sich auf's Speculiren gelegt und hatten sich Alle verspeculirt; da ging's an's Verkaufen — der Bauer wie der Herr. Erst von jedem Bauergute eine halbe Hufe an den Müller oder an den neuen Gutsherrn, dann wieder ein Stück an den nächsten Gutsherrn. Der Jetzige hat's All in der Hand, und es sitzen nicht mehr drei Bauern auf den alten Hufen, und die da sind, die sind in Noth und sind alt, können aber doch nicht fort vom Hofe, kommen nicht in's Ausgeding, denn für Zwei trägt's das verarmte Wesen nicht, und ein Alter kann doch nichts Rechts mehr schaffen. Das wird den Jungen zu lang, und es ist Zank ohn Absehen und End' zwischen Vater und Sohn. Da lassen Sie denn einmal den Pastor davon predigen, daß sie Vater und Mutter ehren sollen und nicht begehren des Nächsten Hab' und Gut! — Wer gottesfürchtig sein soll, der muß es dazu haben, das ist die Hauptsache!"

Friedrich hörte dem Alten mit Erstaunen zu. Es war einer der vermöglichsten und bravsten Bauern des Dorfes. Wie er sechzig Jahre alt geworden, hatte er

dem Sohne die Wirthschaft übergeben und war in's Ausgeding, in ein kleines Haus gezogen, das zu seinem Gut gehörte. Seinen Unterhalt bezog er nach einem festen Abkommen von seinem Sohne. Er selbst bestellte nur das Stück Gartenland, das er sich vorbehalten, und hatte sich nun ganz auf die Bienenzucht gelegt, die er mit Glück und Vorliebe betrieb. Dabei galt er für einen guten Nachbar, und ihm und seinem Sohne ward es nachgerühmt, daß nie ein Armer hülflos von ihrer Schwelle ging. Aus dem Munde eines solchen Mannes bekamen diese Worte für den künftigen Landgeistlichen ein bedeutendes Gewicht.

„Wenn man Sie so sprechen hört, Herr Schöne," sagte er, „so sollte man eigentlich meinen, der Pastor wäre ganz überflüssig auf dem Dorfe!"

Der Bauer antwortete nicht gleich. Er nahm den Hut ab, kämmte sich mit dem runden, breiten Kamme, der sein Haar im Nacken zwischen den beiden Ohren zusammenhielt, mehrmals über den Kopf, und sah sich dabei seinen Gefährten behutsam an, als wolle er erforschen, wie weit man

mit ihm gehen dürfe. Dann setzte er den Hut wieder auf, drückte ihn tief in die Stirne, so daß er ihm die Augen ganz beschattete und meinte: „Ueberflüssig? I nun! just überflüssig ist der gewiß nicht, denn wie soll man sich taufen und einsegnen und trauen und begraben lassen ohne einen Pastor, und unserer ist von den Allerbesten Einer — aber anders könnt' es freilich sein!"

„Ja! wie denn aber?" fragte Friedrich.

„Zu arbeiten giebt's immer, Herr Candidat! ist's nicht das Eine, ist's das Andre, und wer richtig arbeitet, der wird auch satt. Da war hier der Weber im Dorf, der hungerte mit Weib und Kind, denn die Weberei ging nicht, und all' Augenblick hatte ich einen von seinen Jungen in meinem Garten beim Rübenausziehen und Apfelstehlen abzukallaschen. Aber kaum war ihnen der Buckel heil, so waren sie wieder da, und es waren Jungens, die kaum die Haut über die Knochen hatten. Zuletzt sah ich, das Prügeln nutzte Nichts, sie stahlen anderwärts und der Eine kam zuletzt in's Loch."

„Und was wurde dann aus ihnen?" fragte Friedrich.

„Was dann geworden ist? Ich bin dann hingegangen und hab' den Weber genommen und ihm gesagt: Wenn ich seh, mein Acker will keine Kartoffeln mehr tragen, so muß ich Rüben setzen. Wenn Deine Weberei Nichts abwirft, da bist Du ein Narr, wenn Du immer weiter webst und die Jungens Nichts lernen läßt, als die Weberei, bei der sie aus Noth stehlen und alle noch in's Zuchthaus wandern. Du hast ja ab und zu 'nen Korb gemacht, wenn's nöthig war, und hast es gut bezahlt bekommen, mach' Körbe. — Und nun sind sie auf dem Strumpf Alle sammt, fahren mit 'nem eigenen Esel 'rum durch's Land bis in die Stadt, und es stiehlt keiner mehr. Sind's nicht Körbe, so ist's was Andres!" —

„Sie meinen also, der Pastor sollte darauf sehen, daß die Leute Arbeit und ihr Auskommen hätten, damit der Mangel sie nicht zu Verbrechen treibe?"

„Es sollt' wohl gut sein, Herr Candidat! Es sollte manch' Einer in den Himmel kommen,

wenn's ihm nicht gar zu schlecht ging in der Welt. Blos pred'gen, was man nicht soll und wie man nicht in den Himmel kommt, das macht's lange nicht!"

Sie waren dabei bis zu dem Punkte gelangt, an dem ihre Wege sich trennten. Der Bauer blieb stehen, zeigte Friedrich den Fußpfad, den er einzuschlagen hatte, und sagte dann: „Nichts für ungut, Herr Candidat! und es mag auch sein Gutes haben mit der Gelehrsamkeit, nur hier uns draußen nutzt's nicht viel! Also Nichts für ungut!"

„Im Gegentheil! ich will mir's merken, und ich danke Ihnen, daß Sie mir es sagten! Ich will von Ihnen lernen, wie man helfen kann!" rief Friedrich warm.

„Lernen? lernen kann so 'n studirter Mann wohl Nichts von unsereinem, Herr Candidat! aber was ich so gesehen hab', das will ich Ihnen sagen, wenn Sie's hören wollen! Guten Weg und Adjes! Herr Candidat!"

Damit wendete er sich zur Rechten, und Friedrich schlug den Steg zur Linken ein, immer dem

Wasser entlang, dessen leises Murmeln ihn begleitete. Aber so liebevoll er sich sonst in den Genuß der Natur versenkte, heute sah er Nichts von all' der sanften Schönheit um ihn her. Die Unterredung mit dem Bauern beschäftigte ihn ganz allein, sie hatte eine Menge von Fragen und Gedanken in ihm angeregt, die ihn alle in das praktische Leben hinauswiesen. Was hatte auch das Studium der Kirchenväter, dem er durch lange Jahre die ganze Thätigkeit, die ganze Kraft gewidmet, mit den Bedürfnissen, mit der Moral des täglichen Lebens gemein? Was hatte es im Grunde in ihm selbst gefördert, als jene Zweifel und Anschauungen, welche seinem Vater und diesem Bauern aus der eigenen Vernunft gekommen waren, weil dieselbe nicht durch absichtliche Erziehung für die Theorie und für das Jenseits von der Erde und von der Thätigkeit auf ihr abgewendet worden waren.

Der Nachtheil, welchen der Alte in dem Wechsel der Gutsbesitzer für das Dorf erblickt, die üblen Folgen der Fabriken auf den ruhigen Erwerbsfleiß der Landbewohner, die Nothwendigkeit

des Erwerbwechsels bei wechselnden Culturzustän=
den und eine Menge sich daran knüpfender Fra=
gen, drängten sich ihm plötzlich als ein Nahelie=
gendes auf, und des Doctors Voraussagung, daß
ein Aufenthalt auf dem Lande ihn lehren werde,
wie wenig die Geistlichen durch ihre theologischen
Studien darauf vorbereitet würden, Seelsorger und
Volkserzieher zu werden, machte sich ihm nur zu
sehr als Wahrheit geltend.

Wie es in solchen Augenblicken geht, hatte
Friedrich kaum die Schloßwiesen erreicht und den
Inspector aufgefunden, als er von den Dingen
zu reden begann, die ihm im Sinne lagen. Er
erzählte, welches Gespräch er mit dem Bauern
gehabt hatte. Der Inspector hörte ihm ruhig zu,
und meinte dann: „Es hat seine Richtigkeit mit
Vielem, was er Ihnen sagte, aber der Alte ist
doch ein Fuchs!“

„Ich habe nichts Listiges, nichts Habsüchtiges
in ihm und seinen Behauptungen bemerken kön=
nen!“ entgegnete Friedrich.

„Ich meine auch nichts Schlimmes damit, er
ist eben ein Bauer, und in jedem Bauer steckt

ein Fuchs und ein Aristokrat zugleich!“ lachte der Inspector, „denn gegen den Hochmuth und den Stolz des Bauern, der auf seinem Hofe sitzt, da ist der Adelstolz unseres Herrn Barons nur Kleinigkeit.“

Er ging dabei mit Friedrich auf der Wiese umher, hatte die Augen überall, und gab ab und zu einen Befehl oder eine Anweisung, wenn das Laden der Wagen nicht nach seinem Sinne geschah oder sonst irgendwo eine Versäumniß sich entdecken ließ.

„Ich glaube,“ sagte er nach einer Weile, „wenn der junge Schöne sich's beikommen ließe, den Tausch einzugehen, den wir ihm vorgeschlagen haben, der Alte ginge nicht mehr über seine Schwelle, und der Sohn ist grade so.“

„Von welchem Tausche sprechen Sie?“

„Sie haben anderthalb Morgen Wiese, dicht am Wasser hier bei der unsern, die ihnen viel zu weit vom Hofe liegt und also unnütz Zeit wegnimmt. Uns paßte die Wiese, denn sie ist von der unsern umschlossen, und Schöne muß fortwährend über unsern Grund und Boden. Da

hat ihm der Baron vorgeschlagen, ihm eine Trifft dafür zu geben, die offenbar vortheilhafter für den Hof und ihm für die Schaafe besser wäre, aber so sehr er sonst auf seinen Vortheil sieht, er geht nicht darauf ein, und hat nur eine Antwort: Was zum Hof gehört, das gehört dazu, und es sind ja noch Alle bisher damit zurecht gekommen, also kann ich's auch. — Das ist aber das gewöhnliche Bauernraisonnement."

„Das Herunterkommen des Nachbardorfes durch den Wechsel der Gutsherrschaft und durch die Parcellirung mag ihn stabil gemacht haben!"

„Ach Gott bewahre! was ein rechter Bauer ist, das ist überall und von jeher dasselbe gewesen. Wären Adams erste Nachkommen Bauern gewesen, sie säßen noch heute zusammengepfercht auf ihrer Hufe, dicht vor der Paradiespforte. Der häufige Gutsverkauf taugt sicher Nichts, das allzu viele Parcelliren ist ein Unglück hier im Norden, wo der Boden nicht viel abwirft, und in so fern hat der Alte Recht; indeß das Festsitzen hat auch sein Aber auf den kleinen so wie auf den großen Gütern."

Er machte dabei eine wegwerfende Bewegung, und es konnte Friedrich kein Zweifel darüber bleiben, daß der Inspector mit der Wirthschaft des Barons nicht einverstanden war. Doch hielt er's nicht für angemessen, ihn danach zu fragen, und begnügte sich mit der Bemerkung, daß im Ganzen ein großer Wohlstand auf dem Gute des Barons zu herrschen scheine.

„Ja!" sagte der Inspector, „wer hier geboren ist und ihm parirt, dem hilft er; heranziehen läßt er Niemand, und doch schadet er sich selbst damit, denn es fehlt bei uns an Arbeitskraft. Wir könnten zehn, funfzehn Familien mehr ernähren und hätten nur Profit davon. Aber" — fügte er lächelnd dazu — „es heißt, wenn ich das sage, auch bei uns: Wir sind ja auch so fertig geworden, und ich will kein Gesindel haben hier in Wogau, also soll's so bleiben. — Darin halten der Herr Baron und die Bauern ganz vortrefflich zusammen. Sie denken immer noch, der Mensch sei eine Last, weil sie Nichts mit ihm anzufangen wissen!"

Friedrich's Theilnahme an diesen Dingen

wuchs durch Alles, was er hörte. Er hatte nur den einen Gedanken, die Landwirthschaft zu erlernen, und als er sich von dem Inspector getrennt hatte und in der beginnenden Kühle den Rückweg nach dem Dorfe machte, waren die Farbenschönheiten, mit denen die tiefstehende Sonne die Erde schmückte, war die Erfrischung der Luft für ihn verloren, denn wie es dem Kenntnißlosen immer geht, beunruhigte und reizte ihn die Masse dessen, was ihm zu erlernen blieb, je schärfer er die Augen darauf richtete. Nur das Eine stand fest in ihm, der Landgeistliche müsse ein erfahrener Landwirth sein, um der Rathgeber und dadurch der wahre Seelsorger der ihm anvertrauten Gemeinde werden zu können.

Voll von diesen Gedanken und Plänen, sie zu verwirklichen, kam er in das Dorf und wollte eben über den großen Fahrweg fort sich durch die Felder nach dem Parke wenden, als ihn die alte Anna gewahr ward, deren Häuschen hart am Wege lag.

„Na! machen Sie nur, daß Sie hinkommen, Herr Brand!“ rief sie ihm zu, während sie die

Brille abnahm, ihr Strickzeug fortlegte und an die Stachelbeerhecke herantrat, die das Gärtchen vor ihrer Thüre einschloß.

„Wo denn hin?“ fragte er.

„Auf's Schloß, da sind sie Alle!“

„Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen!“ versicherte er.

„Mein Gott!“ rief die Alte, „Sie wissen noch Nichts? Das ganze Dorf ist ja voll davon, da kommen Sie doch nur ein Augenblickchen herein!“

„Aber was ist denn vorgefallen?“ drängte er, und wollte vorübergehen.

„Sie sind Alle ganz außer sich vor Freude! Kein Mensch hat es gewußt, wie sie kamen.“

„Wer, wer ist denn gekommen?“

„Von Neapel sind sie gekommen!“ rief die Alte. „Ich sah sie zuerst, den großen gelben Wagen; und wie ich nun noch denke, wer es sein kann — —“

Friedrich hörte es nicht mehr, schon bei den ersten Worten war er zusammengefahren und hatte sie verlassen, aber nicht nach dem Schlosse

hatte er sich gewendet, sondern zurück, zum Dorfe hinaus.

Flüchtigen Fußes eilte er davon, vorwärts, immer vorwärts. Die Arbeiter, die vom Felde kamen und grüßend an ihm vorüberzogen, wunderten sich, daß er ihnen keinen Gruß erwiderte. Er sah sie nicht, er wußte auch nicht wohin er wollte. Ein unklares Empfinden hatte ihn von dannen getrieben, endlich zwang die Ermüdung ihn an sich zu denken, und er stand stille.

Die Dämmerung war angebrochen, in mattem Blau zeichnete sich die lange Linie des Horizontes vor ihm ab. Der Nebel stieg aus den Wiesen empor, denn der Abend war kühl geworden. Erhitzt wie Friedrich es war, schauerte er fröstelnd zusammen. Er befand sich auf der Brücke. Das Wasser floß langsam unter dem Bogen hin, still und kühl. Er blickte hinab, als solle ihm von dort her Lösung kommen. „Auf welche Frage bedarf ich denn der Lösung? was ist mir denn geschehen?" fragte er sich.

Er hatte keine Antwort darauf, aber er fühlte alle Schmerzen und Freuden der Vergangenheit

aufzucken in seiner Brust, er fühlte, daß er wieder der Ruhe entrissen war, die er so schwer errungen hatte, und er fragte sich, ob es nicht weiser sei, sich und der Gräfin ein Wiedersehen zu ersparen, das Beiden doch nur traurig sein konnte.

Da wendete er seine Augen nach dem Dorfe hinüber, — die Fenster des Schlosses waren erleuchtet. „Dort also ist sie!“ dachte er. Sein Herz wallte auf — und gezogen von dem Verlangen, sie nur einmal noch zu sehen, kehrte er in's Dorf zurück.

Als er durch die dunklen Alleen des Parkes ging, trat ihm in deutlicher Erinnerung die Nacht entgegen, in der er sich von ihr getrennt. So oft ein Luftzug sich regte, glaubte er, sie müsse nahen, der Zufall müsse ihm wie damals günstig sein. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, ihr in Gegenwart des Grafen, in Gegenwart der Anderen zu begegnen — aber Niemand kam und einsam gelangte er an's Schloß.

In der Halle war Alles leer. Keine ungewöhnliche Bewegung verrieth der Gäste Ankunft. Erst im Vorsaale des obern Stockes fand er einen

Diener, den er fragen konnte, wo die Herrschaft sei?

„Im Theezimmer!" erwiderte dieser und schien verwundert über seine Frage.

Der Athem stockte ihm in der Brust, nur noch ein Zimmer trennte ihn von ihr.' Wie würde er sie wiederfinden? Wie würde sie ihn entgegentreten? Er zauderte. — Noch konnte er zurück — aber er mußte sie sehen. Mit raschem Entschlusse öffnete er die Thüre des Gemaches, das sich zwischen dem Vorsaale und dem Theezimmer befand, ein lebensgroßes Brustbild, von der Lampe hell beleuchtet, stand auf einer Staffelei — es war Helene.

Wie angewurzelt blieb er vor demselben stehen. Ein dunkelrothes Sammtkleid umgab ihren Leib, ein Diadem von Brillanten krönte ihre Stirne. Ein strahlendes Siegesbewußtsein war über die ganze Erscheinung ausgegossen. Sein Herz krampfte sich zusammen, diese Gräfin St. Brezan war nicht mehr Helene, sie war ihm eine Fremde.

In schmerzlicher Versunkenheit konnte er die

Blicke nicht von dem Bilde wenden. Es war ihm, als müsse der Ausdruck der Gräfin sich unter seinem Auge ändern, als müsse die Geliebte seiner Jugend daraus hervorgehen in ihrer unschuldsvollen Schöne, aber das strahlende Lächeln regte sich nicht, und mit Thränen in den Augen seufzte er: „Mußtest Du mir auch noch die Erinnerung nehmen, unglücksel'ges Weib?"

Er schreckte auf, als die Thüre sich öffnete. Es war Cornelie, die hereintrat.

„Wie finden Sie das Bild?„ rief sie ihm entgegen. „Helene schreibt, es sei das Beste, das von ihr gemacht ist!"

„Sie schreibt?" — wiederholte er, als verstehe er sie nicht.

„Auch Feldheim und die Frau, die es mitgebracht haben, halten es für gelungen," sagte Cornelie. „Die Pastorin war eben mit ihnen hier und ganz außer sich vor Freude über ihres Bruders Ankunft. Seit zehn Jahren hatten sie sich nicht gesehen!"

Der Umschwung in Friedrichs Ideen und Empfindungen war zu heftig gewesen. Seine Glieder versagten ihm den Dienst, er mußte sich setzen.

Sein Kopf brannte, bunte verschwimmende Funken flirrten vor seinen Augen auf und nieder, und zwischen ihnen durch blickte ihn immer das Bildniß der Gräfin mit seinem strahlenden Lächeln an, das ihm das Herz zerriß. Er glaubte sich auf der Brücke zwischen den Wiesen, die kalte Abendluft durchschauerte ihn wieder, die Tiefe dunkelte unter ihm, und schwindelnd sank er hinab, während er einen Hülferuf Corneliens zu vernehmen glaubte.

Zwanzigstes Kapitel.

Vierzehn Tage waren seit jenem Abende vergangen und noch lag Friedrich in den Phantasieen eines Nervenfiebers. Die Lampe leuchtete matt hinter dem Schirme hervor und ließ die bleichen, abgehärmten Züge einer greisen Frau erkennen, die mit gefalteten Händen zu Häupten seines Bettes wachte. Es war seine Mutter. Ihr gegenüber saß Auguste.

„Auf diese Nacht haben wir nun so gewartet," sagte die Meisterin, ohne die sorgenvollen Blicke von ihrem Sohne abzuwenden, „nun wird sie bald um sein, und es rückt und rührt sich nicht mit ihm!"

„Er ist doch aber nicht mehr ganz so leblos als noch gestern Abend,“ tröstete Auguste.

„Ja! es sieht so aus, als schliefe er nur!“ gab die Mutter zu, bereit sich jeder auch der leisesten Hoffnung hinzugeben. Allein des Kranken Todtenblässe ließ keinen rechten Glauben in ihr aufkommen. „Dem Schlaf ist aber nicht zu trauen!“ seufzte sie. „Er wird wohl so stille wegschlafen, wie sein Vater auch. Der Arme soll ja einmal nichts haben! —“ Dabei legte sie die Hand tastend auf des Sohnes Stirn und Wangen, sah voll Zärtlichkeit zu ihm herab und sagte: „Und wie hat er mir zugeredet: hab' nur Geduld, Du sollst nicht mehr lang' allein sein, Du kommst zu mir auf die Pfarre und wir wirthschaften zusammen! Er hatte von je das beste Herz! — Das ist nun auch vorbei! Ich wollte nur, ich läge da, denn ich bin alt und bin mein Leben satt — aber wenn Einer so jung ist!“ — Sie konnte nicht weiter sprechen, sondern bewegte langsam und schmerzlich den Kopf, als könne sie das Schicksal, das ihr drohte, nicht erfassen.

Auguste hatte ihr theilnehmend zugehört. „Ach,“

seufzte sie bei den letzten Worten der Meisterin, „die Jugend thut's nicht. Mancher ist jung und wäre herzlich gern an seiner Stelle!“

„Gnädiges Fräulein, versündigen Sie sich nicht an Gott und Ihren Eltern!“ warnte die Mutter.

„Eltern? Ich habe keine Eltern mehr, Frau Brand!“

„Aber doch Geschwister?“

„Die kenne ich fast nicht! Ich bin so allein in dieser Welt,“ rief sie leise mit unterdrücktem Weinen, „so allein und verlassen, und so überflüssig, daß ich Gott danken wollte, läg' ich hier an Friedrich's Stelle. Um mich würde keine Thräne fließen, keine! Glauben Sie mir das! -- Aber regt er sich nicht, Frau Brand?“

Beide Frauen bogen sich über ihn nieder, Auguste hatte sich getäuscht. Die Lethargie dauerte fort, und nachdem das Fräulein der Mutter geholfen hatte, die Kissen des Kranken zu ordnen und sein wirres Haar von seinen heißen Schläfen zurückzuschlagen, herrschte ein tiefes Schweigen in dem Zimmer.

Draußen begann das erste Grau des Tages aufzudämmern, die Vögel erwachten und zwitscherten ihm entgegen. Das machte die Traurigkeit und Angst noch lastender in der Krankenstube, denn die Natur übt ihren Einfluß auf uns aus, auch ohne daß wir uns Rechenschaft davon zu geben wissen. Wenn ein Menschenleben seinem Ende zusinkt, scheint der Tagesanbruch uns wie bittrer, kalter Hohn. Auguste saß traurig und in sich versunken da, der Mutter Blicke wurden immer ängstlicher, je mehr die wachsende Tageshelle sie die veränderten Züge ihres Sohnes unterscheiden ließ; aber so sehr sie auch mit ihm beschäftigt war, konnte sie sich nicht erwehren, auch an das Fräulein und an dessen Kümmerniß zu denken, denn Auguste hatte das ganze Herz der Meisterin gewonnen. Frau Brand hatte sich ihr seit der Stunde ihrer Ankunft auf dem Schlosse nicht so fremd gefühlt als Cornelien und dem Baron gegenüber, und mit richtigem Tacte empfand sie es, daß Auguste sich nicht herabzustimmen brauchte, um ihr wohlthuend zu werden. Mitleidig von Natur hatte sie schnell Augustens stillen Gram be-

merkt. Jetzt hielt sie sich nicht mehr und mit scheuer Zurückhaltung sagte sie: „Sie sind so gut zu meinem Fritz und schonen sich selber nicht bei Tag und Nacht. Es kann mir leid thun, daß ich nur so gering bin; aber Ihnen drückt auch Etwas das Herz ab, das kann ein Blinder sehen!“

Als löse das einfache Wort alle Schmerzen in ihrer Brust, so plötzlich und so heftig stürzten Augustens Thränen hervor. Sie preßte ihr Tuch gegen das Gesicht und trat an's Fenster. Die Meisterin folgte ihr. Sie wußte sich selbst nicht zu rathen und wollte doch so gern helfen. Unschlüssig, was sie thun solle, legte sie die Hand leise auf Augustens Schulter, streichelte sie sanft, wie man einem Kinde liebkost, und fragte leise: „Sie weinen wohl um ihn, und waren ihm wohl gut?“

Auguste richtete sich empor. Das liebevolle, mütterliche Wesen ergriff und rührte sie, dennoch erschrak sie vor dem Irrthum der Meisterin, und schnell gefaßt entgegnete sie: „Ach, Sterben ist noch nicht das Schlimmste! aber verlassen und verrathen werden, das ist's, das ist es! — Ich war

Braut und — das ist nun vorbei!" stieß sie mit Ueberwindung hervor.

Damit ging sie an das Krankenbett zurück, dem Gespräche ein Ende zu machen. Auch die Meisterin setzte sich wieder zu dem Sohne hin; indeß ihre Gedanken waren wie verwirrt. Daß man um etwas Anderes weinen könne, als um ihn, däuchte ihr unmöglich, daß Auguste, die so treu mit ihr bei Friedrich wachte, ihn liebe und um ihn verzweifle, hatte ihr so natürlich geschienen. Friedrich wollte ja immer nur eine gebildete Frau. Warum liebte sie ihn denn nicht? warum einen Andern? „Ein Mädchen sitzen lassen! das hätte der Fritz nicht gethan!" sagte sie laut im Selbstgespräch, „denn der ist treu wie Gold!"

Auguste sah sie verwundert an, aber in dem Momente athmete der Kranke tief und langsam, und schlug matt die Augen auf. Sein Blick fiel auf Auguste, er schien sie zu erkennen, denn er hob mühsam die Hand empor, als wolle er sie ihr reichen; indeß die Kraft versagte ihm, und ohne zu der Mutter aufzuschauen, die sich über ihn herabneigte, schloß er die Augen wieder.

Es war das erste Zeichen von Bewußtsein, das er seit dem Beginne seiner Krankheit gegeben hatte, und außer sich vor Freude, fiel die Meisterin dem Fräulein um den Hals.

Von dieser Stunde begann die Besserung, obschon sie nur sehr langsam vorwärts schritt. Die Spannung und Sorge der Schloßbewohner ließen allmählich nach, das Leben kam wieder in seinen gewohnten Gang zurück, und die Anwesenheit der Feldheim'schen Familie erwies sich bald als ein Gewinn.

Die Stille des Pfarrhauses verwandelte sich in das lustigste Treiben. Die Eltern waren froh, den Kindern die Freuden des Landlebens auf einem deutschen Dorfe zu bereiten, von denen sie ihnen in Italien so oft erzählt, und die jetzt vierzehnjährige hellblonde Agnes schien recht eigentlich in diese Umgebung hineinzupassen. Bei dem Wanderleben des Vaters hatte das junge Mädchen den Reiz einer festbegründeten Häuslichkeit nicht kennen lernen, so schön sie den Segen eines glücklichen Familienkreises auch genossen Alles war auf den Augenblick und das nächste

Bedürfniß, Alles auf einen schnellen und leichten Ortswechsel berechnet gewesen, und mit leichtem Sinn hatte der Vater darauf gedrungen, jeden Ueberfluß fern zu halten, jedes Entbehrlichgewordene schenkend von sich zu thun, um sich niemals durch hindernde Habe in seinen Plänen gehemmt zu fühlen. Eigene Möbel, eigener Heerd hatten ihm als Fesseln gegolten, frei wie der Vogel, hatte er sich in der Welt umherbewegt, seit er das Vaterhaus verlassen.

Nun aber in dessen stille Umfriedung zurückgekehrt, rührte ihn das Unveränderte desselben um so mehr, und mit andächtiger Lust hörte Agnes zu, wie der Großvater in diesem Lehnstuhle gesessen, wie die Großmutter dort an dem kleinen Nähpult die Ausstattung des Knaben genäht, als er in die Stadt geschickt ward, die Kunstschule zu besuchen. Noch lagen in dem Arbeitskästchen die Bilder, welche der dreijährige Knabe nachzuzeichnen pflegte, noch stand der große Stock des Großvaters hinter der hohen englischen Uhr, dem Prachtstück des Hauses, das der verstorbene Baron von Heidenbruck dem Pastor zu seinem fünf-

zigjährigen Jubiläum verehrt; und von der Uhr bis zu dem kleinsten Hausrath war Alles hier ein Heiligthum, eine Reliquie für Feldheim sowohl als für die Seinen.

Die kinderlose Pfarrerin aber fühlte sich wieder jung, wenn sie mit Agnes die Plätze besuchte, an denen sie den Maler, den Nachgebornen der Familie, als kleines Kind behütet, sie stand mit seligem Lächeln hinter dem Mädchen, wenn es mit Lust die kleinen altmodischen Geschmeide oder gar das verblichene Brautkleid der Tante anversuchte, und dankbar gerührt für so viel Liebe, fühlten sich Frau Feldheim und Agnes wie Töchter zu der Pfarrerin gezogen, deren einsames, stilles Leben ihr schon seit Jahren eine matronenhafte Haltung angeeignet hatte. Vom Pfarrer bis hinab zum jüngsten Knaben Feldheim's war Alles voll Behagen, voller Liebe unter dem bescheidenen Dache, und schon nach wenig Tagen hatte auch Corneliens Verhältniß zu den Gästen des Pfarrers eine Bedeutung für sie gewonnen, die Zufriedenheit der Gatten und der Kinder ihr wohlgethan und sie ihr werth gemacht.

Die sichtliche Verehrung, mit welcher Feldheim und seine Frau der Gräfin anhingen, war ein Grund geworden, sie und Cornelie noch schneller zu einander zu führen, und es verging bald kein Tag, an dem sie sich nicht sahen, an dem Cornelie nicht eine Stunde in dem Dachstübchen verweilte, das Feldheim sich zum Atelier erkohren, weil er dort als Kind gewohnt.

Eines Abends, als das Fräulein zu ihm eintrat, hatte er Pinsel und Palette schon fortgelegt, und sah, die Frau im Arme haltend, zu dem geöffneten kleinen Fensterchen in's Dorf hinaus. „Ich sprach in diesem Augenblicke von Ihnen!“ sagte er, nachdem er sie willkommen geheißen hatte. „Sie sollten die Gräfin überreden, einen Sommer hier mit Ihnen zu verleben!“

„Wie sehr wünsche ich das selbst!“ entgegnete Cornelie, „aber so oft wir sie darum gebeten haben, hat sie es abgelehnt. Noch in diesem Jahre, als ihr Georg die Hoffnung aussprach, sie vor seiner Abreise aus dem Vaterhause wiederzusehen, hat sie versichert, nicht kommen zu können!“

Feldheim sann eine Weile nach, dann rief er:

„Ich kenne Sie noch nicht lange, aber mich dünkt, ich kenne Sie gut. Man darf ein offen Wort zu Ihnen sprechen!“

„Unbedenklich!“ entgegnete Cornelie.

„Nun denn! so gestehe ich Ihnen ehrlich, ich glaube, die Gräfin sehnt sich hieher, aber sie fürchtet die Rückkehr in das Vaterhaus!“

Cornelie schien betroffen, Frau Feldheim kam ihr zur Hülfe. „Die Gräfin ist so unglücklich,“ sagte sie, „daß ihr die Erinnerung an ihre Jugend wehe thun würde, und —“

„Nein!“ fiel ihr der Maler in's Wort, „es muß einmal gesagt sein zu einem Wesen, das der armen Helene Schicksal liebevoll im Herzen trägt; nicht die Erinnerung an ihre Jugend ist es, die sie fürchtet, sie scheut die Stille des hiesigen Lebens, weil sie die Einkehr in sich selber scheut.“

Cornelie, von der Schwere dieser Worte getroffen, schloß die Augen mit der Hand. „Und ich habe sie so sehr geliebt!“ rief sie aus.

„Thun Sie das, thun Sie das auch jetzt!“ bat Frau Feldheim, „denn die arme Gräfin hat es nöthig!“

„Wir sind uns fremd geworden!“ klagte Cornelie. „Als Erich in Italien war, hatte sie eine Leidenschaft für einen Maler gefaßt. Damals sprach sie mir noch davon in ihren Briefen, und schilderte mir den Zustand ihres Herzens. Ob die Sorge, die ich um sie hegte, ob meine Begriffe von der Heiligkeit der Ehe, die ich ihr nicht verhehlen konnte, sie dann bewogen haben, gegen mich zu schweigen, weiß ich nicht — — — dann glaubte ich —“ sie hielt inne — „ich hatte mich selbst verloren und sie fast vergessen!“ rief sie im Tone schmerzlicher Selbstanklage.

„Ich weiß das!“ sagte Feldheim, „meine Schwester hat mir davon gesagt. Wohl Ihnen, daß Sie sich zurück in's Leben finden. Ihr tüchtiger Kopf ist auch zu gut für Weltentfremdung. Sie hatten es doch nur mit sich allein zu thun, die arme Gräfin aber ist, seit Camillo sich mit einer reichen russischen Prinzeß verheirathete, in die Hände eines wahren Dämons gefallen, der seine Gründe hat, sie fest zu halten.“

„Aber der Graf?“ fragte Cornelie beängstigt, — „läßt denn der Graf sie schutzlos?“

Der Maler zuckte die Schultern. „Ihre Schwester hat mir selbst gesagt, sie habe einst von dem Grafen volle Freiheit für ihr Handeln gefordert und er habe sie ihr mit seinem Wort verbürgt. Er läßt sie gewähren. Die Gräfin trägt leider davon auch ganz allein die Schuld!“

„Ach! rechtet nicht! rechtet nicht vor solchem Elend!“ rief Cornelie und brach in Thränen aus. „Sagt mir, Ihr, die Ihr Menschen seid, was treibt, was thut Helene?“

Feldheim antwortete nicht gleich, schien zu überlegen und sprach endlich: „Geben Sie mir Ihr Wort zu schweigen, so sollen Sie es wissen!“

Cornelie reichte ihm die Hand, er nahm sie und sagte: „Die Gräfin malt von früh bis spät, um mit dem Ertrage ihrer Arbeit die immer neuen Schulden jenes Elenden zu decken, so weit es möglich ist! Er selber hat einen verschwiegenen Mittelsmann gefunden, der die Gemälde außerhalb verhandelt! Im Saale Ihres Herrn Vaters hängt ein solches Bild!“

„In unserm Saale?“ fragte Cornelie mit schmerzlichem Erstaunen.

„Das Fest der Madonna von Piedi Grotta“ —

„Ist von Agnello!“ — fiel ihm Cornelie in's Wort.

Feldheim schüttelte verneinend das Haupt. „Es lebt in ganz Italien kein Maler dieses Namens, alle Werke, welche unter demselben seit drei Jahren Aufsehen in der Kunstwelt machten, sind Arbeiten der Frau Gräfin.“

„Aber die Berichte der Journale über Agnello's zurückgezogene Lebensweise im Gebirge, über seine Anonymität und seine einsamen Reisen in fernen Zonen — —“

„Sie sind offenbar erfunden, der Gräfin freie Hand zu lassen!“

Cornelie fühlte sich wie von grellem Licht geblendet, nicht fähig die Zustände zu übersehen; aber das Elend ihrer einzigen Schwester starrte ihr wie ein bodenloser Abgrund entgegen.

„Und das Alles geschah! sie rang mit aller Noth des Lebens!“ rief sie endlich aus, „sie arbeitete Tag und Nacht und ich, ich dachte nur an mich und an mein Seelenheil!“

Sie weinte bitterlich. Als sie sich beruhigt

hatte, reichte sie den Freunden die Hände und bat: „Sagt mir, was soll ich thun?"

„Nach Neapel gehen, da die Gräfin es ablehnte hieher zu kommen," meinte Feldheim.

Cornelie horchte auf, der Gedanke traf sie und schien in ihr eine Reihe von Vorstellungen zu erwecken. „Das gab Ihnen Gott ein!" rief sie aus; — „Sie werden uns Beide erretten!" und sich kurz verabschiedend, entfernte sie sich gleich darauf.

Sie war still und nachdenkend den ganzen Abend; als der Baron zur Ruhe gegangen war, ließ sie sich Schreibgeräthe in den Saal bringen, setzte sich vor dem Bilde ihrer Schwester nieder und schrieb fast bis zum Morgen. Früh als der tägliche Bote in das nächste Städtchen ging, nahm er zwei Briefe für die Gräfin und für Plessen mit. Man konnte sie als Bekenntnisse bezeichnen. Der Brief an Plessen lautete:

„Je näher der Tag unserer beabsichtigten Verbindung und Deiner Ankunft mir rückte, um so banger ist mein Herz geworden, um so enstlicher bin ich in mich gegangen, mich zu prüfen und

diese Prüfung hat mir unwiderleglich dargethan, daß wir uns schon seit längerer Zeit nicht mehr auf gleichem Standpunkte befanden, daß wir es wußten, und uns nur der Muth gebrach, es auszusprechen! Ich klage Dich, ich klage mich deshalb nicht an, mein Freund! Der Irrthum, der uns umfing, hatte seine Quelle in unserer ganzen Glaubensrichtung, diese ist nicht mehr dieselbe und wir dürfen uns also auch nicht länger täuschen über die Bedeutung, die wir für einander hatten, die wir künftig für einander haben können!

„Erfahrungen der schmerzlichsten Art haben mich belehrt, daß der blinde Glaube, den wir zu unserem Panier erhoben hatten, ein Verbrechen gegen die Vernunft, daß er die Quelle alles Aberglaubens und die Ursache der traurigsten Verwirrungen im Leben werden kann. Du selbst, Lieber! hast es mir einst gestanden, wie die gänzliche Ungleichartigkeit unserer Naturbegabung, die mich Dir zuweilen als eine erwünschte Freundin erscheinen ließ, Dir noch öfter fremd und abstoßend gewesen ist, und wie Du stets Bedenken getragen haben würdest, Dich mit mir zu verbin=

den, hätte nicht ein Fingerzeig des Höchsten, wie Du es nanntest, Dich zu mir geführt. Weil Du es so betrachtest, bist Du auch jetzt geneigt, ein Bündniß aufrecht zu erhalten, das uns kein Heil verspricht, denn wir empfinden, denken, glauben nicht mehr gleich — und was ist die Ehe, was kann sie sein, wo diese Grundbedingungen ihr fehlen?

„Grade unsere Unzusammengehörigkeit konnte uns die Lehre geben, daß es ein Frevel war, in jenem Zufalle, der uns verbunden, den Fingerzeig eines Gottes sehen zu wollen, den wir als den Allweisen, den Allgütigen verehren. Gott kann es nicht wollen, daß sein Ebenbild, der Mensch, hervorgehe aus den Umarmungen zweier Gatten, denen die rechte Liebe fehlt, die sich keine ausfüllende Nothwendigkeit, und die dahin gekommen sind, einander als die Mittel der Selbsterziehung zu betrachten, jener egoistischen Selbsterziehung, die den Nächsten vergißt, wenn er nicht ebenfalls benutzt wird, die eigenen Tugenden an ihm auszuüben und zu entfalten.

„Wir glaubten uns einseitig und ausschließlich in uns selbst vollenden zu können und vergaßen,

daß wir nicht als Einzelwesen dastehen, sondern daß jeder von uns mit angeborenen Verhältnissen, mit angeborenen Pflichten auf die Welt kommt, und daß man sich durch eine Erziehungsweise nicht erheben kann, die uns von jenem naturgemäßen Boden unseres Liebens und Wirkens entfremdet. Wir glaubten uns zur höchsten Selbstlosigkeit erheben zu müssen, und wir verarmten an Liebe, wir wollten werden wie die Kinder und verlernten, uns wie sie dem Zuge unserer Herzen, unserer Neigungen unbefangen hinzugeben. Wie aber durften wir es wagen, uns diesem Zuge der Natur zu überlassen, da wir uns sagten: „des Menschen Dichten und Trachten sei böse von Jugend an?“ Wie durften wir es wagen, von dem allweisen Gott der Liebe zu behaupten, daß er den Menschen also erschaffen?

Ich sehe mit schmerzlichem Erschrecken, wie sehr ich irrte, wie viel ich versäumte, wie viel ich gut zu machen habe, an meinem Vater, an meinen Geschwistern und vor Allen auch an Dir. Ich würde versuchen, Dir meine Zukunft zu weihen, zu Deinem Wohl zu leben, hätte ich es

nicht zu klar empfunden, daß eine Frau dem Manne nie wohlthuend zu werden vermag, dem sie sich nicht aus innerer Nothwendigkeit in freudigem, liebendem Müssen dienstbar macht. Die rechte Liebe ist ein Nichtanderskönnen, ist ein Unwillkürliches, ist ganz Empfindung ohne Reflexion -- und alles Beste in uns muß ja so naturgemäß aus uns hervorgehen, wie die Blüthe aus dem Stiel der Blume. So habe ich Dich nicht geliebt, so könnte ich Dich nicht lieben, bei aller Sympathie, die mich zu Dir gezogen hat. Nenne es keine Härte meines Wesens, daß ich mit diesem nackten Geständniß vor Dich trete; ich schulde es Dir und mir, Dir keinen Zweifel zu lassen; ich darf, nun ich den Zustand meines Innern kenne, nicht die Folgen eines Irrthums auf unsere Häupter herabziehen, in den wir uns unwissentlich verstrickt haben.

„Ich halte Dich werth und in Ehren, denn Du bist sehr gut und bist mir immer ein milder, nachsichtiger Freund gewesen. Ich danke Dir Förderung aller Art, Dein Wohl und Weh wird mir stets theuer sein, Dein Andenken geheiligt,

und doch kann ich Dein Weib nicht werden. Das Einzige, was ich für Dich zu thun vermag in unserer Lage, ist, daß ich es bin, die unser Bündniß löst, daß ich Dir Deine Freiheit wiedergebe, die Du wohl auch ersehnst, und die Deine Großmuth sich scheut von mir zu fordern.

„Du suchtest Ruhe und Dein milder Sinn wird sie finden in der betrachtenden Stille, zu der Du Dich zurückzuziehen vorhast, Du wirst auch meiner dann wieder freier und liebevoller denken, und wirst vergeben, was Dich an mir kränkte, was meine Unbefriedigung Dir an Weh gebracht.

„Ich aber will fortan streben, mich wiederzufinden, indem ich mich vergessen lerne, mich zu erziehen, indem ich mich an Andere hingebe. Ich will versuchen, immer nur das Nächste anzugreifen, damit mir schlichtes Thun das reflectirte Wollen abgewöhne und meinen Hochmuth niederhalte, der die Quelle aller unserer Leiden war.

„Eine Liebespflicht ruft mich in die Ferne; ich hoffe, mein Vater gestattet mir, sie zu erfüllen und Helenen Beistand und Trost zu bringen, die

ihrer sehr bedarf. Die Entfernung wird sich wohlthuend legen zwischen Dir und mir, und das Bewußtsein uns über das Weh eines solchen freiwilligen Scheidens forthelfen, daß wir damit das Rechte thaten und Uebel von uns abgewendet haben.

„So sei denn der Segen des Himmels mit uns Beiden und das Auge Gottes auch auf dem Pfade, den ich zu gehen denke. Lebe wohl, guter, lieber Freund! erinnere Dich meiner, wie ich an Dich gedenken werde, in Neigung und in Mitgefühl, und bete für mich, wie ich zu Gott flehen werde um Dein Heil, um Deinen Frieden, — — damit laß uns scheiden!"

Tief aufathmend hatte sie den Brief beendet. Dann faltete sie die Hände zum Gebete; aber kaum hatte sie es gethan, als sie sich erhob. „Wozu jetzt beten!" rief sie aus, „ist es doch Gottes Ruhe, die ich fühle, war es doch eine Gottesstimme in der eignen Brust, die mich schon lang ermahnte, zu handeln, wie ich jetzt gethan. Das mußte sein, es war Nothwendigkeit, und also war's Gebot!"

In diesem Moment fielen ihre Augen auf das Oelgemälde, das Werk der Gräfin. „Und hält nicht auch Helene ihre Handlungsweise für Nothwendigkeit? Ist es ihr nicht Nothwendigkeit, dem Manne beizustehen, der sie beherrscht? Schien es ihr nicht eine Nothwendigkeit, als sie vom Grafen ihre Freiheit forderte? Hielt er es nicht für nothwendig, sie zu gewähren? — Wo ist die Gränze? wo die Wahrheit?“ fragte sie sich prüfend, und ohne Bedenken antwortete sie sich: „Das, was der Mensch in ruhiger Ueberlegung fortdauernd als eine Nothwendigkeit für sich erkennt, das ist Gesetz für ihn, dem muß er folgen; und darin liegt der Friede,“ schloß sie die Selbstbetrachtung, „den ich jetzt empfinde.“

Daß sie mit dieser Erkenntniß den Gott entthronte, der über der Erde die Thaten der Menschen lenkt und wägt, daß sie den Gott in ihre eigene Brust versetzte, den sie fortan zum Gesetzgeber und Richter über sich erhob, dessen war sie sich in dieser Stunde nicht bewußt; aber die Gedanken, die in uns entstehen, sind die Pfeiler, aus denen sich unsere Zukunft aufbaut.

Achtzehntes Kapitel.

Bleich von der Ermüdung der durchwachten Nacht, bewegt durch innere Erregung, trat Cornelie am nächsten Morgen vor den Vater hin.

„Ich komme, lieber Vater!“ sagte sie, „von Dir die Billigung eines Schrittes zu erbitten, den ich gethan habe!“

Der Baron, der eben eine Unterredung mit dem Inspector beendet hatte, und mitten unter Rechnungsbüchern saß, schien zufrieden zu sein mit dem Erfolge seiner Conferenz, denn er sah heiter aus, und sich zu der Tochter wendend, meinte er scherzend: „Der Billigung nach vollbrachter That kannst Du entrathen; aber ich hoffe

Dir zustimmen zu können, da es sich um keine Lebensfrage handeln wird. Was wünschest Du?"

Cornelie fühlte sich durch die seltene Heiterkeit des Vaters befangen. Sie hätte ihm die gute Stunde nicht trüben, ihm die Mittheilung in diesem Augenblick nicht machen mögen, und zögernd sagte sie: „Dennoch ist es eine Lebensfrage, Vater!" —

Er sah sie fragend an.

„Ich habe Herrn von Plessen sein Wort zurückgegeben!"

„Nein! Nein!" rief der Baron, indem er sich erhob und mit der ganzen stolzen Haltung seiner würdigen Gestalt ihr gegenüber trat. „Das hast Du nicht gethan!"

„Ich that es, lieber Vater!" wiederholte sie mit einer Weichheit, die ihr dem Baron gegenüber fremd geworden war; „ich mußte es thun!"

„Du mußtest? Wo gab es ein Muß für Dich, als den Willen Deines Vaters? Wo gab es ein Muß für Dich, als mir zu gehorchen, als die

Heirath zu schließen, in die zu willigen ich mich mit Widerstreben entschlossen habe, um Deine Ehre zu retten; um — —"

„Ich weiß das, Vater!" bat sie, „ich weiß, daß es Dir schwer ward, mir damals Deine Zustimmung zu geben, und ich habe das Opfer Dir von Herzen gedankt — aber grade darum —"

„Bin ich Dein Spielball?" zürnte der Baron, „meinst Du, ich solle das Werkzeug Deiner Thorheit, Deiner Selbstverblendung sein? wortbrüchig dastehen am Ende meines Lebens?" —

„Vater!" bat Cornelie, „und hatte ich nicht auch ein Wort zu lösen? Sollte ich denn schwören, das Weib eines Mannes zu werden, mich einem Manne unterzuordnen, den ich schätzte — aber den ich nicht zu achten, nicht — —"

„Du hattest den Mann zu achten," sagte der Baron, „der sich großmüthig dazu hergab, Deinen Ruf zu retten, denn diesen Ruf — hattest Du entehrt!"

„Vater!" rief Cornelie, „Vater! nimm das Wort zurück."

„Du hattest Dich entehrt!" wiederholte er.

„Oder meinst Du, ich hätte den Tag vergessen, an dem ich dastand neben Dir vor Deinen Richtern? an dem ich meine Tochter, an dem ich eine Freiin von Heidenbruck um die Art ihrer Gemeinschaft mit Männern befragen hörte, die man der Unsittlichkeit beschuldigte? Glaubst Du, das Nichtschuldig der Richter spräche Dich frei in den Augen der Welt? Glaubst Du, es nähme den Schimpf von meinem Haupte, den Du mir angethan? Denkst Du, ich könnte das vergessen? Denkst Du nicht, daß mir Dein Anblick in jeder Stunde es vor die Seele ruft, wie weit Du Dich vergangen, bis wohin Du es gebracht hast?“

Sein Gesicht flammte, seine Blicke brannten in Zorn.

Cornelie regte sich nicht. Keine Thräne kam in ihr Auge, kein Laut über ihre Lippen. Sie schien erstarrt zu sein. Der Baron ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, plötzlich blieb er vor ihr stehen.

„Du wirst Plessen's Frau!“ sagte er streng.

„Das kann ich nicht, das kann ich nicht mehr,

Vater!" rief sie, „selbst Plessen würde es nicht mehr wollen!"

„Er muß es wollen!" herrschte der Baron. „Nicht Du, nicht er sollt spielen mit dem mir gegebenen Wort! Er muß es wollen!"

„Vater!" flehte Cornelie, „ist es nicht genug, daß Du Helene unglücklich gemacht hast? nicht genug, daß Deine Strenge sie in namenloses Elend stürzte? daß ein schuldbeflecktes Leben sie erdrückt?" — —

Der Baron trat nahe an sie heran, faßte ihren Arm mit festem Drucke, und sagte mit furchtbarer Kälte: „Vorwürfe? Du wagst es, mir Vorwürfe zu machen? Du? die Schande meines Alters?" —

Mit heftiger Bewegung stieß er sie zurück, fuhr dann aber schaudernd zusammen, als komme ihm das Bewußtsein dessen, was er gethan, — und beide Hände gegen seine Stirne schlagend, verließ er das Gemach.

Cornelie hörte seine Schritte auf dem Marmorboden des Vorsaals; als sie verhallten, war es todtenstill. Sie war wie niedergeworfen von

des Vaters schwerem Worte, in einen Sessel gesunken, ihr Haupt auf ihre Brust herabgefallen. Jetzt richtete sie sich langsam empor, sah im Gemach umher, als wolle sie an der Wirklichkeit der Dinge prüfen, ob sie nicht geträumt habe, und blieb dann lange, in Gedanken versunken, auf derselben Stelle sitzen, bis sie sich in ihr Zimmer zurückzog, das sie hinter sich verschloß.

Mittags erschien sie nicht zur Mahlzeit, ließ auch Auguste, die nach ihr sehen wollte, nicht bei sich ein. Am Abende ging sie durch die entlegensten Wege des Parkes in das Dorf, dann weilte sie am Grabe ihrer Mutter auf dem Kirchhofe, und kehrte erst spät wieder in das Schloß zurück.

Der Baron und Auguste speisten allein zu Nacht in dem großen Saale, und ohne daß die Letztere wußte, was zwischen dem Vater und der Tochter vorgegangen war, theilte sich die düstere Stimmung des Barons ihr mit. Der Saal kam ihr in seiner Größe unheimlich vor, die Familienbilder in dem Halblicht spukhaft, der Klang der Stimmen schallte fremd. Die gleichgültige Unter-

haltung, zu welcher der Baron sich zwang, ängstigte sie, und war so ohne allen Zusammenhang mit dem Ausdruck seiner Züge, daß Auguste den Augenblick ersehnte, in dem er sich zurückzuziehen pflegte. Es war, als ob der Friede und die Zwietracht sich verkörpert hätten in den Räumen, in denen sie herrschten, als ob man sie sehen, sie empfinden könnte, als ob man sie einathmete auch gegen seinen Willen. —

Vor Nacht, ehe sie sich niederlegte, trat Auguste noch an einen Blumentisch heran, die Pflanzen zu begießen. Die Rosen dufteten ihr voll entgegen, aber ihre Pracht erschien dem Mädchen wie ein Hohn. „Wie das hier nur so gedeihen kann!“ sprach sie zu sich selbst. „Daß hier nicht Alles welkt vor Trauer und vor Zwietracht!“

Sie konnte den Schlaf nicht finden in der Nacht. Mehrmals glaubte sie die Tritte des Barons zu vernehmen, der über ihrem Zimmer wohnte, dann hörte sie eine Thüre öffnen. Gegen Morgen schlug plötzlich der kleine Hund des Onkels an, und lief die Treppe hinunter, als

folge er Jemand. Sie stand von ihrem Lager auf, ging an das Fenster, aber es war Niemand zu sehen, und müde schlief sie endlich mit dem Gedanken ein, daß irgend ein Unerwartetes geschehen sein müsse.

Neunzehntes Kapitel.

Und ein Unerwartetes war geschehen: Cornelie hatte das Vaterhaus verlassen.

Schon am Abend hatte sie dem Kutscher aufgetragen, um vier Uhr Morgens den kleinen Einspänner bereit zu halten, den sie einst angeschafft, ihre Armenpflege in der Umgegend zu besorgen und den sie selbst zu fahren geübt war. Da sie oftmals Hausrath und Kleidungsstücke für die Nothleidenden bei diesen Besuchen mitzunehmen pflegte, hatte ihre Kammerjungfer kein Arg gehabt, als das Fräulein einen Koffer gefordert, ihn eigenhändig vollgepackt und am Morgen mit sich genommen hatte; und wenn dem Kutscher und der

Dienerschaft die ungewöhnlich frühe Ausfahrt aufgefallen war, so hatten sie sich zwar untereinander über die neue Grille der Herrschaft ausgesprochen, aber ihre Befehle nach gewohnter Weise ohne Weiteres vollzogen.

Als Cornelie beim Frühstück fehlte und der Baron erfuhr, sie sei in aller Frühe ausgefahren, erbleichte er sichtlich, und fragte nach einiger Zeit mit scheinbarer Ruhe, welche Straße sie eingeschlagen habe? Man wußte es ihm nicht zu sagen. Er las dann, wie er es gewohnt war, die Zeitungen, und begab sich auf sein Zimmer. Gegen Mittag sah Auguste ihn in den Park hinabgehen und ein Belvedere besteigen, von dem man einen weiten Rundblick hatte. Er war düster und schweigsam als er davon zurückkam, und die Mittagstafel verging den Beiden noch trauriger als das letzte Abendbrod.

Eben hatten sie sich vom Mahle erhoben und der Baron bestellte, ihm ein Pferd zu satteln, als die Kammerjungfer Corneliens eintrat und Augusten leise eine Meldung machte.

„Corneliens Wagen kommt von der Birkenhöhe herab, lieber Onkel!“ sagte Auguste.

Der Baron athmete auf, wie von schwerer Angst befreit, entgegnete aber mit kaltem Tone: „Schicke Cornelie zu mir, wenn sie kommt!“ und zog sich auf sein Zimmer zurück.

Schon nach wenigen Minuten langte das Cabriolet auf dem Hofe an, indeß ein fremder Bursche führte es, und brachte einen Brief Corneliens an ihren Vater. Er enthielt die folgenden Zeilen:

„Es giebt Worte, die sich nicht vergessen lassen, Ereignisse, die man nicht ungeschehen machen kann, mein Vater! Worte die sich als unübersteigliche Scheidewand zwischen die Menschen stellen. Ich kann die Irrthümer nicht aus meinem Leben nehmen, durch die ich in Deinen Augen mich entehrte, ich kann die Worte nicht vergessen, die Du mir gesagt hast, und es ist mir unmöglich, fortan im Vaterhause auszudauern, seit ich weiß, daß Du mich seiner unwerth achtest.

„Ich werde mich in Helenens Nähe begeben.

Vielleicht erkennst Du mich wenigstens darin als Deine Tochter, daß ich gehe — daß mir es leichter wird, den Namen meines Vaters abzulegen, als zu denken, Du haltest ihn entehrt durch mich!"

Der Baron stand wie vernichtet, nachdem er diesen Brief gelesen. Er, der natürliche Beschützer seiner Tochter, hatte sie hinausgestoßen, seine Härte hatte ihr die Hülfe verweigert, um die sie ihn gebeten. Sich und seinen Grundsätzen genug zu thun, hatte er die Liebe seines Kindes hingegeben, hatte er auch die zweite Tochter aus dem ihr gemäßen Lebenswege herausgeschleudert. Es überlief ihn kalt bei dem Bewußtsein, und es währte lange, ehe er sich so weit sammeln konnte, die Verhältnisse zu übersehen.

Cornelie hatte das Cabriolet zwei Poststationen weit benutzt, dann war sie mit der Schnellpost, deren Ankunft sie richtig berechnet, weiter gefahren, wie der Bursche des Posthalters es angab, den sie mit dem Wagen zurückgeschickt und im Voraus für seinen Dienst bezahlt hatte. Auf dem Koffer des Fräuleins, den er vom Cabriolet

abgeladen und in die Post getragen, hatte die Adresse „Berlin" gestanden; in Berlin also mußte Cornelie verweilen wollen.

So schwer der Baron von diesem Entschlusse seiner Tochter auch getroffen war, so sehr sein Herz darunter litt, kam er dennoch dahin, die Maßregel, die sie eigenmächtig getroffen, als die zweckmäßigste zu betrachten, wenn ihre Verbindung mit Plessen aufgehoben werden sollte; und wie ein sicherer Reiter die Zügel schnell wieder zu erfassen weiß, die einen Augenblick seiner Hand entfallen waren, so fest trat der Baron schon wieder nach wenig Stunden in seinem Handeln auf.

Er theilte Augusten und dem Pastor, der in einer Amtsangelegenheit ihn aufsuchte, die rückgängig gewordene Heirath seiner Tochter mit; er fügte hinzu, sie habe, sich zu zerstreuen und Plessen zu vermeiden, einen Ortswechsel für sich gewünscht, und werde mit seiner Zustimmung sich nach Berlin zu ihrem Bruder, von dort aber zu der Gräfin St. Brezan begeben.

Im Hause des Pastors fand diese Erklärung um so leichter Glauben, je mehr Feldheim und

seine Frau Ursache hatten, Corneliens Reise nach Neapel als eine Liebespflicht zu betrachten, aber die Dienerschaft des Schlosses war nicht über die Flucht Corneliens zu täuschen, wenn schon sie dieselbe nach ihrer Weise deutete.

Noch am Abend trug ein reitender Bote ein Schreiben des Barons an Erich zu dem nächsten Postamte, und mochte der Vater auch die Kraft besitzen, im persönlichen Verkehr mit seiner Umgebung den Schein der Ruhe über sich zu breiten, seine Sorge, sein Gram und sein Verzagen sprachen aus jeder Zeile seines Briefes.

Erich befand sich zu Hause, als er ihn empfing, Regine war in seinem Zimmer. Sie sah ihn erbleichen, sah den Ausdruck seiner Züge immer schmerzlicher werden, bis er endlich das Blatt aus seinen Händen sinken ließ, und aufgestützt in tiefen Gedanken vor seinem Schreibtisch sitzen blieb.

„Erich, fragte sie, was ist geschehen?“

Er antwortete ihr nicht.

„Ist Dein Vater krank?“

Schlimmer als das!

Sie trat näher heran, beugte sich zu dem Sitzenden hernieder und sagte leise: „Er ist doch nicht gestorben, Erich?“

„Ich trüg' es leichter, als solchen Brief von ihm!“ rief er mit dem Tone des tiefsten Kummers.

Regine stand angstvoll neben ihm. Sie wagte nicht den Brief zu fordern, sie wußte nicht, wie sie dem Bekümmerten sich nahen solle, denn Erich hatte fast immer ihre Theilnahme an den Angelegenheiten seiner Familie mit einer sie kränkenden Entschiedenheit zurückgewiesen, und mit sanftem Zagen bat sie: „Soll ich nicht wissen, was Dich so erschüttert, Erich? Ich ängstige mich um Dich!“

„Cornelie ist aus dem Vaterhause entflohen und seit vierundzwanzig Stunden in Berlin!“ antwortete er trocken, stand auf und schickte sich zum Ausgehen an.

„So willst Du zu ihr?“

„Ich muß sie aufsuchen, das ist auch kein gutes Amt! Ich wollte“ — er vollendete nicht, sondern sagte: „Lies den Brief!“ und ging dann eilig fort.

In gedrängter Kürze meldete der Vater dem

Sohne das Vorgefallene und forderte ihn auf, falls die Schwester nicht zu ihm käme, sie aufzusuchen, sie um ihre Pläne zu befragen, und ihr mitzutheilen, daß der Baron ihre Reise nach Neapel selbst als rathsam ansehe und daß Erich sie dahin begleiten werde. „Ich rechne darauf, mein Sohn," hieß es dann weiter, „daß Du augenblicklich aufbrechen und Alles thun wirst, was Dir nothwendig scheint, um Aufsehen zu vermeiden, und ich lege unsere Ehre vertrauensvoll in Deine Hand, weil Du allein von allen meinen Kindern gewußt hast, was Du ihr schuldig bist.

„Es liegt ein hart Geschick auf mir. Von vier Kindern, die ich auferzogen habe in den strengsten Gesetzen der Moral und Ehre, bist Du allein mir geblieben, auf den ich meine Augen hoffend, als auf den Erben unseres Namens, als auf den Erben der Achtung richten kann, die ich ihm erworben zu haben mir bewußt bin. Helene und Cornelie haben es dahin gebracht, daß ich mich scheue, ihrer Verhältnisse zu gedenken, und Georg giebt unseren alten Namen auf der Börse Preis.

„Sie haben es dahingebracht, daß ich den Tag

nicht mehr beklage, an dem Eure treffliche Mutter einst ihr Auge schloß. Wohl ihr, daß sie nicht zu schauen brauchte, was ich seitdem erlebt an meinen Kindern.

„Ich fühle meine Kraft entschwinden, aber es ist nicht das Alter, das sie bricht. Die Schmach und Schande meiner Kinder, die mich unverschuldet trifft, beugt mich danieder. Mein Haus vereinsamt um mich her. Es wäre Zeit, daß Du mein Erstgeborener, mein theurer Sohn, der Du mir nie Anlaß zu irgend einer Klage gegeben hast, seit Du verantwortlich für Deine Handlungen bist — es wäre Zeit, mein Sohn, daß Du heimkehrtest in Dein Vaterhaus, daß Du mir in Deiner künftigen Gattin Ersatz gewährtest für meine Töchter, die so wenig ihrer edlen Mutter gleichen. Auf Dir, mein Sohn, beruhen die letzten Hoffnungen meines Lebens, auf Dir die Freuden, die ich noch erwarten kann, und Du wenigstens wirst sie nicht zu Schanden machen, Du nicht, denn Du weißt, was Du mir, was Du Dir selber schuldest.

„Begleite Deine Schwester nach Neapel und

dann kehre dorthin zurück, wo Dein Vater Dich erwartet. Gott sei mit Dir, mein geliebter Sohn!"

Regine las den Brief und las ihn wieder. Er bohrte sich ihr schmerzlich in die Seele. Sie konnte nachempfinden, was Erich dabei fühlen mußte; kam sie sich doch selbst wie schuldig vor gegen den Baron, hatte sie selbst doch Mitleid mit dem Greise, der sich so in seinem innersten Leben angegriffen fühlte. Vor einem fremden Leiden vergessen großmüthige Naturen leicht den eignen Schmerz, weil der Wunsch zu helfen sie allein beschäftigt. Sie dachte, welch ein Kummer Erich's Verhältniß zu ihr dem Vater sein müsse, hätte er davon erfahren. Sie stellte sich die Mög-lichkeit vor, daß Cornelie den Bruder in seiner Wohnung aufzusuchen käme, und sie in derselben fände. Sie begriff nicht, daß der Baron nicht längst von ihrem Dasein unterrichtet worden, sie malte es sich aus, in wie vielen Fällen Erich vor dieser Möglichkeit gezittert haben mochte, und so oft ein Fußtritt auf der Treppe schallte, schrak sie zusammen, denn sie glaubte Cornelie kommen zu hören.

Diese Angst, diese Gedanken entwurzelten sie aus der Umgebung, in der sie sich befand. „Wie schrecklich ist es,“ rief sie aus, „sein Dasein verbergen zu müssen! wie kann, wie soll Erich mich lieben, wenn er beständig daran denken muß, meine Anwesenheit zu verhehlen? Wie kann er mich lieben, da sein Vater mich verfluchen würde, wüßte er, was ich seinem Sohne bin?“

Sie begriff es nicht, daß Erich jemals eine ruhige Stunde an ihrer Seite genossen hatte, sie verzweifelte, jemals wieder Frieden zu finden neben ihm. Sie verzieh ihm alle Härte und Mißstimmung, sie klagte sich ihrer Liebe an, sie begann sie als ein Verbrechen gegen ihn zu betrachten, und doch war diese Liebe unverändert mächtig in ihr, das tiefste Gefühl ihrer Seele.

Es war ihr unzweifelhaft, daß Erich dem Rufe seines Vaters Folge leisten, daß er heimkehren werde zu ihm, denn wie konnte er dem Wunsche seines Vaters widerstehen? Hätte sie noch einen Vater gehabt, sie würde ihn ja nicht verlassen haben. „Hätte ich einen Vater gehabt,“ rief sie aus, „es wäre ja Alles nicht geschehen!

All' das Elend wäre nicht herein gebrochen über mich, ich wäre ja still und fleißig geblieben an seiner Seite und hätte mich vor Niemand zu scheuen, Niemand hätte sich meiner zu schämen gebraucht!"

Die Tage, in denen sie nach dem Tode ihres Vaters einsam und arbeitsam gelebt, das kleine friedliche Stübchen, das sie bewohnt, die Freundlichkeit ihrer alten Nachbarin, die Theilnahme, die ihr dieselbe bewiesen, traten ihr lebhaft in das Gedächtniß, und schienen ihr sehr genußreich, wenn sie sie mit ihrer jetzigen Lage verglich. Eine tiefe Sehnsucht nach Ruhe, nach innerer Ruhe bemächtigte sich ihrer. All' die Stunden, welche sie in Qualen der Eifersucht verlebt, wenn Erich bei der Frau von Werdeck verweilte, all die Tage, in denen sein Mißmuth sie gedrückt, seine wachsende Reizbarkeit sie gemartert, standen als ein Bild der Angst und Unruhe vor ihrer Seele, selbst die Erinnerung an jene Ergüsse der Liebe, zu denen er sich dann oftmals wieder hingerissen zeigte, trugen nur dazu bei, jenes Gefühl der ängstigenden Unruhe in ihr zu steigern und ihr Verlangen nach anderen Zuständen zu erregen.

„Ausruhen! nur einmal ausruhen!“ seufzte sie. „Nur allein sein, nur nicht mehr die Nothwendigkeit haben zu gefallen, um geliebt zu werden; denn was ist die Liebe, die man täglich neu erobern, täglich neu erkaufen muß? Was kann sie Erich, was kann ich ihm noch sein, neben der Stimme seines Vaters, der ihn ruft, der ihn die letzte Hoffnung seines Lebens nennt? Mußte er nicht dahin kommen, mich als die Quelle aller seiner Leiden anzusehen? Mußte er nicht dahin kommen, die Stunde zu verwünschen, die uns zu einander führte?“

Der ganze Abend verging ihr in diesem Schmerz. Es war spät, als Erich nach Hause kam. Sein verdüstertes Aussehen war nicht gemacht sie zu ermuthigen. Er hatte die Fremdenlisten nachgesehen, die Postregister durchforschen lassen, in keinem derselben war der Name seiner Schwester zu finden gewesen. Kein Bekannter seiner Familie war, nach den Posttabellen, an dem von seinem Vater bezeichneten Tage auf dem Course gefahren, so daß man hätte Auskunft von ihm fordern können, ob Cornelie vielleicht früher

die Post verlassen und von einem Zwischenorte die Reise auf einer andern Straße fortgesetzt habe. Auch die folgenden Tage vergingen in gleicher unfruchtbarer Mühe. Eine vorsichtige Bitte, ihren Aufenthalt zu nennen, die ihr allein verständlich sein konnte, und die Erich mit dem Gefühle bitterer Kränkung der Zeitung übergab, blieb unbeantwortet. Es war bald zweifellos, sie hatte gewünscht sich ihrem Vater gänzlich zu entziehen, und es war ihr gelungen.

Erich war wie umgewandelt seit Corneliens Flucht. Sein Mißmuth und seine Reizbarkeit waren verschwunden vor dem Kummer, der ihn belastete. Wirkliches, tiefes Seelenleiden hat etwas Erhebendes, denn es trägt gute Naturen über alles Kleinliche fort. Er war gleichmäßig freundlich gegen Regine, aber diese Freundlichkeit trug das Gepräge tiefer Trauer. Oftmals kam er auf ihre erste Jugend, auf die Zeit ihrer beginnenden Leidenschaft zurück, und häufig wollte es Regine bedünken, als verlasse er sie dann nur darum so plötzlich, um ihr seine Rührung zu verbergen. Er erhielt mehr Briefe als gewöhnlich aus der

Heimath, schrieb auch noch öfter als zuvor, und oftmals hörte Regine ihn seufzen, wenn er sie empfing oder absendete.

So ging der Sommer zu Ende, der Herbst brach an und die Abende wurden länger. Erich blieb viel zu Hause, es lag etwas Gebrochenes in seinem Wesen, seine Phantasie war meist mit düsteren Vorstellungen beschäftigt, so daß Regine ernstlich für seine Gesundheit fürchtete.

Unfähig, ihn zu erheitern, sah sie ihn eines Abends an ihrer Seite sitzen. Er hatte das Buch, das er gelesen, fortgelegt, den Kopf auf den Arm gestützt, und starrte gedankenvoll vor sich nieder. Regine betrachtete ihn lange, ein Entschluß schien in ihrer Seele zu ringen. Mehrmals legte sie ihr Nähzeug fort, als rüste sie sich zu einer Unterredung, und immer nahm sie es wieder nur um so emsiger auf, als wolle sie die Gedanken, die sie quälten, durch die Arbeit verscheuchen. Endlich drückte sie die linke Hand fest gegen die Augen, wie es ihre Weise bei heftiger Gemüthsbewegung war, und sagte leise: „Erich! ich sehe ja, wie unglücklich Du bist, warum sagst Du mir es nicht?“

Er fuhr aus seinem Träumen empor, blickte sie an und fiel ihr mit beiden Armen um den Hals. Sie drückte ihn an sich, sie fühlte seine heißen Thränen auf ihren Nacken herniederfließen — sie dachte nur an ihn.

„Sieh!“ sagte sie, „Einer von uns muß doch den Muth haben, auszusprechen, was auf uns lastet! — Du möchtest mich verlassen!“

„Regine!“ rief Erich im bittern Schmerz, „nicht diesen Ton der kalten Ueberlegenheit, Du fährst mit scharfem Stahl in meine brennenden Wunden!“

„Kalte Ueberlegenheit?“ wiederholte sie. „Kalte Ueberlegenheit nennst Du die Einsicht, die ich mir so schwer errungen habe? das Opfer, das zu bringen mir, Gott weiß es, wie schwer werden wird!“

Er hatte ihre Hände ergriffen, sie umfaßte ihn und küßte ihn sanft. „Du hast mich in der letzten Zeit oft an die ersten Tage unserer Liebe erinnert, ich selbst habe sie mir immer und immer wieder in all ihrer Schönheit vorgestellt, wenn wir jetzt so traurig bei einander gewesen sind,

und dieses Rückblicken hat mich einsehen lehren, was ich für Dich zu thun habe."

„Was Du für mich zu thun hast?" fragte er, „Du für mich? Du, der ich eine Zukunft schulde? Ach, das ist es ja! das ist ja die folternde Reue, die mir nicht Ruhe lassen wird, so lang ich lebe, daß ich Dir, Dir, die das so tausendfach verdient, keine Zukunft zu geben habe; denn was ich Dir auch bieten könnte, Deiner Liebe gegenüber bleib' ich ein — —"

Sie ließ ihn nicht enden, und hob ängstlich die Hand empor, als wolle sie ihn warnen, das Wort auszusprechen, das auf seinen Lippen schwebte. „Still! still!" sagte sie, „höre mich Erich! ich allein kann handeln, ich allein kann helfen! und ich werde es thun."

„Du?" rief er.

„Du kannst mich nicht verlassen," sprach sie schnell, „es würde für immer, für ewig einen giftigen Stachel zurücklassen in Deiner und in meiner Brust. Du wirst, Du sollst das auch nicht thun! Hörst Du, Du sollst das nicht!"

Ihr Gesicht flammte, ihr Busen hob sich, sie

stand auf, als müsse sie Athem holen, um weiter zu sprechen. Erich betrachtete sie voll staunender Bewunderung, er hätte sprechen mögen, aber er verstummte unter ihrem Blick. So vergingen ein paar Sekunden, dann setzte sie sich wieder zu ihm. „Ich weiß es," sagte sie, „Du möchtest Deinem Vater Freude machen, Du möchtest — —." sie stockte — „Du möchtest Dich verheirathen — und Du hast auch schon gewählt — ich allein hindere Dich."

Ihre Stimme brach, aber sie bemeisterte sich schnell, und mit einem Tone, den sie scherzhaft machen wollte, der aber in seiner tiefen Wahrheit Erich's Herz durchdrang, sprach sie: „Ich kam zu Dir mit meiner Liebe, ohne daß Du sie gefordert hast — aus Liebe muß ich von Dir gehen, ohne daß Du mich gehen heißest!"

„Regine!" rief Erich und sank vor ihr nieder, ihre Kniee mit seinen Küssen bedeckend, „Regine! muß ich Dich in Deiner ganzen wundervollen Schöne erst in der Stunde sehen lernen, da Du Dich von mir wenden, da Du Dich von mir trennen willst?"

„Schmerzt es Dich, daß Du die Einsicht gewinnst, ich wäre Deiner werth, ich wäre nicht unwürdig gewesen, den Namen zu führen, auf den Dein Vater so viel Gewicht legt, daß er ihm all die Seinen opfert? — Und wie heilig hätte ich den Namen halten wollen, den ich liebe, weil Du ihn trägst!“

Sie weinte still, auch Erich's Thränen flossen wieder. „Wüßtest Du, wie ich Dich liebe,“ sagte er, „wüßtest Du, wie seit langer Zeit das Bewußtsein mich vernichtet, daß ich Dich aufgeben muß — denn ich muß es, ich muß es, und wenn es mir auch das Herz zerbricht!“

Sie sah ihn an, ein Lächeln des Mitleids, des Zweifels glitt kaum merklich über ihre Züge. Erich bemerkte es. „Ich kann Dich meinem Vater nicht zur Tochter geben, ich kann ihn, den Schmerzgebeugten, nicht verlassen, wie die Anderen es gethan. Ich liebe ihn; ich kann es nicht!“ rief er, ihrem Zweifel begegnend. „Du kennst die Nächte nicht, die ich durchwacht in dem Gedanken an diese Trennung, die Todespein nicht, mit der ich Dich dann vor meinen Augen sah,

zusammengebrochen unter ihrer Last! Was habe ich nicht Alles ersonnen, Dir zu helfen, für Dich zu sorgen, Deine Zukunft angenehm zu machen, und Alles schien mir Deiner doch nicht werth; Nichts schien mir genug für das, was ich Dir schulde!"

Der sanfte Ausdruck ihrer Züge schwand, je länger er sprach, ein strenger Ernst trat an ihre Stelle, sie hörte ihm zu, ohne ihm zu antworten, Beide versanken in Schweigen, die Unterredung kam zu keinem Abschluß. Die Nothwendigkeit ihrer Trennung hatten sie Beide anerkannt, ohne einen Zeitpunkt für dieselbe festzusetzen, und ängstlich beklommen, wie vor der Nähe eines sichern Todes, gingen ihnen die folgenden Wochen hin.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die ersten klaren Herbsttage kamen der Genesung Friedrich's sehr zu statten, und als knüpfe seine wiederkehrende Erinnerung auf dem Punkte an, auf dem ihm das Bewußtsein entschwunden, so galt seine erste Frage der Ankunft der Gräfin St. Brezan.

Er schien es mit Freude zu hören, daß sie nicht erfolgt sei, verlangte aber Cornelie zu sehen. Man sagte ihm, sie sei verreist, er glaubte die Hochzeit also vollzogen, bis er allmählich durch Auguste das Geschehene erfuhr.

So sah er sich Anfangs ausschließlich auf die Gesellschaft seiner Mutter und Augustens angewiesen.

Die Freundlichkeit, welche die Letztere der Meisterin bewies, das Lob, welches diese dem Fräulein spendete, die Neigung, die sie für dasselbe hegte, trugen noch dazu bei, seine Dankbarkeit und Anerkennung für Auguste zu erhöhen, während sein Mitleid für sie durch die Kunde angeregt ward, daß Georg mit ihr gebrochen habe.

Ihre Niedergeschlagenheit, des Barons sich immer steigernde Abgeschlossenheit machten das Zusammensein mit ihnen drückend. Die Dienerschaft, nie vor ungerechtem Tadel von den verstimmten Gebietern sicher, besorgte unlustig den Dienst, nur selten erschienen Edelleute aus der Nachbarschaft, dem Baron einen Besuch zu machen, noch seltener wurden sie empfangen und kein gern gesehener Gast betrat die Schwelle. Das Unglück lastete über dem Hause wie ein düsterer, schwerer Himmel, und die Güte, welche der Baron und Auguste dem Genesenden bewiesen, vermochte ihn nicht zu erquicken. Sie war wie das Sonnenlicht, das stumpf und fahl in Wintertagen aus den Wolken hervordämmert und die schwere Luft und die winterliche Starrheit noch fühlbarer macht.

Man sprach von Erich's Rückkehr, die er verheißen, und hoffte auf sie, wie der Mensch auf jede Veränderung hofft, wenn seine Zustände ihm drückend sind; aber man wußte nicht, wann er kommen würde, und wußte noch weniger, was man eigentlich davon erhoffte. So war es denn natürlich, daß Friedrich, den trüben Eindrücken zu entfliehen, sich oftmals nach dem Pfarrhause wendete, und hier fand er immer heiteres frisches Leben.

„Nun!" rief ihm Feldheim eines Abends entgegen, „was bringen Sie uns für Nachrichten aus Ihrem verwünschten Schlosse, denn es ist still drüben, wie im Palast der verzauberten schlafenden Fee!"

„Und es war doch so anders," meinte die Pfarrerin, „als die Frau Baronin noch dort waltete und schaltete! Gott, war das ein Leben, eine Zufriedenheit! man konnte nichts Prächtigeres sehen, als das Haus voll schöner, froher Menschen! Aber seit sie die Augen geschlossen hat, ist's, als ob der gute Geist gewichen und ein böser eingezogen wäre. Manchmal kommt mir

ordentlich ein Grausen an, daß ich denke, es werde noch irgend ein Unglück dort geschehen!"

Sie brach ab, weil das Mädchen die Abendsuppe auftrug. Die Knaben drängten sich zum Tische, und kaum saß die Familie bei dem bescheidenen Mahl in Heiterkeit versammelt, als der Jüngste, von seinem Teller aufsehend, plötzlich fragte: „Tante! wie spukt es denn drüben?"

„Wie es spukt? was meinst Du damit, mein Kind?"

„Nun! was der böse Geist im Schlosse thut, der böse?"

„Schäme Dich," rief der Pastor, „wer wird denn solchen Unsinn glauben, es giebt gar keine bösen Geister, es giebt gar keinen Spuk und —"

„Schwager!" fiel ihm Feldheim in's Wort, „Schwager! ruiniren Sie mir die Kinder nicht! — Ich danke Gott, daß ich sie in Italien vor aller Aufklärung bewahren konnte, und vollends den Jungen, in dem ein Künstler steckt! Reden Sie ihm doch die Phantasie nicht zu Schanden, woran soll er denn glauben, wenn nicht an Spuk?"— Und sich gegen den Kleinen wendend, sagte er:

„Der Onkel spaßt nur, freilich giebt's böse Geister und alten Spuk, und drüben das ganze Schloß steckt voll davon vom Keller bis zum Dache. In dem großen Saale mit den Sammetmöbeln, in den Du neulich hineingeguckt hast, und der immer verhängte Fenster hat, da sitzt der Eine, das ist der Hochmuthsteufel!"

„Was thut der, Papa?" fragte der Knabe.

„Der zetert und schreit, so wie ein Mensch hereinkommt, der nicht Schuhe und Strümpfe an hat, sondern Stiefel, und kommt Einer, der keine Handschuhe hat, den nimmt er beim Genick und wirft ihn hinaus; und Einer, der, wie ich, eine Blouse hat mit Oelflecken und eine Leinwandhose, den schmeißt er die Treppe hinunter, daß man Arm und Beine brechen kann. Es ist ein scheußliches Geschöpf!"

„Wie sieht der denn aus?"

„Lang und vornehm, und dann hat er große Augen, die er zukneift, und dicke Augenbrauen, die er hoch heraufzieht, er sieht so aus — —"

„Wie der Herr Baron!" rief der Kleine.

„Ja, es wird wohl so sein!" entgegnete der Vater.

*

„Sind noch mehr böse Geister dort?"

„Ganze Rudel! Da sind die dicken, grauen Vorurtheile und verfluchte Grundsätze, die keinen Menschen dort froh werden lassen, und alle Kinder zum Hause hinaustreiben!"

„Alle Kinder?"

„Ja! alle Kinder! wo Grundsätze sind, gedeiht kein Kind. — Aber iß jetzt Deine Suppe, ich erzähle Dir morgen zu Ende!"

Der Knabe ließ sich das gefallen, und während der Pastor mißbilligend den Kopf schüttelte, sagte Friedrich: „Sie haben schon neulich Ihre Abneigung gegen alle Grundsätze und namentlich gegen ein Leben oder ein Erziehen nach festen Grundsätzen ausgesprochen, so daß ich beinahe glauben muß, es sei Ihnen Ernst damit?"

„Zweifelten Sie daran?"

„Ja! weil ich mir nicht denken kann, wie man ohne feste Anschauungen, ohne feste Principien in den tausend Conflicten bestehen soll, die sich uns entgegen stellen."

„Lieber Freund!" rief der Maler, „und sind denn die Conflicte, die man gewöhnlich mit

diesem vornehmen Namen titulirt, nicht meist die Folge fester Grundsätze? Ist nicht alles Unglück auf der Erde, sind nicht unsere religiöse und staatliche Unfreiheit eine Folge fester Grundsätze? Das Erhabenste, was man mit festen Grundsätzen erreichen kann, ist, daß man Andere damit zu Grunde richtet, oder besten Falls, daß man selbst für sie zum Märtyrer wird. Andere zu Grunde zu richten ist aber ein Verbrechen, und sich zum Märtyrer zu machen, meist eine Thorheit. Ich halte Nichts vom Märtyrthum."

Mit der ihm eigenen Heiterkeit, hob er sein Glas empor und rief: „Man hat, zum Fluch der Menschheit, so oft den Wein auf die Erhaltung gewisser Grundsätze geleert, daß es Zeit ist, einmal in ehrlichem Bier ihnen ein Pereat zu bringen. Pereant die Grundsätze!"

Er sah dabei so glücklich aus, hielt den Anwesenden so fröhlich sein Glas entgegen, daß selbst der Pastor nicht umhin konnte, lächelnd mit ihm anzustoßen; jedoch bemerkte er: „Es käme nur darauf an, wie Sie die Menschen erziehen wollen, wenn Sie keine feste Dogmen für Recht und

Sitte, für Moral und Gesetz, mit einem Worte, keine Schranke für den Menschen anerkennen mögen?"

„Komme ich Ihnen wie ein Verworfener vor?"

„Schwager!" tadelte der Pastor.

„Nein! antworten Sie mir darauf! Komme ich Ihnen wie ein Verworfener vor?"

„Sie sind der bravste Mensch unter der Sonne," sagte der Pastor und reichte ihm die Hand, „das Muster eines Gatten, eines Vaters, und — —"

„Genug, genug!" rief Feldheim. „Das Attest genügt mir. Nun sehen Sie — ich habe gar keine Grundsätze!"

„Sie sind aber auch von den würdigsten Eltern zu allem Guten angeleitet worden!" meinte der Pastor.

„Ja! indessen war in unserm Hause nie von Grundsätzen die Rede. Oder weißt Du etwas davon, Schwester? hast Du einen Grundsatz uns anpreisen, einen andern Grundsatz bei uns jemals tadeln hören, als den, den die alte Kathrine uns

täglich in unserm Cichorienkaffee zu trinken gab?"

„Es ist wahr," bekräftigte die Gefragte, „man wußte in unserm Hause nicht viel davon. Die Eltern waren Beide gut, thaten einander und uns Kindern alles Liebe, was sie konnten, und waren sonst auch menschenfreundlich und barmherzig. Gesprochen wurde darüber nicht viel und nachgedacht noch weniger. Es war eben so und konnte nicht anders sein!"

„Da habt Ihr's, da habt Ihr's!" rief der Maler, „das ist's ja grade, was ich meine. Es war Einfachheit, Schlichtheit in den Menschen damals; und Einfachheit und Schlichtheit das ist Menschlichkeit, denn der Mensch ist gutartig und bleibt gutartig, bis ihn die festen Grundsätze verdorben haben. Wo aber in einem Hause die rechte schlichte Menschlichkeit herrscht, da ist weiter gar kein Erziehen mehr von Nöthen, da wächst Alles, wie in der himmlischen Campagna felice, fast von selbst — man hat nur den Samen zu streuen und hie und da einen wilden Schößling auszuroden — dazu aber braucht man so

wenig eine Art, als zum Erziehen feste Grundsätze."

„Es ist freilich wahr," bemerkte Friedrich, „daß wir oft ganz schlichte Eltern Meisterwerke der Erziehung vollbringen sehen; und fragt man sich, was Göthe erzogen und zu dem gemacht hat, was das unvergängliche Schöne an ihm war, so werden wir der unbefangenen, heitern Liebe seiner Mutter mehr Theil daran zuerkennen müssen, als den durchdachten Principien seines Vaters."

„Versteht sich!" meinte der Maler. „Des Vaters Principien wickelten ihm den Zopf, der Mutter Liebe aber kräuselte ihm die unsterblichen apollinischen Locken."

„Verständige Liebe," fiel hier seine Frau ein, die bis dahin schweigend zugehört hatte, „verständige Liebe ist sicher schon darum die beste Erzieherin, weil sie den Menschen zu keinem ihm nicht angemessenen Dinge zwingt. Feldheim hatte es sich in der Jugend in den Kopf gesetzt, daß alle unsere Kinder eine Kunst erlernen sollten, weil er das für ein Mittel hielt, ihr Gemüth zu veredeln und ihr Leben zu erheitern. Wir haben

es auch mit Agnes und dem ältern Knaben redlich versucht, indeß es wollte nicht gehen. Weißt Du wohl, Agnes, was Du für ein unlustiges, träges Kind gewesen bist in Deinen Zeichen- und Musikstunden? Wir hätten sie für ihr ganzes Leben mürrisch machen können, hätten wir auf dem Grundsatz der Lebenserheiterung durch die schönen Künste beharren wollen. Jetzt wird sie freilich keine Künstlerin werden, aber doch eine nützliche Hausfrau, wie ihre arme Mama, die auch so talentlos, und mit der ihr Mann doch immer noch zufrieden ist!" Sie reichte dabei freundlich dem Manne die Hand, Agnes war aufgestanden, die Mutter zu küssen.

Als dies kleine Intermezzo zu Ende war, bemerkte Friedrich: „Alles, was Sie da sagen, ist mir nicht neu und dennoch fremd. Ich habe es seit Jahren, fast möchte ich sagen, seit ich selbstständig denken kann, mit Personen zu thun gehabt, die es im Felde der Moral, der Politik, der Religion, ja selbst der Freiheit, auf ein Leben nach festen Grundsätzen angelegt hatten, und ich selbst neige dazu. Es liegt, so schwer es auf der

einen Seite ist, den Grundsätzen gerecht zu werden, doch eine Bequemlichkeit darin, sich an sie lehnen, auf sie berufen zu können. Es enthebt uns manches Kampfes, mancher Verletzung" —

„Die Grundsätze," fiel ihm der Maler in's Wort, „sind, um es kurz zu machen, ein Corsett, ein unbequemes und doch unentbehrliches Ding für die verrenkten Zustände der krank und schwach gewordenen Menschheit — gesunde Menschen brauchen Grundsätze so wenig als ein Schnürleib, um schön zu sein, die rechte Schönheit leidet nur darunter."

„Es ist freilich oftmals leicht," meinte der Pastor, „sich hinter seinen Grundsätzen zu verschanzen, wenn Forderungen der Menschlichkeit verweigert werden sollen!"

„In der Erziehung lassen allerdings feste Grundsätze keine Freiheit, also auch kein Individualisiren zu, was doch die Hauptsache bei aller Erziehung ist!" setzte Friedrich hinzu.

Der Maler lachte hell auf. „Bravi! Bravi!" rief er, „da pfeift Ihr ja Alle schon meine Weise! Bedenkt doch nur, daß ein Mensch, der sich hin-

stellt und sagt: „Die Menschlichkeit ist eine Pflicht, also will ich menschlich sein,“ und nun hingeht und bringt dem Armen mit gloriosem Bewußtsein einer überlegten Pflichterfüllung eine Gabe, daß solch ein Mensch die wärmste Armensuppe kalt lächeln kann; während das kalte Stück Brod, das der Warmfühlende sich vom Munde nimmt, um es hinzugeben, weil's ihn dazu drängt, zum Labsal wird für den Empfänger. Wie kommt es denn, daß Ihr hier mit allen Euren Wohlthätigkeitsanstalten keine Liebe ernten könnt? Wie kommt es? —“ Er hielt inne, und da man ihm nicht antwortete, antwortete er selbst: „Ihr säet keine Liebe, wie soll sie denn erwachsen, und wie wollt Ihr sie säen? Ist doch Eure ganze Bildung nicht die Bildung freier Menschlichkeit und schöner Liebe, sondern die Bildung der Reflexion, und die ist unfruchtbar im Menschenverkehr, noch unfruchtbarer als in der Kunst. Geht mir mit Eurer Reflexionsbildung, mit Euren Grundsätzen! Ein Lazzarone ist ein Heros gegen Euch in seiner Wildheit und in seiner Großmuth, in seinen Tugenden und in seinen Lastern! Es ist doch Ein-

falt, es ist Kraft darin! — wo aber sollen Einfalt und Kraft aufkommen unter der Obhut reflectirter Grundsätze, die jeden neuen Keim gleich lang recken und reglementsmäßig an Spaliere binden möchten? Geht mir mit dem ganzen Plunder, mögt Ihr ihn nun Knechtschaft, oder Freiheit nennen. Die Eine ist so gut wie die Andere Dressur bei Euch — eben weil Euch die naturwüchsige, einfache Menschlichkeit mangelt!"

Hatte er Anfangs scherzend gesprochen, so war er immer ernsthafter geworden und endlich in jenen reinen Zorn gerathen, der frei von allem persönlichen Mißempfinden, durch die allgemeinen Uebel angeregt, eine der erhabensten menschlichen Leidenschaften ist. Auch der Pastor, so weit er zu Anfang des Gespräches von den Ansichten des Schwagers abgewichen war, stimmte ihm jetzt bei, und Friedrich gab ihm aus voller Ueberzeugung Recht.

„Welche Weisheit," sagte er, „liegt in den Worten: „So ihr nicht werdet wie die Kindlein" — aber wie sollen wir es anfangen, uns von der Reflexionsbildung zu erlösen? wie können wir je-

mals wieder zur Ursprünglichkeit gelangen, wir, die wir sie verloren haben?"

„Gewöhnt Euch nur," meinte der Maler, „die Dinge mit festem Auge anzusehen, sie fest in die Hand zu nehmen und beim rechten Namen zu nennen, und Ihr werdet den Unterschied merken. Haltet Euch an das, was Ihr an ihnen sehen und greifen könnt, und sie werden bald ein anderes Ansehen und den rechten Werth für Euch bekommen. Warum sind wir Künstler denn meist so viel frischer als Ihr? Uns ist die Dame, vor deren Vornehmheit und seidenen Kleiderbehang Euch das richtige Urtheil vergeht, ein Weib wie jedes andere; sie ist uns nur Etwas durch ihre wirklichen Eigenschaften, mit ihren geselligen Qualitäten haben wir Nichts zu thun, — und betrachtet man erst ein Wesen mit solchem Auge, sieht man erst ein Ding richtig an, so lernt man bald alle Wesen, alle Dinge, alle Zustände nur als dasjenige schätzen, was sie an und für sich, was sie wirklich sind. Erzieht Euren Formensinn, bildet Euch zur Schönheit heran, davor verschwindet die Unnatur, davor schwindet das Streben nach

leerem Prunk und die Bewunderung und Verehrung vor denen, die sich mit ihm und durch ihn von Euch unterscheiden und die Ihr als unnahbar über oder unter Euch gestellt glaubt. Die Aesthetik wird mehr reine Menschlichkeit unter Euch erzeugen, die Vorurtheile siegreicher bekämpfen, als die Religion!"

Er wendete sich dabei zu dem Pastor, reichte ihm die Hand und sagte: „Und jetzt können Sie meinetwegen auch wieder gegen meine heidnischen Kunstansichten und gegen alle Kunst zu Felde ziehen, Schwager! es schadet ihr Nichts, denn sie ist unsterblich — hab' ich doch wieder einmal Alles herunter gesprochen, was ich auf der Seele hatte! — Nun aber Marsch in's Bett, Jungen!" rief er den Kleinen zu, „und nehmt Euch vor dem Hochmuthsteufel in Acht!"

Die Kinder gingen um den Tisch herum, die gute Nacht zu wünschen, und entfernten sich dann, während die Erwachsenen noch beisammen blieben. Als sie das Zimmer verlassen hatten, sagte der Pastor: „Wenn Sie so in Abstracto gegen die festen Grundsätze zu Felde ziehen, so ließe sich da-

gegen wohl so Manches sagen, indeß mit den Grundsätzen unseres Herrn Barons ist es doch wirklich fast ein mißlich Ding. Die Kinder haben nie ein rechtes kindliches Herz zu ihm gefaßt, er hat immer vor ihnen gestanden, wie der strenge Gott Israels, sie haben ihn in Ehrfurcht angebetet, und er hat gerichtet über Leben und Tod. Er hat ihnen Gesetze und Lebensregeln gegeben nach seinem Sinn, und keines von Allen ist damit zu Rechte gekommen. Auch mit dem jungen Herrn Baron soll's nicht so sein, wie der Vater es wohl wünschte!"

„Mit Erich?" fragte Friedrich, „was wissen Sie von ihm?"

„Er hat 'nen schlimmen Handel mit einem Frauenzimmer," sagte der Pastor. „Es soll ein schönes Mädchen sein, rechtlicher Leute Kind, und lebt nun schon seit Jahren mit ihm in seinem Hause!"

„Woher haben Sie die Nachricht?" fragte Friedrich, schmerzlich betroffen über des Freundes Thun und über sein mangelndes Vertrauen.

„Der Sohn der alten Anna, des jungen Herrn

Spielkamrad, der im Garde-Regimente als Unteroffizier dient, ist bei der Mutter zum Besuch gewesen und hat's erzählt!"

„Es mag nicht wahr sein!" begütigte die Pastorin.

„Nicht wahr? Er hat das Frauenzimmer selbst gesehen, wenn er ab und an zum jungen Herrn gekommen ist, und er sagt, er habe sie sogar gekannt. Ihr Vater habe ihn vor zehn Jahren in Königsberg einexercirt!"

Eine unheimliche Ahnung zuckte in Friedrich auf. Wenn es Regine wäre? wenn er deshalb geschwiegen hätte? dachte er. Aber er verwarf den Einfall eben so schnell wieder, als er ihm gekommen war. Hatte Regine ihm doch mehrmals in jedem Jahre geschrieben, ohne irgend Etwas zu erwähnen, was auf solche Verhältnisse hindeuten konnte; hatte er doch erst nach seiner Genesung einen Brief von ihr erhalten, in dem sie ihm gesagt, sie denke daran, Berlin zu verlassen und wolle sehen, daß sie eine Stelle als Bonne oder als Begleiterin einer Herrschaft finde, die auf Reisen gehe. „Thorheit, Wahnsinn!" rief er im

Selbstgespräch, so daß die Anderen ihn erstaunt betrachteten und er seine Zerstreutheit vor ihnen zu entschuldigen hatte. Aber so undenkbar ihm die Sache schien, so fest er sie als unglaublich von sich wies, dennoch kehrten seine Gedanken immer wieder auf den Gegenstand zurück. Er fragte, ob der Unteroffizier noch bei der Mutter sei, aber er hatte das Dorf bereits verlassen. Der quälende Zweifel blieb also in Friedrich's Seele haften und ließ ihm keine Ruhe.

Er hörte kaum, was der Pastor von des Barons wachsender Strenge sagte, von der Härte, mit der er, seit Fräulein Cornelie verreist sei, alte Gerechtsame hervorsuche, und wie alle seine Leute darüber klagten, daß er gar nicht mehr derselbe, daß er wetterwendisch in seinen Anordnungen geworden und auf keine Weise mehr zu befriedigen sei.

„Es ist hohe Zeit, daß der junge Herr zurückkehrt, daß wieder ein zufriedener Mensch und vor Allem eine Frau in's Schloß kommt, denn Alles verdüstert und verkümmert dort sowohl, als auch im Dorfe. Die alte Liebe schwindet in den Leuten. Das arme Mädchen aber, die Auguste, hat

vollends böse Tage!“ sagte die Pastorin, und Alle flossen nun über in des Fräuleins Lob, so daß Friedrich wieder aufmerksam zu werden begann.

„Sehen Sie, wie gut sie ist,“ meinte die Pastorin gegen ihn gewendet, „und wie sie an Alles denkt! Da ist sie gestern bei mir gewesen und hat mich gefragt, ob es denn nicht zu machen wäre, daß Ihre Mutter hier im Dorfe bliebe, weil Sie selbst den Winter hier verleben wollen; und klug wie sie ist und umsichtig, hat sie gemeint, wenn Ihre Mutter sich bei der alten Anna in Kost geben wollte, so würde es Ihnen billiger sein als sie in der Stadt zu unterhalten, sie würde besser leben und die beiden alten Frauen hätten das größte Behagen davon. Sie hatte die Sache auch schon mit der Anna besprochen, und wollte nun wissen, was ich davon dächte, ehe sie es Ihnen sagte.“

„Ja!“ sagte Friedrich, gerührt von dieser Vorsorge, „sie ist in der That sehr gut. Wie viel habe ich ihr schon zu danken, mit welcher Aufopferung hat sie meiner Mutter es erleichtert, mich zu pflegen, mit welcher Freundlichkeit weiß

sie sich zu den Ansichten und Begriffen der alten Frau herabzustimmen! Sie ist sehr gut — und leider ist auch sie nicht glücklich!"

„Es ist Alles richtig, was Sie zu ihrem Lobe sagen," bemerkte der Pastor, „und ich spreche Nichts dagegen; nur will mir, der ich sie von ihrer Jugend an kenne, ein gewisser Zug der Unzufriedenheit in ihrem Wesen nicht gefallen. Sie weiß nicht sich an das Gute ihrer Lage zu halten, sie denkt selten an das, was sie hat, aber desto öfter an Alles, was ihr fehlt, sie sieht stets über sich, nie unter sich — und mit solchen Menschen ist nicht leicht zu leben; denn kämen sie auch in den siebenten Himmel, sie finden doch noch Etwas, was ihnen fehlt und sind nie recht zufrieden."

„Zufrieden?" rief Feldheim, „wo soll denn einem Frauenzimmer von sechsundzwanzig Jahren die Zufriedenheit herkommen, wenn es noch keinen Mann und Aussicht hat eine alte Jungfer zu werden? Und es wär' Schade um sie, denn sie ist hübsch und frisch!"

„Sehr hübsch!" sagte die Pastorin, deren ent-

schiedener Günstling das Fräulein war. „Sie ist die Einzige, auf welche die eigenthümlichen Verhältnisse des Hauses keinen üblen Einfluß übten, und es ist keine Spur von Hochmuth oder Ueberspannung in dem guten Herzen, es ist eine so schlichte, nüchterne Natur. Ich habe oft gedacht, seit Sie hier so unter uns leben, Herr Brand, Auguste wäre eine rechte Frau für Sie!“

Friedrich wurde roth, weil seine Mutter ihm dasselbe alltäglich wiederholte, der Maler aber rief: „Nüchtern ist sie? wirklich nüchtern? dann halten Sie sich das Fräulein nur vom Leibe, lieber Freund! Nüchterne Weiber sind Quälgeister, sind schlechte Lebensgefährten. Du lieber Himmel! wo soll denn die Liebe, die Duldung in der Ehe herkommen, wenn man einander ewig nur mit nüchternem Verstande betrachtet? Was hätte meine Frau an mir, sähe sie mich nicht immer noch durch die Verschönerung des ersten Liebesrausches? was sollten wir mit unsern beginnenden Runzeln, mit unserm grauen Haare machen, schiene nicht alles Gold glücklicher Erinnerung darüber, und berauschten wir uns nicht alltäglich an der alten Liebe?“

„Ja!“ wendete die Pastorin ein, „aber in bösen Tagen, da ist ein nüchterner Sinn —“

„In bösen Tagen,“ fiel der Bruder ihr in's Wort, „in bösen Tagen, bei Noth und Sorge, bei Zank und Streit, da ist ja eine nüchterne Frau, die all die Noth so klar vor Augen sieht, ohne sie durch ein Bischen Täuschung oder Hoffnung zu mildern, die all den Zwiespalt mit scharfer nüchterner Gerechtigkeit betrachtet, ohne die liebenswürdige Schwäche der Nachgiebigkeit, — da ist ja solche Frau ein wahres Unglück. Ich hänge mich auf, Weib, wenn Du mir jemals nüchtern wirst!“ rief er lachend, und gegen Friedrich gewendet wiederholte er: „Ist sie nüchtern, so halten Sie sich den Schatz vom Leibe! Sonst ist's ein stattlich Mädchen und eine Frau müssen Sie ja einmal haben, Herr Pastor in spe!“

Ohne daß er es sich eingestand, machte diese Unterredung einen unangenehmen Eindruck auf Friedrich. Es verdroß ihn, daß man ihn aus seiner Ruhe störte, daß man ihm Wünsche und Pläne unterbreitete, die er nicht hegte, ja selbst Augustens Fürsorge für seine Mutter ward ihn dadurch

verleidet, oder doch mindestens verdächtig gemacht. Er verlor seine Unbefangenheit gegen das Fräulein, er glaubte sich zurückhalten zu müssen, um nicht gegen seinen Willen in ein Verhältniß gezogen zu werden, das man zwischen ihnen herzustellen dachte; und doch reizte es ihn zu wissen, ob Auguste die Pläne der Anderen theile, doch schmeichelte ihm die Vorstellung, eine Nichte, eine Pflegetochter des Hauses zur Frau zu nehmen, das einst eine Verbindung mit ihm als eine Unmöglichkeit betrachtet hatte.

Aber kein Zug in seinem Herzen sprach für Auguste. Er schätzte sie, er war ihr dankbar, aber er liebte sie nicht. Der Maler hatte das rechte Wort gefunden, sie war zu nüchtern; ihr fehlte, um Friedrich's Neigung zu gewinnen, jene Anmuth, ohne welche das tägliche Beisammensein farblos und bald zu einer, allen Reizes baaren Gewohnheit und Ermüdung wird. Dennoch beschäftigte ihn seit jenem Abende der Gedanke an die Ehe oftmals, und das glückliche Familienleben, dessen Zeuge er in dem Pfarrhause war, ließ ihm zum ersten Male seit den Tagen seiner

Jugend ein beschränktes Dasein in bürgerlichen Verhältnissen als etwas Schönes, Begehrenswerthes erscheinen. Was hatten der Reichthum, der Rang, die Bildungsmöglichkeit, welche allen Kindern des Barons zu Theil geworden waren, für diese zu bewirken vermocht? Welche Erfolge hatten sie für die Zufriedenheit und richtige Entwicklung der Einzelnen geliefert? welche Segnungen konnte jenen Begünstigten das Leben bieten, die der Pastor und seine Frau, die das Künstlerpaar nicht eben so voll und schön genossen? Nicht die äußeren Bedingungen waren es, die hier den Frieden, dort das Unglück der Familien erzeugten, es war der Geist der Liebe, der hier waltete und dort fehlte. Nicht in dem, was wir besitzen, sondern darin, wie wir es besitzen, liegt sein Werth, seine Kraft, seine Wirksamkeit für uns. Wir sind Herren über unsere Zufriedenheit, so lange wir Herr bleiben über unsern Willen. Die Möglichkeit des Strebens und des Erringens oder die Möglichkeit einer Selbstbeschränkung sind Jedem gegeben, und Jeder hat nach diesen Anlagen eben auch die Aussicht, in dem Einen oder dem Andern seine Zufrieden-

heit zu finden. Unentschlossenheit die nicht mit sich fertig zu werden weiß, ist weniger ein Naturfehler, als Mangel jener Selbsterziehung, ohne die Niemand sich zum Charakter bildet.

So ward auf doppelte Weise Friedrich's Sinn von dem Schweifen in die Ferne, von dem Verlangen nach Großem und Vollendetem zurückgerufen in die Enge, seine Neigung sich auszudehnen in Wissen und Wirken auf Beschränkung gelenkt, seine theoretischen Studien in praktische Bemühungen verwandelt. Er, der sonst nur an das Heil und die Erlösung der Menschheit gedacht, der von socialen Reformen geträumt, gelangte, je länger er auf dem Gute weilte, immer mehr dahin, für das Kleinleben jedes einzelnen Dorfbewohners Theilnahme zu gewinnen, und die Förderung einer kleinen Commune in ihren geistigen und leiblichen Bedürfnisien als ein Ziel zu betrachten, in dem ein liebevolles Herz, ein reger Geist seine volle Thätigkeit und Befriedigung finden könnten.

Georg's Briefe, welche die Lust an seinem Berufe verriethen, weit hinaus in Ferne und Zukunft deuteten, und Schilderungen des rastlosen

merkantilischen Treibens gaben, in das Jener sich mit Behagen hineingezogen sah, weil es seinem Drange nach Thätigkeit und Selbständigkeit entsprach, diese Briefe machten Friedrich die Stille nur noch lieber. Er empfand sie als ein Bedürfniß für sich nach den Leiden seiner Krankheit, und ohne daß er es gewahr ward, spann sich sein Leben in die Schranken seiner jetzigen Umgebung ein.

Was er von Plessen über den Fortgang des Processes gegen die gemeinsamen Freunde hörte, was der Doctor ihm über die, gegen ihn verhängte und immer noch nicht entschiedene Untersuchung, so wie über den wachsenden Druck berichtete, den Polizei und Censur über die Presse ausübten, war nicht geeignet, ihn in seine früheren Verhältnisse zurückzulocken. Der Doctor selbst begann an eine Entfernung aus dem Lande zu denken, Plessen, der Corneliens Entscheidung erwartet hatte, schickte sich an nach Gnadenfrei zu gehen, und damit waren die wesentlichsten Beziehungen gelöst, die ihn dort gefesselt hatten.

Mit Behagen sah er die Tage kürzer, die

Abende länger, die Natur herbstlicher werden. Die Einsamkeit, welche dadurch auf dem Lande hervorgerufen wird, die Abgetrenntheit von der übrigen Welt waren ihm willkommen, nur die Sorge um Regine zog seine Gedanken aus dem Kreise fort, in dem er sich bewegte. Er konnte sich nicht überwinden, den Verdacht gegen sie auszusprechen, der ihm so grundlos gekommen war, und doch ließ es ihm keinen Frieden, bis er sich entschloß, Erich zu fragen, was es mit den Gerüchten sei, die er vernommen.

Mit unumwundener Offenheit gestand der Freund ihre Wahrheit zu. Er schilderte ihm die Art, in der er das Mädchen wiedergefunden, das er schon in der Jugend gekannt, erwähnte mit bitterer Reue seiner Handlungsweise, mit Liebe des Mädchens, mit großem Schmerz der zwischen ihnen nothwendig gewordenen Trennung. Dann aber sprach er in dem Briefe die Bitte aus, Friedrich möge ihm, als einen Freundschaftsbeweis, die Gunst gestatten, ihm die letzten Details und den Namen seiner Geliebten erst mündlich mittheilen zu dürfen.

So auffallend dies letzte Verlangen für Friedrich sein mußte, so hatten Erich's Offenheit und vor Allem der Umstand, daß er seine Geliebte schon in der Heimath gekannt haben wollte, ihn doch völlig beruhigt; denn Regine hatte nach seiner festen Ueberzeugung Erich niemals gesehen, und bald zog er sich wieder in die kleine Welt zurück, in der er heimisch zu werden begonnen hatte.

Er selbst nahm Augustens Vorschlag, seine Mutter nach dem Gute überzusiedeln, wieder auf, um sich auch von dieser Seite abzuschließen, und mit Zufriedenheit sah er die bescheidene Habe der Meisterin im Hause der alten Anna anlangen. Selbst die Aussicht, daß die Familie des Malers, daß der Baron und Auguste mit Anfang des Winters den Ort verlassen würden, erschreckte ihn nicht; er freute sich vielmehr darauf, bald ganz auf sich selbst und auf den Verkehr mit den schlichtesten Menschen angewiesen zu sein, und das Zusammensein mit den Bewohnern des Schlosses war ohnehin nicht erheiternd.

Die Erschütterung, welche der Baron durch

Corneliens Entfernung erlitten, hatte eine ihm sonst fremde krankhafte Heftigkeit in ihm zurückgelassen, und der Undank, den er erfahren zu haben glaubte, ihm ein Mißtrauen gegen die Menschen im Allgemeinen eingeflößt, das um so tiefer wurzelte, je unumwundener er es in seiner Umgebung verrieth. Da er nicht mehr an die Menschen glauben konnte, seit die eignen Kinder keiner seiner Hoffnungen entsprachen, schien er die milden Eigenschaften gewaltsam aus seinem Innern zu verbannen, ohne zu bedenken, wie man verarmt, wenn man statt der immer versöhnenden Liebe die starre Gerechtigkeit zu seinem Panier erhebt.

Eine solche Stimmung konnte auf Auguste nur die schlimmste Wirkung haben. Fühlte doch auch sie sich verrathen, war doch auch sie in ihren heiligsten Empfindungen gekränkt! Mit einer Art von Wollust nahm sie die Aussprüche der Welt- und Menschenverachtung als Wahrheiten in sich auf, die sie den Onkel wiederholen hörte, und nur für Friedrich und die Meisterin ließ sie eine Ausnahme gelten, nur ihnen wollte sie die sorgliche Theilnahme nicht entziehen, weil sie die Beiden, wie

sich selbst, als Stiefkinder des Glücks betrachtete, weil es ihr wohlthuend war, von ihnen liebevoll anerkannt zu werden, und weil sie es als eine Schickung ansah, daß ihr die Sorge für den kranken Friedrich in dem Augenblicke zugewiesen worden war, in dem Georg sie für immer verlassen hatte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Erich war für einige Tage zu einer befreundeten Familie auf das Land gegangen, als Regine an einem hellen Octobermorgen in das Zimmer eines Hotels trat, in dem eine noch junge Dame sie empfing. Sie hatte sich sehr verändert, ihre Wangen waren bleich geworden, der Gram hatte seine Spuren in ihren edlen Zügen ausgeprägt.

Scheu und demüthig blieb sie nahe bei der Thüre stehen, als zaudere sie vorwärts zu treten, als falle es ihr schwer zu sprechen. Die Dame auf dem Sopha bemerkte es, erkundigte sich nach ihrem Begehr und nöthigte sie zum Sitzen. Re-

gine lehnte den angebotenen Platz auf dem Sopha ab und blieb stehen.

„Sie haben eine Begleiterin für eine Reise gesucht, gnädige Frau!" sagte sie, „die des Französischen mächtig und in den Hülfsleistungen einer Kammerjungfer geübt ist — —"

Sie stockte und die Dame fragte: „Wissen Sie vielleicht ein solches Mädchen?"

„Ich selbst, gnädige Frau! möchte Ihnen meine Dienste anbieten!"

„Sie?" rief die Dame verwundert, „Sie können doch unmöglich den dienenden Ständen angehören?"

„Ich habe nie gedient, aber ich bin nur die Tochter armer Eltern," antwortete Regine. „Meine Mutter war eine Französin, die sich von ihrer Händearbeit nährte. Das habe ich auch gethan, seit meine Eltern todt sind."

Es lag ein solcher Ausdruck von Schmerz und Trauer in ihrem Wesen, daß die Dame sie eine Weile schweigend betrachtete, dann fragte sie sanft: „Sie haben wohl schwere Schicksale erlitten, daß Sie sich jetzt zur Dienstbarkeit ent-

schließen, die bei Ungewohnten ihre Härten hat?"

Da hielt sich Regine nicht länger. Die Thränen stürzten ihr aus den Augen, und die gefalteten Hände gegen ihre Brust drückend, sagte sie leise: „Ja! ich bin sehr unglücklich!"

Der innige Ton der Wahrheit erschütterte die Dame. „Was kann ich für Sie thun?" rief sie voll Theilnahme und ergriff Regine's Hände. „Sagen Sie mir, Liebe! was kann ich für Sie thun?"

„Nehmen Sie mich mit sich!" bat Regine und fügte dann lebhaft hinzu: „Ich habe Niemand, auf den ich mich berufen dürfte, keine Empfehlungen, die für mich sprächen, die wenigen Menschen, die mich hier kennen in der großen Stadt, die würden gegen mich zeugen, ich habe Niemand als mich selbst und die Zuversicht auf Ihre Menschlichkeit, die mir Ihr Anblick giebt!"

Die Dame trocknete sich die Augen. „Was ist Ihnen denn geschehen? Was bedrängt Sie?" forschte sie theilnehmend.

Regine kämpfte mit sich selbst, endlich sagte

sie mit Ueberwindung: „Ich muß Ihnen die Wahrheit sagen, auf die Gefahr, daß Sie Sich von mir wenden. Ich hatte einen ruhigen Erwerb, aber ich habe ihn aufgegeben einem Manne zu Liebe, der seit Jahren für mich sorgte.“

„Und warum nimmt er Sie nicht zur Frau?“

„Er kann es nicht, er wird sich bald vermählen mit einer Dame seines Ranges.“ Sie schwieg einen Moment, dann sagte sie: „Meine Kundschaft für die Nähterin hab' ich eingebüßt, ich müßte mir erst eine neue suchen, das würde lange währen, und ehe ich es ertrüge, Hülfe, Geld von einem Manne anzunehmen, dem ich Nichts mehr bin, der mich verlassen kann, eher ging ich an das Ende der Welt!“ Ihre Stimme hatte dabei den vollen Klang, ihre Gestalt die ihr eigenthümliche stolze Haltung wiedergewonnen, so daß die Fremde von der Schönheit überrascht, von dem Adel des Mädchens fast beherrscht ward.

„Armes, armes Mädchen!“ rief die Dame. „Ja! Sie sollen mit mir gehen; ich glaube, ich vertraue Ihnen!“

„Das können Sie, so wahr ein Gott im

Himmel lebt," rief Regine, „Sie sollen dies Vertrauen nie bereuen! Sie sollen es nie bereuen, mich gerettet zu haben!"

Sie reichte der Dame die Hand, die jene nahm, es entstand eine Pause. Beide Frauen schienen betroffen von dem plötzlichen Vertrauen das sie zu einander gefaßt; dann sagte die Dame: „Ich hatte vor nach Italien zu reisen, Familienverhältnisse hindern mich daran, und ich gehe nach Frankreich. Wann können Sie fertig sein?"

„Zu jeder Stunde, gnädige Frau!"

„So lassen Sie es übermorgen früh sein. Es drängt mich von hier fortzukommen."

Regine erklärte sich bereit und wollte die Dame verlassen, als diese lächelnd sagte: „Aber Ihre Wohnung und Ihren Namen möchte ich doch wissen!"

„Ich heiße Regine Baldig — —"

„Regine Baldig?" wiederholte die Fremde, „Regine Baldig? Sind Sie eine Königsbergerin?"

„Ja! gnädige Frau!" antwortete Regine, verwundert über diese Frage.

„Welch ein merkwürdiger Zufall!“ rief die Dame, gab dann Reginen nochmals die Hand und sagte: „Ja, Sie sollen mit mir gehen und wir wollen einander nicht verlassen, denn auch ich bin auf mich selbst gestellt und recht allein! Auf übermorgen also! — Für Ihren Paß sorgen Sie nicht, ich habe bereits einen für mich und meine Bedienung ausfertigen lassen. Auf übermorgen also!“

Regine langte erleichterten Herzens in ihrer Wohnung an. Sie packte eine bescheidene Garderobe zusammen, ließ alle werthvollen Gegenstände, die Erich ihr geschenkt, zurück, ordnete seine Zimmer für die Heimkehr, und schrieb ihm dann, daß sie als Kammerjungfer einer vornehmen Dame nach Frankreich gehe, daß sie den Ort ihrer Bestimmung selbst nicht kenne, und daß sie ihn um ihrer und seiner Ruhe willen beschwöre, nicht nach ihr zu forschen. Kein Wort der Klage, des Bedauerns oder des Vorwurfs sprach sich in dem Briefe aus. Er war voll sanfter Trauer, voll Liebe für Erich, der Ausdruck einer großmüthigen Seele, die sich beschieden hatte zu entsagen.

Den Brief legte sie auf Erich's Schreibtisch. Als sie am Morgen ihrer Abreise dem Portier die Schlüssel ihrer Wohnung übergab, sah dieser sie ruhig mit ihrem Gepäcke davonfahren. Er glaubte, sie gehe zu Erich auf das Land.

Wenig Wochen später meldeten die Zeitungen die Verlobung des Barons Erich von Heidenbruck mit der Freiin Sidonie von Werdeck, und der Bräutigam hatte die Freude, seine Schwester, die Gräfin St. Brezan, bei der Verlobung gegenwärtig zu haben, die ihren Gemahl auf seiner außerordentlichen Mission nach Petersburg begleitete.

